This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~FQ 489 A.1~~

[redacted]

REP. G. 4727

~~312 y. 61~~

[redacted]

R. Springer, Essays.

Essays

zur

Kritik und Philosophie

und zur

Goethe-Litteratur.

Von

Robert Springer.

Minden i. W.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1885.

Essays

zur

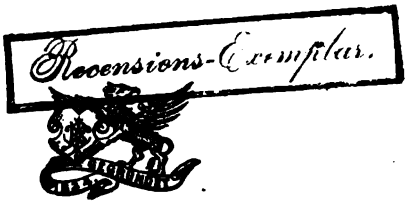
Kritik und Philosophie

und zur

Goethe-Litteratur.

Von

Robert Springer.



Minden i. W.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1885.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden i. W.

Vorbemerkungen.

Die nachstehenden „Essays“ (Aufsätze, Gedanken und Meinungen) wurden hervorgerufen durch die jeweiligen Fragen, die im socialen Leben oder in der litterarischen Welt gerade auf der Tagesordnung standen, sich auch wohl in der Entwickelung der Staats- und Menschenkunde geltend machten, oder theils durch meine litterarische Beschäftigung, theils durch irgend ein neu erschienenes litterarisches Werk wieder geweckt wurden.

Oft war es die Lectüre, die zu einem Aufsatze Anlaß gab, und man wird in dem Inhalte des kleinen Werkes viele Anregungen seitens der englischen und französischen Litteratur wahrnehmen. Wie namentlich die Letztere an unserer deutschen Litteratur und Cultur theilnimmt und darauf einwirkt, wie sich ihr fördernder Einfluß auch bis auf die jetzige Zeit erhalten hat, — wenngleich freilich nicht in dem Grade, wie zur Zeit ihrer Oberherrschaft im achtzehnten Jahrhundert — ist nicht zu leugnen, sondern klar genug zu erkennen. Was wir den Franzosen zu verdanken haben, hat J. J. Kronegger ausführlich nachgewiesen (Kritische Geschichte der französischen Cultur-Einflüsse in den letzten Jahrhunderten, Berlin, 1875) und vor ihm schon Wilhelm Ludwig Wekhrlin (siehe Dr. Friedrich W. Ebeling, Zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Berlin, 1869). Wekhrlin knüpft an seine Darlegung nicht mit Unrecht den Ausruf: „So wahr und wahrhaftig ist es, daß, wenn die Franzosen der deutschen Muse Alles wieder abnehmen sollten, was sie

von ihnen geborgt hat, sie dastehen würde, wie die Krähe des Aesop ... Unglücklich das Geschlecht, das seinen Ruhm auf die Verachtung eines andern gründet!"

Mit diesem Gedankengange steht der Aufsatz **„Lessing's Kritik der französischen Tragödie"** in Verbindung. — In der litteraturgeschichtlichen Lessing-Biographie von Danzel und Guhrauer (Ausgabe von W. v. Maltzahn und R. Boxberger, 1880—81), welche ein klassisches Ansehen erhalten hat, ist die humanistische Auffassung und Würdigung Lessing's vorherrschend. Denselben Standpunkt nimmt Heinrich Düntzer in seiner Lessing-Biographie ein (Leipzig, bei Wartig, 1882). Johannes Claassen (Lessing's Leben und ausgewählte Werke im Lichte der christlichen Wahrheit, Gütersloh, 1881) bekämpft dagegen diese herkömmliche Auffassung vom christlichen Standpunkte, indem er namentlich auf den Streit über die „Fragmente" eingeht. So hat sich denn in dem Letzterm in unsern Tagen zwar noch ein Vertheidiger des Pastor Götze gefunden; Niemand aber hat Lessing's Anschuldigung gegen die französische Tragödie einer unparteiischen Prüfung unterworfen und noch weniger ist Jemand als Anwalt der französischen Dramatiker aufgetreten. Auch der Engländer James Sime, dessen Werk (Lessing, his life and writings) Adolf Strodtmann in deutscher Bearbeitung herausgegeben hat, geht nur in Lessing's Sinne auf die Angriffe gegen die klassischen Dramatiker Frankreichs ein.

Wir hielten es daher für wichtig und anziehend genug, auch die Stimme der anderen Partei geltend zu machen, welche schon vor den neueren Lessing-Biographen das Wort nahm, aber von ihnen überhört worden ist. In Crouslé's Werke hören wir zum ersten Male den Vertheidiger der angeklagten Partei. Wenn Lessing — in seinem edlen Partei-Eifer die Wahrheitsliebe außer Acht lassend — an Gleim schrieb: er wolle mit einem Franzosen selbst im Scherz nichts gemein haben und man müsse selbst vor Voltaire thun, als ob man bloß von seinen Betrügereien gehört hätte, — so treffen wir hier einen Franzosen, der in allem Ernste mit Lessing Etwas gemein haben und ausfechten will, ohne indessen den hohen Werth und die Würde des Gegners im geringsten zu verkennen.

Ein anderer Aufsatz beleuchtet die Stellung, welche **die französischen Kritiker zur deutschen Philosophie** genommen haben.

Auch vorzugsweise in diesem Sinne: um zu zeigen, wie man sich anfänglich in Frankreich gegen den Pessimismus in unserer jetzt gangbaren Philosophie stellte, ist der Aufsatz: **Schopenhauer vor der französischen Kritik** verfaßt. Die Polemik, welche sich hin und wieder an die französischen Anschauungen anknüpft, richtet sich fast ausschließlich nur gegen die Moral jener Philosophie. Der Pessimismus ist im Grunde viel vernünftiger, als ein überspannter Optimismus („Alle Tag' und alle Nächte rühm' ich so des Menschen Loos!!") — nur müßte der Pessimismus nicht — wie Schopenhauer es gethan — auf den Quietismus hingeleitet werden. Im Uebrigen würde es eine vergebliche oder verlorene Bemühung sein, Schopenhauer zu verherrlichen oder zu bekritteln. Beides ist schon hinlänglich geschehen, ohne die Akten zum Schluß zu bringen. Wir haben die Zeit durchlebt, wo Hegel's logische Konstruktionen eine außerordentliche Rolle in der wissenschaftlichen Zeitbewegung spielten; später machten die Neuhegelianer mit den philosophischen Ideen ihres Meisters förmliche Hetzjagden, bis schließlich die ganze Sache sich in Leerheit auflöste. Schopenhauer bezeichnete dann das System Hegel's als „das Mühlrad, welches sich im Kopfe des Schülers dreht", als eine Composition von „drei Viertel baaren Unsinns und ein Viertel korrupter Einfälle". — Und doch hatte die Hegel'sche Philosophie eine große Mission erfüllt.

Die Philosophie „der Welt als Wille und Vorstellung", gleichwie ihre Abzweigung, „die Philosophie des Unbewußten", hat die ihrige noch nicht vollendet. Es giebt heute fast keine geistige Bewegung, keine Partei oder Schule, die sich nicht daran anlehnte: die neuen Buddhisten so gut, wie die Spiritisten, die Wagnerianer, die Thierschützer und die Antisemiten. Eine große Zahl Essayisten und Feuilletonisten, wie Lorm, du Prel, Kürnberger und ihre Genossen, steht im Dienste des Schopenhauer'schen Pessimismus. Nur die physiologischen Chemiker müssen ihn leider zurückweisen und wollen auch nichts von ihm wissen. Die heutigen Physiologen, welche die Gegner ihrer Empirie zu dem „großen Haufen der

geistig Armen" rechnen, nennt Schopenhauer im Gegentheil: „empirische, dummdreiste, platte Gesellen, welche die Weisheit nur im Tiegel, in der Retorte und im anatomischen Theater suchen". — Schopenhauer hat noch den Vorzug, grob zu sein, und man braucht ihn nur zu citiren, wenn man gewissen unliebsamen Freunden eine Schmeichelei sagen will, — es lebe Schopenhauer!

Der Aufsatz über **August Comte und die französischen Positivisten** soll dem gebildeten Leser in faßlicher Weise das Wesen und die Fortentwickelung dieser Schule darlegen, welche — wie von mancher Seite behauptet wird — auch auf unsere deutsche Geistesrichtung und Cultur großen Einfluß erlangt haben soll, obgleich andererseits nicht bestritten werden kann, daß die eigentliche Kenntniß von den positivistischen Schriftstellern bisher in Deutschland sehr mangelhaft geblieben ist. Außer der von G. H. Schneider übersetzten „Einleitung in die positive Philosophie" (1880) und der begonnenen Kirchmann'schen Uebersetzung der positiven Philosophie, im Auszuge von Jules Rig ist — so viel wir wissen — nichts Namhaftes über Comte's Philosophie veröffentlicht worden.

Wie wir in dem Aufsatze darlegen, so ist es vorzugsweise die wissenschaftliche Weltanschauung, die in diesem System vorleuchtet und welche auch nur gemeint sein kann, wenn von einem Einfluß auf Deutschland die Rede ist. Auch die darin enthaltene Moral, welche schon in dem Lehrsatze von dem beständigen Fortschreiten der Menschheit enthalten ist, erscheint beachtenswerth in der Zeit des Pessimismus, der solches Fortschreiten in Abrede stellt.

Von besonderer Bedeutung wird der Aufsatz **Littré und Comte** in so fern sein, als er Auskunft giebt über die Fortentwickelung und die Veränderung, welche das positive System in Frankreich unter den Schülern des großen Denkers erfahren hat.

Die Essays über **Englands neueste Staats-Oekonomie** und über **Herbert Spencer** geben Aufschluß über die nationalökonomischen Fragen, mit deren Lösung sich England von lange her unablässig beschäftigt. Die Grundsätze der systematischen politischen Oekonomie, ihre Stellung zu dem theilweise überspannten

Spiritualismus der Socialisten, ihre Bezüge zu den Positivisten, ihre neuere Annäherung an Adam Smith, die Gegensätze zwischen der deduktiven und induktiven Methode, die handgreiflichen Irrthümer in einzelnen a priori aufgestellten Lehrsätzen und vieles Verfehlte und Unpraktische der Spencer'schen Theorie suchten wir darzulegen, namentlich die Klassen-Vorurtheile und die verderblichen Maximen des Egoismus zurückzuweisen und damit die Schwierigkeiten, welche sich der Kenntniß der Socialwissenschaft entgegenstellen, in einer verständlichen Weise zu vermindern.

Der Essay über die **Sturm- und Drangzeit** wurde durch Erdmann's geistvollen Programm-Aufsatz angeregt. Da sich jetzt die Forschung mit kritischer Genauigkeit auf die Werke der Hauptvertreter unserer klassischen Litteraturperiode hinwendet, so erschien es auch uns nicht unzweckmäßig, ebenfalls hinzuweisen auf einen der hervorleuchtenden Genossen der bewegungsreichen Zeit, welche die zweite klassische Periode der deutschen Litteratur zur Entwickelung bringen half. Es leitete uns auch die Ansicht, ein Rückblick auf jene „deutsche litterarische Revolution", welche man die Sturm- und Drangzeit nennt, müsse noch von Interesse sein für eine Zeit, in welcher Schiller's „Räuber" noch auf der Bühne fortleben und die Hoftheater mit den Meiningern in der Darstellung dieses stürmischen Jugendwerkes wetteifern.

In dem Aufsatze **Georg Forster und S. Th. Sömmering,** wo es darauf ankam, in der Kürze zur Förderung einer genauen Charakteristik beizutragen, sind die von Hettner herausgegebenen Briefe zu Grunde gelegt, welche aus dem Besitze von Sömmering's Enkel, des Architekten Sömmering in Frankfurt a. M., herrühren. Nur ein kleiner Theil derselben befindet sich in Sömmering's Biographie von Wagner. Jene Sammlung bildet daher eine Ergänzung zu dem umfangreichen Briefwechsel, den Therese Huber (Leipzig 1829) herausgegeben hat und welcher durch die von Forster's Tochter und Gervinus veröffentlichten sämmtlichen Schriften (Leipzig, 1829, neun Bände), sowie durch Düntzer (Herder's Nachlaß), durch Leyser (bei Campe) nnd Bodemann (Hannover, bei Zimmermann, 1878) vermehrt worden ist.

Die **Aufklärungen über Lord Byron** in Bezug auf den Zwiespalt mit seiner Gattin zeichnen sich unter den mehrfach erschienenen neuen Mittheilungen über diesen Gegenstand durch die Klarheit und Zuverlässigkeit der Quellen aus. Man ersieht daraus die Hauptveranlassung zum Bruch und damit zugleich das Fabelhafte so vieler Geschichten, die darüber in Umlauf gesetzt worden sind. Es verknüpft sich damit auch die Enthüllung über Byron's Verhältniß zur Theologie, welches den strenggläubigen Engländern so anstößig erschien, im Grunde aber nicht irreligiös, sondern nur gegen ein Dogma und gegen die englische Kirchen-Superstition gerichtet war. Dem Aufsatz wird zum Vortheil gereichen, daß diese beiden Punkte in Byron's Privatleben nur in der Kürze, aber nichts desto weniger in beweiskräftiger Weise behandelt wurden.

Die Studie über **William Ewart Gladstone**, die einzige politische in dieser Serie, schien uns heutigen Tages von Interesse zu sein, wo der große Staatsmann zum zweiten Male für die Parlamentsreform in die Schranken tritt und nebenbei Mühe hat, sich gegen eine erstarkte Opposition unter vielfachen socialen und ökonomischen Schwankungen aufrecht zu erhalten.

Die **Beiträge zur Goethe-Litteratur** beziehen sich auf die letzte Periode von Goethe's Wirken, die einem Theil des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts angehört, und deren nachhaltiger Einfluß noch nicht abzusehen ist. Dieselben behandeln zum Theil Gegenstände, welche, wie begreiflich ist, in der Litteraturgeschichte mehrfach erörtert worden sind. Dennoch gestatten sie immer noch eine Besprechung, namentlich — was hier beabsichtigt wurde: eine verständliche Ausarbeitung für den engen Rahmen eines Essay. Immer bleibt noch Vieles zu denken und zu sagen über ihn, der schon als Jüngling zu einer romantisch stürmischen Aufregung in der deutschen Poesie mitwirkte, in der Mannesreife als glänzendster Stern in der herrlichsten Epoche der deutschen Litteratur strahlte und im letzten fünfzigjährigen Abschnitte seines reichen Lebens als Denker und Forscher in Kunst, Wissenschaft und Natur die Antheilnahme und Bewunderung der Zeitgenossen erweckte.

So gestattete das verdienstvolle Werk von Wilhelm Danzel

über „Goethe's Spinozismus" immer noch verschiedenseitige Betrachtungen darüber, in wie weit das speculative Element in Goethe's dichtender und forschender Thätigkeit mitwirkend gewesen und in wie weit Spinoza's Ethik als die „Blüthe seiner Persönlichkeit" — wie Danzel sich ausdrückt — anzusehen ist. Der vorliegende Aufsatz **Goethe und Spinoza** blieb vorsätzlich ohne zu enge Anlehnung an die Meinungen Anderer und nimmt hauptsächlich Bezug auf Lebensmomente und Aeußerungen Goethe's, um in gedrängter Kürze und in möglichst faßlicher Weise die Grundlinien der Uebereinstimmung oder Verwandtschaft mit dem Spinozismus in seiner Sinnesart und geistigen Wirksamkeit aufzuzeichnen.

In dem Aufsatze über **Goethe's Naturforschung** ist mit Vorliebe auf die französische kritische Ausgabe der Goethe'schen naturwissenschaftlichen Schriften von Ernest Faivre hingewiesen worden, da dieses ausgezeichnete Werk mit einer gründlichen Sachkenntniß die zweckmäßigste systematische Behandlung des Stoffes verbindet. Als Anschluß daran ist Kalischer's Abhandlung in Betracht gezogen, insofern sie, nach Virchow's Vorlesung, als das erste gründlichere Werk dieser Art in Deutschland gelten muß und das Faivre'sche Werk durch ein Eingehen auf Darwin's Theorie ergänzt. Du Bois-Reymond's Rectorats-Rede von 1882 konnte nicht übergangen werden, da sich aus Kalischer's „Antikritik" in der Kürze hervorheben ließ, welche Stellung Goethe zu Darwin's Descendenz- und Selections-Theorie und zu den neuesten naturwissenschaftlichen Hypothesen muthmaßlich einnimmt.

Goethe's Bedeutung für die Naturwissenschaften wurde von den höchsten und wichtigsten Autoren anerkannt, unter anderen von Geoffroy Saint-Hilaire, Cuvier, Alexander von Humboldt, Owen und Helmholtz. Daß er nicht als Laie zu betrachten ist, zeigen: seine fast fünfzigjährigen ununterbrochenen Studien, die auch die „mechanische Zergliederung" nicht ausschloffen, und namentlich die Förderung und Beistimmung, die ihm von hervorragenden Fachgelehrten zutheil wurde, von denen gegen hundert mit ihm in wissenschaftlichem Briefwechsel standen: — von den Anatomen u. A.: d'Alton, Blumenbach, Loder, Sömmering, Carus; von Chemikern:

Döberreiner, Wurzer; von Anthropologen: Beneke, Heinroth; von Physikern: Yelin; von Meteorologen und Astronomen: Gruithuisen, Posselt; von Physiologen: Johannes Müller, Purkinje; von Botanikern: Martius, Bluff, Nees von Esenbeck, Schelver, Voigt, Wilbrand; von Autoritäten in der Optik: Göschel, Henning, Marx, Seebeck, Werneburg; von Mineralogen und Geologen: Berzelius, Cramer, Lenz, Grüner, Leonhard, Nöggerath, Soret, Trebra u. A.

Dies Alles stempelt Goethen zu einem Fachberufenen und er kann nicht als ein Laie in den Naturwissenschaften angesehen werden. Nach der Rückkehr aus Italien begann die zweite Periode seines Lebens, wo er sich in Poesie und Kunst den Klassikern der Alten zuneigte und zugleich als Denker und Forscher berühmt wurde. Was er vermöge seiner geistigen Begabung als solcher geleistet, hat nachhaltig gewirkt und wird noch länger von Bedeutung bleiben, als viele wunderliche Hypothesen, denen sich die jetzige Generation mit Glaubenseifer gefangen giebt. Es läßt sich mit diesem Menschen nicht so leicht „ein Ende" machen. Und wenn man immer wieder darauf zurückkommt, er sei seinem Berufe nach ein Dichter, aber kein Naturforscher gewesen, so ist vielleicht auch die Stimme der Gegenpartei in Schopenhauer zu vernehmen, welcher sich in seiner souveränen Grobheit folgendermaßen ausläßt: „Der beispiellos eifrige Betrieb sämmtlicher Zweige der Naturwissenschaften, größtentheils von Leuten gehandhabt, die nichts außerdem gelernt haben, droht, zu einem krassen und stupiden Materialismus zu führen, an welchem das zunächst Anstößige nicht die moralische Bestialität der letzten Resultate, sondern der unglaubliche Unverstand der ersten Prinzipien ist."

Eine Aufzeichnung derjenigen hauptsächlichsten Stellen aus Goethe's poetischen und ästhetischen Schriften, worin die Beobachtungen und Folgerungen des Naturforschers in dichterischer Form dargelegt sind, — diese höchste anziehende Aufgabe konnte in dem Aufsatze **Goethe's naturwissenschaftliche Anschauungen in seinen poetischen Werken**, wie sich von selbst versteht, nicht in erschöpfender Weise gelöst werden. Gänzlich mußten wir absehen von einer

Zusammenstellung der unzähligen Natur- und Stimmungsbilder und Naturreflexe, womit Goethe's Schriften so überreich angefüllt sind. Es wurde aber an dieser Stelle in der Kürze weiter ausgeführt, was Bratranek und Biedermann vorübergehend andeuteten und nur von Faivre eingehender behandelt worden ist.

Das Material zu dem Aufsatze über die **Goethe-Bildnisse** sammelte sich im Verlaufe langjähriger Goethe-Studien, theils durch Lectüre, theils auf Reisen durch Einblicke in mancherlei Kunstsammlungen. Die erste Anregung zum Konzept desselben gab ein französisches analoges Werk über die Bildnisse Voltaire's. Seitdem ist in der deutschen Goethe-Litteratur das große kunstgeschichtliche Prachtwerk von Hermann Rollett über die Goethe-Bildnisse erschienen (Wien, 1883, bei Braumüller). Dieses großartige Werk hat begreiflicher Weise vor dem nachstehenden gedrängten Aufsatze den Vorzug des andauernden, auf einen einzelnen Gegenstand gerichteten Studiums und Forschens und der Benutzung vielfacher Hülfsquellen, welche durch Belege, Mittheilungen, fördernde Beihülfe und Ermunterungen seitens Sachkundiger geboten wurden. Mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt ist vom Verfasser die Ausführlichkeit benutzt worden, welche bei einem solchen Werke gestattet und nothwendig war. Ueberdies schließt sich hier der Text an zahlreiche kostbare Nachbildungen in Holzschnitten und Radirungen. Abgesehen davon, daß wir die Vorstellung „Bildniß" auch auf die Statuen ausdehnten, so kann sich doch unser Umriß auch in Betreff der Zahl der aufgeführten Bildnisse nicht mit jenem Werke messen. Wenn hingegen hin und wieder Gemälde, Zeichnungen oder Radirungen hier aufgeführt werden, welche dort nicht erwähnt sind, oder wenn sich Angaben über die Authenticität, die Entstehung oder die Besitzer einzelner Bilder vorfinden, welche von Rollett's Werke abweichen, so möchte dies seine Erklärung vielleicht darin finden, daß in dieser Materie auch die Tradition ihre Rolle spielt und — wie Dr. Rollett sich in seinem Vorwort bezeichnend ausdrückt — „Manches controvers bleiben wird".

In dem Aufsatze **Goethe's Einfluß auf die Tonkunst** ist weniger die Rede von dem eigentlichen Musikverständniß Goethe's,

obgleich wir auch ſolches aus einigen treffenden Zeugniſſen nachgewieſen haben, ſondern namentlich von der einflußreichen Anregung, die er durch ſeine poetiſchen Werke zu muſterhaften Muſikleiſtungen gegeben hat. Auch hier verdanken wir einem franzöſiſchen Schriftſteller (Adolphe Jullien) die erſte litterariſche Anregung zu den vorliegenden Ausführungen, wobei wir auch auf die lyriſche Poeſie Goethe's Bezug nahmen, die jener Autor in ihrem innigen Zuſammenhange mit der Tonkunſt gar nicht berückſichtigt hat.

Berlin, im Mai 1885.

Robert Springer.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Vorbemerkungen V

Erste Abtheilung.

Essays zur Kritik und Philosophie.

I. Aufklärungen über Lord Byron 3
II. William Ewart Gladstone 13
III. Englands neueste Staats-Oekonomie und Sociologie 27
IV. Herbert Spencer 38
V. August Comte und die französischen Positivisten 59
VI. Emil Littré und August Comte 84
VII. Französische Spiritualisten über die neuere Philosophie.
1. Taine über den Eklektizismus 93
2. Foucher de Careil über Hegel 109
VIII. Arthur Schopenhauer vor der französischen Kritik 119
IX. Lessing's Kritik der französischen Tragödie, in Frankreich erörtert 146
X. Sturm und Drang 172
XI. Georg Forster und S. Th. Sömmering 182

Zweite Abtheilung.

Essays zur Goethe-Litteratur.

I. Goethe's letzter Sekretär 201
II. Goethe und Spinoza 214
III. Goethe's Verdienste um die Naturwissenschaften 240

Seite.

IV. Die naturwiſſenſchaftlichen Anſchauungen in Goethe's poetiſchen Werken 268
V. Goethe und Graf von Sternberg 295
VI. Sulpiz Boiſſerée, Goethe und der Kölner Dombau 307
VII. Goethe und Byron. — Fauſt und Manfred 318
VIII. Iſt Goethe ein Plagiarius Lorenz Sterne's? 330
IX. Die Kritik der Goethe'ſchen Texte 337
X. Goethe's Einfluß auf die Tonkunſt 344
XI. Goethe-Bildniſſe 375

I. Abtheilung.

Essays zur Kritik und Philosophie.

I.

Aufklärungen über Lord Byron.

Die Memoiren des englischen Geistlichen und Dichters Francis Hodgson*) erwecken eigentlich nur Interesse durch die darin enthaltenen Briefe, welche sich auf Lord Byron beziehen, und namentlich durch die von ihm selbst geschriebenen. Dadurch erhalten sie aber hohe Wichtigkeit, indem uns durch Hodgson, durch Byron selber und durch seine Schwester zum ersten Male volle Klarheit über Episoden aus dem Leben des Dichters, worüber bisher noch immer Streit und Zweifel herrschten, und zugleich ein ungetrübtes Licht zur Schätzung von Byron's Charakter gegeben wird; wir erhalten durch diese Mittheilungen volle Klarheit über Byron's Verhältniß zur Religion oder vielmehr zur Theologie und über den unglückseligen Zwiespalt mit seiner Gattin.

Francis Hodgson, 1781 zu Croydon geboren, zählte unter seinen Vorfahren den Siluriſt Vaughan; seine Mutter gehörte zu der bekannten Familie Coke. Dreizehn Jahre alt, kam er auf die Schule zu Eton und hatte Summer, den späteren Erzbischof von Canterbury, und William Lamb, den nachmaligen Lord Melbourne, als Schulgenossen. Im Jahre 1799 besuchte er das Kings-College zu Cambridge und wurde, nachdem er die Universität verlassen hatte, durch die Umstände genöthigt, eine Stellung als Hauslehrer anzunehmen; während dieser Zeit lieferte er das beste und berühmteste seiner litterarischen Erzeugnisse: seine Ueber-

*) Memoir of the Rev. Francis Hodgson by his son, the Rev. James T. Hodgson. London. 1878.

ſetzung des Juvenal, wozu ihn nicht nur die Bewunderung der Größe und Kraft des römiſchen Dichters, ſondern auch die Aehnlichkeit, welche zwiſchen der damals in London herrſchenden Sittenloſigkeit und den römiſchen Zuſtänden unter den juliſchen Kaiſern obwaltete, bewog. Später wurde Hodgſon Lehrer am Kings-College, verheirathete ſich 1814 und erhielt die Pfarre von Bakenwell in Derbyſhire. Dieſes Amt bekleidete er zwanzig Jahre lang, bis er die Rektorſtelle zu Edenſar erhielt. Im Jahre 1840 gelangte er zu dem lange erſehnten Poſten des Vorſtehers von Eton und führte in dieſer ausgezeichneten Stellung wichtige Reformen durch. Er ſtarb 1852, einundſiebenzig Jahre alt, als ein ſchlichter, liebenswürdiger und edelmüthiger Menſch in weiten Kreiſen betrauert.

Die lange Anhänglichkeit, welche Hodgſon dem Lord Byron während ſeiner ganzen unglückſeligen Laufbahn bis zum Tode erwies; — dieſe treue Freundſchaft eines engliſchen Geiſtlichen von ſtreng religiöſen Sitten und tadelfreiem Charakter könnte ſchon allein Byron zur Rechtfertigung gereichen. Die Freundſchaft begann im Jahre 1808, als Hodgſon ſein Amt als Lehrer und Fellow am Kings-College antrat und Byron gleichzeitig ſeinen akademiſchen Grad an derſelben Univerſität erwarb. In den nächſten acht Jahren verkehrten beide viel, perſönlich und ſchriftlich, mit einander. Im Juni 1809 verließ Byron England auf zwei Jahre. Die Memoiren enthalten intereſſante Briefe aus dieſer Zeit, welche hier zum erſten Male veröffentlicht werden. Der Brief vom 29. Juni 1811, welcher bei Byron's Rückkehr, an Bord der Fregatte „Volage" geſchrieben wurde, iſt voll Unzufriedenheit und bitteren Mißmuthes. „Im Allgemeinen," heißt es darin, „glaube ich, daß ich Griechenland weniger gern verließ als England; nach letzterem ſehne ich mich nur, weil ich von der langen Seereiſe ermüdet bin. Meine Ausſichten ſind in der That nicht angenehm. Unbehaglich in meinen Privatangelegenheiten, gleichgültig für das Publikum, einſam, ohne den Wunſch nach Geſelligkeit, mit einem von vielen Fieberanfällen geſchwächten Körper, aber ſicherlich mit ungebrochenem Geiſte: ſo kehre ich in die Heimath zurück, ohne eine Hoffnung, beinahe ohne einen Wunſch. Der erſte, womit ich zu thun bekommen werde, wird der Advokat ſein; der nächſte ein Gläubiger; dann kommen die Köhler, Pächter, Inſpektoren und der ganze angenehme

Zubehör verfallener Güter und beſtrittener Kohlenwerke. Kurz: ich bin krank und verdroſſen; und ſobald ich meine unverbeſſerlichen Angelegenheiten ein wenig verbeſſert habe, marſchire ich ab, entweder nach Spanien in den Krieg oder wieder nach dem Orient, wo ich wenigſtens einen heiteren Himmel habe und vor Unverſchämtheiten ſicher bin."

Der Gründe zur Unzufriedenheit waren außer jenen von Byron angeführten Uebelſtänden noch mehrere: der Tod hatte ihm ſeine Mutter, ſeinen Schulfreund Wingfield und ſeinen geliebten Univerſitätsgenoſſen Charles Skinner Matthews geraubt. In dieſer Zeit dachte Byron ſelber in früher Jugend zu ſterben und machte ſein Teſtament, worin er J. C. Hobhouſe, E. B. Davies und Francis Hodgſon zu Erben ſeines Hausgeräthes, ſeiner Bücher, Gemälde, Waffen und Uhren einſetzte. Tiefe Melancholie ſpricht aus dem bisher ungedruckten Gedichte, Newſtead Abbey, vom 26. Auguſt 1811, welches wir möglichſt ſinngetreu wiedergeben wollen:

„In der ſchweigenden Halle ſitz' ich allein;
Durch die Fenſter leuchtet der Mondenſchein
Hehr, wie der Ruhm von Ahnen ſtrahlt:
Ein Glanz ohne Wärme, wohl blendend, doch kalt.

Solch' Licht iſt's, das ziemet dem ſinkenden Stamm.
Bleich bringt es über den öden Damm
Und läßt die zerfall'nen Mauern in Schatten
Und ſpiegelt ſich in dem Thau der Matten.

Mein einſamer Schritt hallt über den Flur,
Von Stimmen der Freude blieb keine Spur;
Verödet der Herd und leer bleibt der Becher,
Verſtummt iſt der Jubel freudiger Zecher.

Verfehltes Beginnen war's, als ich mich mühte,
Noch aufzufriſchen hinſterbende Blüthe,
Zurückzurufen den Glanz in der Hall'
Und abzuwenden den trüben Verfall.

Der Ahnen Reichthum ererbte ich nicht,
Nur ihren Namen, zu ſchwer an Gewicht.
Nichts bleibt mir vom Schimmer der früheren Tage,
Nichts bleibt, als Verluſt und die ſchmerzliche Klage.

Versunken die Mauern, verfallen der Thurm;
Die Trümmer noch trotzen der Zeit und dem Sturm.
Wie Felsen, so stehn sie als Zeugen, zu melden
Den Fall der einst gefeierten Helden."

Das neunte Kapitel des Buches enthält zwei Briefe, welche wenige Tage nach jenem Gedicht verfaßt sind und sich ausschließlich über Religion und Theologie auslassen; Byron's Sinnesart darüber lassen sie wenigstens nicht mehr in Unklarheit. Dem Theologen Hodgson mußte solche Denkungsart des befreundeten Mannes freilich Schmerz und Sorge machen; seine Herzensangst wurde noch gesteigert, als ihm die Korrektur des zweiten Gesanges von „Childe Harold" oblag und er aus den Klagen des Dichters eine hoffnungslose Trauer herauslas. Er sowohl, wie seine Schwester bemühten sich seitdem während des Zeitraumes von dreizehn Jahren, in dem Zweifelnden den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele zu erwecken und zu befestigen. Denn diese „Unsterblichkeit der Seele" war ein Hauptanstoß für Byron's Gläubigkeit. „Ich hatte nicht erwartet," schreibt er in einem Briefe an Gifford, „daß, weil ich an der Unsterblichkeit des Menschen zweifle, man mich als einen Gottesleugner verklagen würde. Ein Vergleich unserer Unbedeutendheit und der unserer Welt mit dem mächtigen Ganzen, von welchem sie nur ein Atom ist, führte mich zuerst auf den Gedanken, unsere Ansprüche auf eine ewige Dauer möchten wohl übertrieben sein. Dieser Gedanke und der Umstand, daß mir eine calvinistische schottische Schule das Leben verleidete und ich die ersten zehn Jahre meines Lebens zur Kirche geprügelt wurde, sind die Ursachen meiner Krankheit, denn im Grunde glaube ich, daß es, wie jede andere Art von Hypochondrie, eine Gemüthsverstimmung ist." James Hodgson, der Herausgeber der Memoiren seines Vaters, schreibt denn auch Byron's Unglauben besonders dem Umstande zu, daß Byron, wie er meint, Christenthum und Calvinismus nicht von einander unterschieden habe, und führt diese Ansicht in weitläufigen und wenig erquicklichen Erörterungen weiter aus.

Byron's Brief vom 3. September 1813 — der Dichter war damals erst zweiundzwanzig Jahre alt — lautet freilich für einen Strenggläubigen anstößig genug; indessen enthält er nichts Irreligiöses und setzt sich nur zu einem Dogma in Widerspruch. „Ich will," heißt es darin, „nichts

mit eurer Unsterblichkeit zu schaffen haben; wir sind in dieser Welt schon elend genug und brauchen nicht so abgeschmackt zu sein, noch auf eine andere zu spekuliren. Wenn die Menschen fortleben sollen, weshalb stürben sie alsdann überhaupt? und wenn sie sterben, weshalb dann den süßen, tiefen Schlaf stören, der kein Erwachen kennt?"

Als Hodgson sich im Jahre 1814 mit Miß Taylor, einer schönen und gebildeten Person, vermählen wollte und die Mutter der Braut Schwierigkeiten machte, drang ihm Byron zur Tilgung seiner Schulden ein Geschenk von 1000 Pfund Sterling auf, welches nach wiederholten Weigerungen angenommen wurde.

In diese Zeit fällt auch der Beginn des Briefwechsels zwischen Hodgson und Byron's Schwester, Miß Leigh, welcher vierzig Jahre dauerte; die ersten Briefe beziehen sich auf Byron's Bewerbung um Miß Milbanke. „Wie unwürdig," schreibt Hodgson bei dieser Gelegenheit an seine Braut, „wie unwürdig erscheinen mir jetzt die Verleumdungen über seine Jagd nach Vermögen! Unter uns gesagt, bringt er ein zu großes Opfer; nicht der Miß Milbanke, da für sie nichts zu viel ist und sie (wie gewöhnlich in solchen Fällen) nichts beanspruchen würde. Ihre Eltern jedoch (obgleich Byron mit der größten Hochachtung von ihnen spricht) scheinen mir die eigennützigsten Menschen von der Welt zu sein. Ihr Vermögen ist gegenwärtig nicht bedeutend, aber er setzt ihr 60,000 Pfd. Sterl. aus. Dies vermag er nicht, ohne Newstead zu verkaufen. Mit einem Blick und in einem Ton, die ich nicht vergessen kann, sagte er zu mir: ‚Sie verstehen wohl, daß man an solche Dinge so wenig wie möglich denken darf.' — ‚Aber,' entgegnete ich, ‚wenn sie Newstead sähe, so würde sie es sicherlich nicht zugeben, daß Sie sich davon trennen.' — ‚Damit hat sie, Gott sei Dank! nichts zu thun, und ich werde auch in ihr keine Gefühle zu ihrem Nachtheil erwecken.'"

Byron's Vermählung fand am 2. Januar 1815 statt, aber es währte leider nicht lange, als Miß Leigh ihre Hoffnung auf ein glückliches Familienleben ihres Bruders schon vereitelt sah. Byron fühlte sich gleich in der ersten Zeit seiner Ehe nervös abgespannt und niedergeschlagen, doch ging es sieben Monate leidlich. Aber im Dezember des Jahres 1815 schreibt die Schwester bereits: „Ich hoffe zuversichtlich, daß Alles sich zum Besten wenden werde. Mir scheint, als ob Lady Byron sich

vorgenommen habe, ihn in der richtigen Weise glücklich zu machen. Freilich urtheile ich nur aus der Entfernung, und im Allgemeinen hoffen wir, was wir wünschen; aber ich urtheile wahrlich nicht übereilt und will Ihnen gestehen, was ich nicht Jedermann mittheilen würde: ich hegte mancherlei Bedenken und Befürchtungen, worüber ich mich nicht schriftlich auslassen kann. Gott sei Dank, daß sie sich nicht zu verwirklichen scheinen. Nur eine Störung unseres Glücks macht sich geltend: nämlich der Verkauf des geliebten Newstead; ich hatte mir mit der Hoffnung geschmeichelt, dieses Opfer würde nicht gebracht werden und werde, so lange ich athme, diesen Verlust nicht verschmerzen; auch bin ich überzeugt, daß mein Bruder diesen Schritt dereinst beklagen wird."

Wenige Monate später wird Hodgson von Miß Leigh ersucht, nach der Stadt zu kommen, denn sie befürchte eine Trennung der beiden Gatten. Hodgson willfahrte diesem Gesuch, hatte eine Unterredung mit seinem Freunde und richtete darauf ein Schreiben an Lady Byron, worin sich eine bewundernswerth verständige Auffassung des Verhältnisses, der feinste Takt und die gütigste Gesinnung aussprechen.

„Nach einer langen und vertraulichen Unterredung mit meinem Freunde (den ich schon so viele prüfungsschwere Jahre lang kenne)," schreibt Hodgson, „habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß er aufrichtig und im Herzensgrunde die Umstände beklagt, welche Sie so schwer verletzten, und daß er die innigste Zuneigung für Sie hegte. Euer Gnaden mögen mir jedoch auch die Bemerkung gestatten, daß Lord Byron zwar im Allgemeinen einräumt, er sei häufig im Unrecht und verschiedener Ursachen wegen in einer peinlichen, gereizten Stimmung gewesen; er erklärt aber auch, er wisse durchaus nicht, wodurch Sie im besonderen und hauptsächlich beleidigt worden seien; letzteres wünscht er zu erfahren, um eine Aussöhnung anzubahnen, wenn solche irgend möglich ist, unter allen Umständen aber die Gründe kennen zu lernen, wodurch Euer Gnaden zu einem so unerwarteten und betrübenden Schritte bewogen worden." An einer anderen Stelle schreibt Hodgson: „Was kann für einen so absonderlich angelegten Mann die Folge von solchem Ereigniß sein? Nichts Anderes — wenn ich meine Befürchtung, ja, meine Ueberzeugung aussprechen soll — nichts Anderes, als gänzlicher Untergang. Ich wende mich von diesem Gedanken ab, aber kein Wesen, außer Ihnen,

kann es verhindern." — Und am Schlusse: „Möchtet Ihr beide erfüllen, was Gott beabsichtigte: Euch gegenseitig stützen, fördern und bessern! Von Ihnen, erklärt Lord Byron in aller Wahrheit, wünsche er nichts geändert, als jenen jedenfalls plötzlichen Beschluß, der einen von Ihnen, vielleicht beide, für immer zu Grunde richten muß."

Lady Byron antwortet darauf, daß nichts ihren Entschluß, von dem Lord getrennt zu bleiben, ändern werde. „Im Allgemeinen," schreibt sie, „kann ich Ihnen eine Vorstellung von dem, was ich gelitten, geben, wenn ich sage, daß er mich mit dem festen Vorsatze, sich zu rächen, heirathete; diesen Vorsatz bekannte er an meinem Hochzeitstage und hat ihn seitdem mit systematischer und zunehmender Grausamkeit ausgeführt." Bald darauf gab Lady Byron dem unglücklichen Gedanken Raum, eine Beschuldigung gegen ihren Gemahl aufzubringen, welche sich von vornherein als unbegründet erwies, aber dennoch von vielen Seiten ausgebeutet wurde, um Byron zu schaden; es war eine ebenso böswillige, wie lächerliche Idee, einen Mann für irrsinnig zu erklären, der durch seine geistigen Schöpfungen die Welt in Erstaunen und Bewunderung versetzte und gerade zu jener Zeit seine satirischen „Skizzen" geschrieben hatte; zu derselben Zeit, als die Lady über ihn schrieb: „Was die Annahme einer geistigen Zerrüttung anbelangt, so werden Sie gehört haben, was jeder Arzt bestätigen wird, daß es nämlich in der Natur dieser Krankheit liegt, die Neigungen zu verkehren und diejenigen Personen, welche dem Kranken von Natur am nächsten stehen, gerade zum Ziele der größten Abneigung zu machen, sie am meisten mit Gewaltthätigkeiten zu bedrohen und ihnen am wenigsten zu gestatten, mildernd auf die Krankheit einzuwirken. Aus diesen Gründen wurde mir die Trennung von Lord Byron bereits von ärztlicher Seite angerathen, bevor ich die Stadt verließ."

Es stellt sich über jene unglückselige Trennung, nach den Briefen der Lady und Hodgson's Mittheilungen zu urtheilen, heraus, was Byron selber darüber sagte: „Die Ursachen sind zu einfach, als daß sie leicht erkannt werden könnten." Man hat von einem schrecklichen Geheimniß gefabelt, das zu schrecklich sei, als daß Lady Byron es hätte offenbaren können. Diese Geschichte erweist sich als eine vollkommen fabelhafte Erfindung. Der scharfsinnige Beurtheiler erkennt ohne Mühe die Hauptveranlassung zum Zwiespalt: die Lady verstand weder ihren Gemahl

richtig zu beurtheilen, noch, ihn richtig zu behandeln, und die Zwietracht wurde durch des Dichters Hang zur Schwermuth und Verdrossenheit mehr und mehr verstärkt. Während der ganzen Dauer dieses kurzen Ehestandes zeigte sich Lord Byron melancholischer und unwilliger, als je in seinem Leben und es mag sein, was Hodgson behauptet: Die Ursachen dieser geistigen Verstimmung lägen in seiner unregelmäßigen Diät, in der Umkehr von Tag und Nacht und der planlosen Abwechselung zwischen übertriebenem Fasten und schwelgerischen Mahlzeiten; dabei darf aber nicht außer Acht gelassen werden, daß Byron damals sich auch in seinen Vermögensverhältnissen unbehaglich und von dem Verlust seines Erbgutes schmerzlich ergriffen fühlte.

Zum Unglück stieß hier eine poetische, geniale Unordnung und Leichtfertigkeit auf die hartnäckigste verschrobene Bigotterie. Lady Byron lebte nach dem Schema eines anglikanischen Sittengesetzbuches und betrachtete die geringste Abweichung bei Anderen ohne eine Spur von Nachsicht; ja, sie ging so weit, daß sie die seltsamen Launen ihres Gemahls für angeborene Charakterzüge, seine Herzensgüte dagegen für Verstellung und Heuchelei hielt. Von früher Jugend auf war sie verzogen und von ihren Verwandten und Freunden als ein Muster von Tugend und Gottseligkeit fast angebetet worden. Bei ihrer eigenen Vorstellung von sittlicher Vortrefflichkeit war es daher nicht zu verwundern, daß die geringste Verletzung des Decorum, welche bei ihres Gemahls freien Anschauungen sich häufig in unüberlegten Aeußerungen kundgab, sie auf das tiefste berührte. Die Hauptursache aber lag, wie erwähnt, in der Verschiedenheit der religiösen Anschauungen und Ueberzeugungen. Lady Byron begegnete den Ansichten ihres Gatten mit der größten Unduldsamkeit, seinen Zweifeln setzte sie stets ihre persönlichen Vorurtheile entgegen; während er seine dereinstige Seligkeit in Zweifel zog, erklärte sie, derselben gewiß zu sein. Der jüngere Hodgson, der, wie wir wissen, die religiösen Anschauungen Lord Byron's dem Einfluß eines „düsteren Calvinismus" zuschreibt, erklärt der Lady Ueberzeugung aus einem Hange zum „Socinianismus".

Ob die Eltern der Lady die Hand im Spiele gehabt haben, um die völlige Trennung der Gatten von einander zu bewirken, ist aus den Memoiren nicht ersichtlich; wohl aber ist anzunehmen, daß Byron, so

wenig er auch bei seiner Herzensgüte zu persönlichen Antipathien geneigt war, doch an solche Einwirkung glaubte; gewiß ist es, daß er sich mit der prosaischen Lebensweise seiner Schwiegereltern, mit ihrer Selbstsucht und ihrer Abneigung gegen jede poetische Lebensanschauung nicht befreunden konnte.

Durch den Brief Hodgson's an Lady Byron wird übrigens die bekannte Thatsache bestätigt, daß Niemand williger war, als Byron selber, seine gereizte Stimmung und sein oft verletzendes Benehmen einzugestehen und zu bereuen; daß er seinem Freunde auftrug, der Lady diese Erklärung abzugeben und sie zugleich seiner herzlichen Zuneigung zu versichern. Die Antwort darauf bestand ihrerseits in einer kalten und entschlossenen Zurückweisung und in einem unverantwortlichen Stillschweigen den ehrenrührigen Verleumdungen gegenüber, die sich nun gegen den Mann richteten, der sich nur vorübergehend durch eine bittere Satire schadlos hielt, ihr Andenken aber bis zu seinem Tode ehrte. Es fehlte der Lady bei aller Sittenstrenge an den schönsten aller christlichen Tugenden: an Nachsicht, Demuth und Liebe. Sie hatte, wie sich deutlich herausstellt, den Mann, dem sie die Hand reichte, nie geliebt, sondern nur die Aufgabe übernommen, ihn zu reformiren und ihn „auf dem richtigen Wege" zum Glücke zu geleiten.

Wir haben also hiermit den passenden Schlüssel zu jenem viel besprochenen räthselhaften Verhältnisse gefunden; es ist jene in England vorherrschende Bigotterie, jene englische „Kirchen-Superstition", wie Schopenhauer in den „Parerga und Paralipomena" dieses Wesen nennt und als einen Skandal für Europa geißelt.

Diesem Wesen oder Unwesen konnte auch Lord Byron noch nach seinem Tode nicht entgehen, und die eigene Schwester, die ihn zärtlich geliebt hatte, trug ihr Scherflein dazu bei. Miß Leigh war höchlich betrübt über das Erscheinen des „Don Juan". „Dieses Gedicht," schreibt sie, „wird, so weit ich es beurtheilen kann, sein Verderben sein." Bald darauf erfährt sie die noch betrübendere Nachricht von des Dichters Tode und spricht seltsamer Weise die Meinung aus, rechtzeitige Aderlässe würden ihn vielleicht gerettet haben. Bekannt ist es aber, daß Lord Byron von medizinischen Charlatanen zu Tode geblutet wurde. Es wird darauf Alles in Bewegung gesetzt, um jene Kirchen-Superstition zu versöhnen

und den ſterbenden Lord als einen reuigen und bekehrten Sünder darzuſtellen. Dazu muß Byron's Bediente die Hand bieten. Fletcher meldet, der Lord habe ſich ſchon nach den beiden erſten Krankheitsfällen, kurz vor ſeinem Tode, ſehr verändert gezeigt und nicht nur auf ſeine körperliche Lebensweiſe, ſondern auch auf ſeine religiöſen Pflichten eine größere Aufmerkſamkeit verwendet. Bei der Mittheilung dieſer Nachricht fügt Miß Leigh hinzu: „Dies, lieber Herr Hodgſon, gereicht mir zum größten Troſte. Es ſcheint mir nicht wahrſcheinlich, daß Fletcher ſolchen Gedanken ohne Grund gefaßt haben könnte, da er dreiundzwanzig Jahre mit ihm gelebt und ſeine Gewohnheiten genau gekannt hat.“ Der tröſtende Bericht bedarf aber dennoch einer Einſchränkung, um nicht etwa die Vermuthung zu erwecken, die Bekehrung ſei doch nicht ganz nach dem orthodoxen anglikaniſchen Modus geweſen. „Herr Hobhouſe,“ ſchreibt Miß Leigh, „wünſcht nicht, daß ich Fletcher's Brief ſehen laſſe, weil die Leute glauben könnten, mein Bruder wäre aus Angſt zum „Methodiſten“ bekehrt worden.“

Gefliſſentlich wurde auch die Nachricht verbreitet, Byron hätte es bereut, den „Don Juan“ geſchrieben zu haben, und Herr Hodgſon ſpricht die Hoffnung aus, ſein Freund würde, wenn er länger gelebt hätte, ſeinen Skeptizismus gänzlich abgelegt haben. Am ſchwerſten aber liegen den überlebenden Freunden die hinterlaſſenen Memoiren des Lords auf dem Herzen. „Am erſten Tage,“ ſchreibt Miß Leigh, „als ich die verhängnißvolle Nachricht erhielt, ſagte mir Herr Hobhouſe: ‚Das erſte, worauf wir jetzt denken müſſen, iſt die Pflicht, Lord Byron's Ruf zu ſchützen. Da ſind zum Beiſpiel jene Memoiren ꝛc.‘“ Es wurde nun Alles in Bewegung geſetzt, Herrn Moore, welchem der Lord jene koſtbaren und unerſetzlichen Dokumente vermacht hatte, und den beabſichtigten Verleger Murray zur Vernichtung derſelben zu bewegen. Es gelang durch Ueberredung und Geldopfer. Das Manuſkript wurde verbrannt. Die Perſonen, die ſich zu dieſem Autodafé verſammelt hatten, waren: Moore, Murray, Hobhouſe, Moore's Freund Luttrell, Doyle, der Bevollmächtigte der Lady Byron, und Wilmot, im Auftrage von Miß Leigh. Murray erhielt 2000 Guineen Abſtandsgeld.

II.

William Ewart Gladstone.

William Ewart Gladstone, der größte Commoner seiner Zeit, der von dem englischen Volke als die Zierde des Hauses der Gemeinen angesehen wird, der Ulysses der liberalen Partei und der mächtigste Gegner des politischen Achilles D'Israeli — er wurde im Jahre 1880 wieder als das Haupt der neuen liberalen Regierung bezeichnet, an die Spitze des neuen Kabinets gestellt und hat seitdem in den verwickeltsten politischen Fragen seinen Platz am Steuerruder des Staates behauptet.

Es ist demnach auch für das deutsche Publikum von Interesse, sich näher mit dem Lebenslaufe eines Staatsmannes bekannt zu machen, der noch voller Thatkraft und fähig ist, noch größere Dinge zu verrichten, als bisher, wenngleich die Stimme Englands sich dahin ausspricht, er habe für die innere Wohlfahrt des Reichs bereits mehr gethan, als irgend ein Staatsmann seit Robert Peel. Und in der That hat er auf jeder Stufe seines Lebensalters theilgenommen an allen sozialen, wissenschaftlichen philanthropischen, politischen und religiösen Fragen und Einfluß gehabt auf die Empfindungen, Sympathien und Anschauungen aller Klassen der englischen Nation. Er war der gewandteste Redner, das hervorragendste Parlamentsmitglied seiner Zeit, voll Ernst und Innerlichkeit im Ausdruck, mit voller, klangreicher Stimme, in Einzelheiten dem Lord Beaconsfield und Mr. Bright nachstehend, aber Beiden und allen seinen Zeitgenossen an Kraft und Gewandtheit in der Rede, an wahrem Gefühl und sittlichem Eifer überlegen, nicht ohne eine Zugabe von wirksamem Spott

und glücklichem Humor. Von frühem Morgen widmete er sich dem Studium, schriftstellerischer Thätigkeit und der Lösung staatsökonomischer Aufgaben. Obgleich ein Liebhaber der Künste, trennte er sich doch von seinen Bücher- und Gemäldesammlungen, nachdem er sich vom Staatsdienste zurückgezogen hatte und sich außer Stande sah, seinen glänzenden Haushalt in Carlton House Terrace beizubehalten; Belohnungen seitens der Königin lehnte er ab und blieb auf der Seite des Volkes, stets bereit, die Regierung in ihrer auswärtigen Politik mit einer bisher unübertroffenen Beredtsamkeit anzugreifen.

Eine ausgiebige Quelle, sich mit dem Leben dieses Staatsmannes bekannt zu machen, bietet die Biographie von George Barnett Smith: The life of William Ewart Gladstone, (Cassell, Petter, Galpin u. Co., London, Paris und Newyork), ein Buch jener Gattung, welche man früher nicht gekannt hat: die Biographie eines lebenden Zeitgenossen, ein Unternehmen, bei welchem sich Bedenken geltend machen können, ob die historische Wahrheit nicht durch Parteigeist und Leidenschaft getrübt werde, und ob, wie in dem vorliegenden Falle, das Werk nicht um so unvollkommener bleiben muß, je weiter noch der Zeitpunkt entfernt ist, von dem aus man den Einfluß der legislativen Maßregeln Gladstone's völlig übersehen und würdigen kann. Man muß jedoch dem Autor der Biographie die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er jede Frage mit möglichster Unparteilichkeit erörtert, Gladstone's Charakter getreulich geschildert und alle politischen und sozialen Thatsachen sorgfältig gesammelt hat. So hat er in klarer Darstellung eine Biographie seines Helden geliefert, die nicht nur dessen Freunden gefallen, sondern auch seine Gegner befriedigen wird. Gladstone erscheint hier, wie er ist: als ein fortgeschrittener Liberaler, der in der ersten Zeit seiner politischen Laufbahn ein Tory war. Seine Irrthümer und seine Umwandlung werden weder verschwiegen noch bemäntelt, sondern es wird gezeigt, wie diese Umwandlung seit dem Jahre 1833 nothwendig und natürlich bedingt wurde durch die Länge der Bahn, die Reife des Urtheils und die vorwaltenden Umstände des politischen Lebens. Ein wichtiges Motiv zu dieser Umwandlung, wie zu der ganzen Stellung Gladstone's, läßt Smith jedoch unbetont oder will es vielleicht nur zwischen den Zeilen lesen lassen. Allerdings hebt er an einigen Stellen hervor, daß Glad-

stone vorzugsweise ein christlicher Staatsmann gewesen; daß der goldene Faden christlicher Grundsätze alle seine Aussprüche durchzöge, und daß er sich selbst, als erster Minister von England, in die Hütten der Armen und Kranken begeben habe, um ihnen die Trostworte der heiligen Schrift vorzulesen. Was der Biograph aber verschweigt, das ist allen Parteien in England bekannt und theils mit Lob theils mit Tadel hervorgehoben worden: Gladstone hat sein Leben lang die Religion mit der Politik auf das Innigste verknüpft. Er ist ein Engländer in der vollsten Bedeutung des Wortes, mit dem englischen Glauben an die holy bible und an die Deutung der christlichen Lehrsätze gemäß der anglikanischen Kirche. Diesen Gesichtspunkt hat er fast mit allen politischen Fragen verknüpft und, wie die Orthodoxen jeder Konfession, sich auch zuweilen zu ungerechten Urtheilen und zu einseitigen Auffassungen verleiten lassen. Er war konservativer Tory, so lange die Konservativen am strengen Protestantismus festhielten und die Liberalen für Feinde der Kirche galten; so zeigte er sich, indem er der Emanzipation der Sklaven nur bedingungsweise zustimmte und die irländische Kirche in Schutz nahm, um dem Protestantismus nicht zu schaden; indem er in seiner Rede bei Eröffnung des Kollegiats zu Liverpool den Gelehrten vorwarf, daß sie auf Erfolge hofften, ohne die Kenntniß und Liebe des christlichen Glaubens zu besitzen. Als aber der Staats-Torysmus von der alten Kirche abwich und die Vergnügen und Sports unter den Konservativen häufiger wurden, als unter den Liberalen, als das Sektenwesen sich in seiner Propaganda immer rühriger erwies, als ein getaufter Jude, den man für einen Skeptiker hielt, an die Spitze der Konservativen im Unterhause trat: da ging Gladstone erst in das Centrum und dann in das Lager der Liberalen über und wurde endlich der heftigste Gegner der Partei, welcher er früher angehört hatte.

William Ewart Gladstone ist der bedeutendsten und wichtigsten Volksklasse Englands, dem Mittelstande, entsprossen, jenem Stande, welchem die Engländer zugestehen, vor allen anderen die Macht und Größe ihres Staates gefördert zu haben. Er wurde am 29. Dezember 1809 zu Liverpool geboren und war der Sohn von John Gladstone, der es vom armen Getreidehändler bis zu einem der reichsten Kaufleute und Schiffseigner in Lancashire gebracht hatte. Sein Sohn mag ein gut Theil von der Geschäftskunde des Vaters geerbt haben. John Gladstone

ſchickte ihn, als er des Unterrichts bedurfte, nach Eton, wo der junge Gladſtone von 1821 bis 1827 blieb. Die geiſtreichen jungen Leute jener berühmten Erziehungsanſtalt ſchriftſtellerten auch und beleuchteten in einer eigenen Zeitſchrift die Weltereigniſſe in ihrer Weiſe; Gladſtone war ein fleißiger Mitarbeiter an dem „Eton Miscellany“ und lieferte binnen vier Monaten einen Beitrag von zwei Bänden. 1829 ſtudirte er Theologie zu Oxford, wo er im Univerſitätsleben Gelegenheit fand, ſeine konſervativen Grundſätze zu befeſtigen. Der dortige Studenten-Klub, Oxford-Union genannt, gab Anregung zum Leſen, Studiren und Debattiren politiſcher Gegenſtände. Als Gladſtone Premier war, befanden ſich merkwürdiger Weiſe in ſeinem Miniſterium nicht weniger, als ſieben ehemalige Präſidenten der Oxford-Union. Die Zeit von 1829 bis 1834 war die glänzendſte Zeit dieſer Vereinigung, denn in dieſem Zeitraum wurde der Vorſitz geführt von Gladſtone, Sidney Herbert, dem Herzoge von Newcaſtle, Lord Selborne, dem Erzbiſchof von Canterbury und Mr. Lowe. Gladſtone beſchloß hier ſeine Wirkſamkeit mit einem Amendement zu dem Antrage, die engliſchen Sklaven in Weſtindien unverzüglich in Freiheit zu ſetzen. Dennoch ſagte er in einer Rede, welche er im Jahre 1878 im Palmerſton-Klub zu Oxford hielt: „In der Erziehung, welche ich zu meiner Zeit in Oxford erhielt, erblicke ich den Mangel, daß kein Werth auf die unvergänglichen Grundſätze der menſchlichen Freiheit gelegt wurde. In den akademiſchen Cirkeln betrachtete man die Freiheit mit einer Eiferſucht, welche wohl nicht frei von Furcht war. Ich glaube auch, daß die konſervative Partei aus Furcht auf die Freiheit und auf das Volk eiferſüchtig iſt, während die Politik der Liberalen dem Volke aus Klugheit vertraut.“

Nach der Beendigung ſeiner Univerſitätsſtudien verlebte Gladſtone mehrere Jahre in Italien und Sicilien. Sein Tagebuch aus jener Zeit bekundet, daß er eine ſcharfe Beobachtungsgabe beſaß und bereits eine ungewöhnliche Fertigkeit im ſprachlichen Ausdruck erlangt hatte. Inzwiſchen hatte das engliſche Volk einen der größten Siege in der parlamentariſchen Geſchichte gewonnen: nach heftigen Kämpfen war die Reform-Bill zum Geſetz erhoben worden. Beide Parteien ſahen ſich jedoch hinſichtlich der Früchte dieſer Maßregel getäuſcht: die Reformers erreichten nicht, was ſie erwartet, und die Torys verloren nicht ſo viel, wie ſie

befürchtet hatten; das Ministerium behielt seine Macht in England, wie in Schottland. Auf Anrathen des Herzogs von Newcastle bewarb sich Gladstone 1832 um die Vertretung für Newark. Zwar war er den Wählern völlig fremd und erst zweiundzwanzig Jahre alt, aber er machte den Eindruck eines hübschen, intelligenten und anziehenden jungen Mannes; seine Gesichtszüge verkündeten Einsicht, Nachdenken und Freimüthigkeit, wenngleich der auffallende Ausdruck und die scharfen Formen, welche das Antlitz des greisen Mannes jetzt zeigt, nur erst angedeutet waren: die breite Stirn, die weit hervorragende Nase, der tief ernste, etwas scheue Blick der Augen. Gladstone wurde gewählt; der ehemalige Student der Theologie betrat die Schwelle des Hauses der Gemeinen und that den ersten Schritt auf seiner parlamentarischen Laufbahn, wohl selber kaum ahnend, daß er einst die Stelle Cannings ausfüllen werde.

Im Verlaufe der Debatte über die Sklaven-Emanzipation berief sich der Untersekretär für die Kolonien auf ein Gut in Demerara, welches Gladstone's Vater besaß, und suchte nachzuweisen, daß die Sklaven unmenschlich behandelt würden. Am 17. Mai 1833 wies Gladstone diese Beschuldigung zurück. Es war seine parlamentarische Jungfernrede, erfolgreich aber ohne den dramatischen Schmuck, welchen sein großer Nebenbuhler bei seiner ersten Rede aufbot. Gladstone stimmte für die Emanzipation unter der Bedingung, daß auch die Interessen der Pflanzer berücksichtigt würden. Das Haus krönte Wilberforce's Werk und beschloß die Abstellung der Sklaverei in den Kolonien. Der Vertreter von Newark trat noch als Redner über die Irlandsbill auf, wobei er die irische Kirche in Schutz nahm, aber in der Minorität blieb. Im Jahre 1834 erhielt Gladstone unter Sir Robert Peel das Amt des jüngeren Lords der Schatzkammer und im folgenden Jahre das eines Untersekretärs für die Kolonien, welches er jedoch wieder aufgab, als Lord Melbourne Premierminister wurde. Er trat nun in die Reihe der Opposition, betheiligte sich aber lebhaft an allen politischen Fragen, welche im Laufe der nächsten Jahre zur Verhandlung kamen, namentlich als der Kanzler der Schatzkammer die Kirchentaxen zur Sprache brachte und den Plan vorlegte, den Bischöfen, Dekanen und anderen kirchlichen Würdenträgern ihre Besitzthümer zu entziehen und

die Kirchentaxen aus den Ueberschüssen ihres Einkommens zu bestreiten. Wie Robert Peel, so bekämpfte auch Gladstone diesen Antrag und hielt jene merkwürdige Rede, worin er England mit dem alten Rom verglich, um nachzuweisen, daß die Größe eines Staates auf seiner Religion beruhe — eine Bestätigung jener erwähnten eigenthümlichen Verknüpfung politischer und religiöser Ueberzeugung. „Rom," so sprach er unter Anderem, „behauptete seine Macht nicht durch die Stärke und den Muth seiner Legionen, nicht durch die Unabhängigkeit seiner Bürger, noch durch das Gleichgewicht seiner Verfassung, noch durch die zweckmäßige Verwaltung der unterworfenen Staaten, sondern durch seine überwiegend religiösen Gefühle. Durch diese überlegene Macht wurde die Willkür der Einzelnen gebeugt und in dem Volke eine erhabene Uneigennützigkeit und die Aufopferung für den Ruhm der Republik erweckt. Die Frömmigkeit der Römer wurde nicht durch die Lehren des Christenthums erleuchtet; sie war aber tief begründet und befestigt; würden sie eingewilligt haben, die feste Grundlage zu erschüttern?" Als nach dem Tode des Königs Wilhelm IV. die Bewegung gegen die Sklaverei abermals erwachte, trat Gladstone wieder in die Debatte ein, verfocht zwar die unpopuläre Seite der Frage, wurde jedoch allgemein als eines der bedeutendsten Mitglieder der Torypartei des Hauses anerkannt. Als im August 1841 Robert Peel mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt wurde, ernannte er Gladstone zum Vicepräsidenten der Handelskammer und zum Münzmeister. Zwei Jahre vorher hatte sich der junge Staatsmann mit Katharine Glynne vermählt, welche durch ihre philanthropistischen Bestrebungen in weiten Kreisen Englands rühmlich bekannt geworden ist. Die Ehe wurde mit acht Kindern gesegnet, von denen heute noch sieben am Leben sind.

Es folgte ein denkwürdiges Jahrzehnt in Gladstone's parlamentarischer Laufbahn: der Zeitraum von 1841 bis 1850. Er ersetzte den Grafen von Ripon im Amte des Präsidenten der Handelskammer und brachte eine Bill zur Annahme, durch welche das Verbot der Ausfuhr englischer Maschinen aufgehoben wurde. In der Sitzung von 1844 stellte er die mannigfachsten Anträge: über die Verbesserung des Eisenbahn-Systems, die Abschaffung der Korngesetze, die Angelegenheiten der

Dissenters und die Zuckersteuer. Er zeigte sich jetzt als ein entschiedener Vertheidiger des Freihandels. Als ihm aber das Amt eines Kolonialsekretärs von dem Peel-Kabinet übertragen wurde, sah er sich genöthigt, auf die Vertretung für Newark zu verzichten, da jenes Ministerium die Abschaffung der Korngesetze verfocht, der Herzog von Newcastle dagegen zu den eifrigsten Schutzzöllnern gehörte. Gladstone, welcher die Freihandelsfrage vom Standpunkte eines aufgeklärten Staatsmannes erwog, leistete dem Premierminister die wirksamste Hülfe, als derselbe sich gegen den Schutzzoll erklärte und durch die Hungersnoth, welche in Irland nach der Kartoffel-Mißernte eintrat, sich bewogen fühlte, die Korngesetze zur Debatte und zur Annahme in beiden Häusern zu bringen. Bald darauf wurde Gladstone zum Vertreter der Universität Oxford gewählt; der Mann aber, dem er Jahre lang als seinem Leiter in der Politik gefolgt war, einer der ruhmreichsten Staatsmänner Englands, starb am 29. Juni 1850 in Folge eines Sturzes mit dem Pferde. Nach seinem Tode zerfiel seine Partei; Gladstone hielt sich gleich weit entfernt von den Whigs wie von den Tories; er ergab sich aber dem Einflusse von James Graham und wurde dadurch in seinen freisinnigen Grundsätzen und in den Kenntnissen der politischen Verwaltung mächtig gefördert.

Im Winter 1850 weilte Gladstone in Neapel und wurde Augenzeuge der dort herrschenden Tyrannei des Königs Ferdinand. Zwanzigtausend politische Gefangene schmachteten in den Kerkern, alle Gesetze wurden verletzt und die Justiz war käuflich; der verehrteste und geachtetste Mann Neapels, Poerio, wurde auf schmachvolle Weise verurtheilt. Gladstone schilderte diese Zustände in zwei Briefen an den Grafen von Aberdeen; diese Briefe waren für die Welt berechnet und erwarben ihrem Verfasser einen Ruhm, der weiter reichte als die Grenzen Europas. Er nannte die Regierung Neapels einen Schimpf für die Religion, die Civilisation und die Humanität. Im Grunde war es wieder der christliche Standpunkt, der sich hier vorherrschend geltend machte, denn Gladstone erblickte in jenen neapolitanischen Greueln eine zum Regierungssystem erhobene Gottesverleugnung. „Es ist," so lautet eine Stelle, „eine Verletzung des menschlichen und des geschriebenen Gesetzes, zum Zweck, alle anderen ungeschriebenen und ewigen, menschlichen und göttlichen Gesetze zu verletzen. Diese grausame Regierung ist feindlich gesonnen gegen

Alles, was sich in der Nation lebendig zum Fortschritt und zur Entwickelung bewegt, eine Entweihung der öffentlichen Religion, eine Verletzung aller Sittlichkeit, unter dem Antriebe der Furcht und Rachsucht; sie zerstört den Frieden, die Freiheit und das Leben der Menschen, unter denen sich die tugenhaftesten, gebildetsten und ausgezeichnetsten befinden; sie bedient sich dazu der leiblichen Folter und der Urtheilssprüche, mit denen ihr eine gesunkene Justiz zu Gebote steht; sie ist die Verleugnung Gottes, zum Regierungssystem erhoben." Die Briefe kamen im Hause der Gemeinen zur Sprache; der Sekretär des auswärtigen Amtes wurde interpellirt, ob der englische Gesandte in Neapel Schritte gethan habe, jene Schändlichkeiten zu hindern; Lord Palmerston schickte Abschriften von Gladstone's Briefen an die englischen Gesandten aller europäischen Höfe; es erschien eine Entgegnung seitens der neapolitanischen Regierung, die aber Gladstone's Beschuldigungen nicht zu widerlegen vermochte; „der Pfeil war tief ins Ziel gedrungen und konnte nicht herausgezogen werden", wie der Verfasser der Briefe treffend bemerkte. Der Sturm in Neapel brach bald darauf los. Palmerston rühmte im Hause der Gemeinen das Verdienst Gladstone's, „seine Stimme mit Nachdruck und Erfolg für die unterdrückte Menschheit erhoben und die schlechteste und gewaltthätigste Regierung, welche die Welt jemals erblickte, verurtheilt zu haben".

Nachdem Lord Derby in Folge des Defizits im Budget abgetreten war, und der Graf von Aberdeen ein Ministerium zu bilden berufen wurde, erhielt Gladstone das Schatzkanzler-Amt, welches er bis 1866 bekleidete und worin er sein außerordentliches Talent zur vollsten Geltung brachte. Denn als Staatsökonom und Finanzmann steht Gladstone fast höher als Pitt und Robert Peel, ja, er steht ohne Gleichen da. In seinem Genie verräth sich fast eine höhere Inspiration, wenn man erwägt, daß manche seiner Ansichten, zum Beispiel seine Rede über den Handelsvertrag, erst später ihre Bewährung erhielten. Selbst auf die diätetischen Lebensgebräuche der einflußreichsten Klassen des Landes hatte er Einfluß, und unter Anderem ist der allgemein gewordene Verbrauch leichter Weine bei den oberen und mittleren Ständen Englands der von ihm eingeführten Steuerermäßigung zuzuschreiben. Unübertrefflich ist seine Fähigkeit, ein Budget aufzustellen, und ebenso groß die Beredtsamkeit, womit er seine Finanzvorschläge zur Annahme brachte. Sein erstes Budget von

1853 kann Peel's berühmtem Budget von 1844 an die Seite gestellt werden; es gewann alle Parteien, befriedigte das Volk und verschaffte dem Schatzmeister eine unbegrenzte Popularität. Die finanziellen Grundsätze, welche er auch fernerhin befolgte, verbunden mit dem Freihandelssystem, trugen wesentlich zur Wohlfahrt Englands bei, indem sie eine jährliche Steuerermäßigung von $12^1/_2$ Millionen möglich machten, so daß die liberale Regierung den Konservativen, als diese 1874 an das Staatsruder kamen, einen Ueberschuß von mehreren Millionen überließ, wogegen die letzteren in den fünf Jahren ihrer Regierung die Abgaben um 5 Millionen Pfund Sterling erhöhten und die Staatsausgaben um 3 Millionen vermehrten; der Unterschied zwischen einer Regierung des friedlichen Fortschrittes und einer „geistreichen auswärtigen Politik", welche in Kriegsunternehmungen nicht allzu gewissenhaft verfährt.

Mit dem Jahre 1853 begann für England jene stürmische Periode des Krimkrieges, mit den heldenmüthigen Waffenthaten der Krieger und den Niederlagen der Politiker. Der Kanzler der Schatzkammer war dem Kriege abgeneigt. „Wegen seiner idealen Ansichten," sagt William Kinglake, „ließ man ihn als einen guten Mann gelten, als einen guten Mann im schlechtesten Sinne des Wortes." Aberdeen und Gladstone suchten den Frieden so lange wie möglich zu wahren, aber es stand nicht mehr in ihrer Macht, den Krieg zu verhindern. D'Israeli wollte eine Anleihe machen, um die Kriegskosten zu bestreiten; Gladstone dagegen wollte sie durch die laufenden Einnahmen decken, nöthigenfalls durch erhöhte Steuern: das Land und das Parlament stimmten ihm bei.

In der Sitzung von 1856 verkündigte Lord Palmerston den Friedensvertrag zu Paris, wonach England und die anderen Mächte Europa's verpflichtet sein sollten, die Türkei als einen mohammedanischen Staat zu erhalten. Gegen diese Auffassung regte sich wieder Gladstone's christliches Gefühl. „Es ist mir nicht möglich," sprach er, „diesem Friedensschluß beizupflichten; im Gegentheil finde ich keinen hinreichenden Ausdruck der Mißbilligung, daß man uns eine solche Verpflichtung auferlegen will."

Die schnellste Entwickelung von Gladstone's Ansichten über die Parlamentsreform fand innerhalb der Jahre 1864 bis 1866 statt. Seine Rede am Anfange dieses Zeitraumes setzte die Konservativen in Schrecken

und erfüllte die Reformpartei mit Hoffnung; sie veranlaßte aber auch, daß Gladstone seinen Sitz für die Universität Oxford verlor und schließlich die liberale Regierung in Spaltungen auseinanderfiel. Die Finanzlage, welche Gladstone nachwies, gab den Beweis, daß die zwanzig Jahre des Freihandels, welchen Robert Peel 1842 eingeführt, England auf eine unvergleichlich hohe Stufe des Wohlstandes vor allen Nationen der Welt erhoben hatte. Neben diesen Glanz stellte der Finanzminister aber andererseits die Armuth der unteren Volksklassen und brachte eine Herabsetzung der Einkommentaxe in Vorschlag. Das Budget gab ein glänzendes Zeugniß von der Politik der Regierung, welche es auf Frieden, Fortschritt und Sparsamkeit abgesehen hatte. Bald darauf aber zeigte sich die Opposition auf ihrem Höhepunkt, indem D'Israeli die Palmerston-Regierung wegen ihres Verhaltens in der deutsch-dänischen Angelegenheit angriff.

Einen schweren Verlust erlitt die liberale Partei durch den Tod Palmerston's, der um so schwerer war, als im März 1866 die Debatten über die Reformbill begannen, welche die Regierung durch den Kanzler des Schatzamts vorlegen ließ, und wonach die Zahl der Wähler im Ganzen durch 400,000 Stimmen aus allen Klassen vermehrt werden sollte. Die Bill befriedigte den größeren Theil der Liberalen, wurde aber von den Konservativen als eine gefährliche Stufe zur Demokratie angesehen. Die langen und heftigen Debatten führten zu einer Niederlage des Ministeriums: Russell, der erste Lord der Schatzkammer, trat vom Amte ab, und seine Stelle erhielt Lord Derby. Dies hatte Demonstrationen im ganzen Lande zur Folge, welche sich bis zur Eröffnung des Parlaments im Jahre 1867 fortsetzten. Gladstone verblieb an der Spitze der liberalen Partei. Am 11. November wurde das Parlament aufgelöst und die Neuwahlen ausgeschrieben. Gladstone blieb in Lancashire in der Minderheit, wurde aber für Greenwich gewählt. Die Liberalen feierten einen großen Sieg, und Gladstone trat an die Spitze des neuen Ministeriums.

Nur vorübergehend wurde die Regierung der Liberalen, unter Gladstone's Leitung, durch den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich beunruhigt, indem England um Belgiens Schicksal Besorgnisse hegte; die Regierung entschied sich jedoch zur Neutralität. Zu den wichtigen legislativen Aenderungen, welche noch in der Sitzung von 1870

ſtattfanden, gehörte die Beſtimmung, daß der Oberbefehlshaber der Armee nicht mehr ein Agent der Krone, ſondern dem Kriegsminiſter untergeordnet ſein ſollte. In der Sitzung des folgenden Jahres kam der Vertrag über das Schwarze Meer zur Erörterung. Die veränderten europäiſchen Zuſtände wahrnehmend, wollte der Kaiſer von Rußland die Neutralität des Schwarzen Meeres nicht länger beſtehen laſſen. In einer diplomatiſchen Konferenz zu London entſchied man ſich zu Gunſten der ruſſiſchen Forderung, mit der Beſtimmung, daß der Pforte geſtattet ſein ſollte, die Dardanellen und den Bosporus den Schiffen befreundeter Mächte zu öffnen. Eine andere wichtige Frage, welche in der Seſſion des Parlaments erörtert wurde, war die Abſchaffung des Stellenkaufes in der Armee, eine Veränderung, welche nicht ohne großen Widerſtand ſtattfinden konnte. Noch andere Geſetze, wie über die irländiſche Kirche, den Elementar-Unterricht, die Schulſchenkungen, die Kriminaljuſtiz, die Handelsgeſellſchaft, den Waſhington-Vertrag, die Abſchaffung der geiſtlichen Titel — machten den Zeitraum von 1869 bis 1871 zu der glänzendſten Periode und rechtfertigten den Namen des goldenen Zeitalters des Liberalismus.

Mit dem Herbſte des Jahres 1873 begann jedoch eine entſchiedene Umwandlung in der politiſchen Stimmung des Landes; durch D'Israeli's Widerſpruch aufgemuntert, erklärte man ſich gegen den reformirenden Eifer der Regierung. Anfangs des folgenden Jahres wurde das Parlament aufgelöſt. Bei den neuen Wahlen, welche ziemlich ruhig verliefen, verloren die Liberalen 56 Sitze; Gladſtone's Verwaltung hatte ihr Ende erreicht.

Der Ex-Premier widmete ſeine Thätigkeit fortan den Vereinen, den Arbeiterklaſſen, den Studenten und Schulen. Seine Adreſſen über das Erziehungsweſen zeugten von ſeiner tiefen Einſicht und einem erhabenen Sittlichkeitsgefühl; in ſeinen Reden an die Arbeiter bewies er ſeine Theilnahme für ihr Wohl, wies die geheiligte Bedeutung der Arbeit nach und hob hervor, welchen Werth die geiſtige Bildung und ſittliche Entwickelung für den Wohlſtand und den Fortſchritt der arbeitenden Klaſſen haben müſſe. Seine Aeußerungen über die orientaliſche Frage waren es allein, welche theilweiſe lebhaften Widerſpruch fanden. Er ſuchte den engliſchen Volksgeiſt zu Gunſten der unterdrückten Nationalitäten in der Türkei zu erwecken. Die Gewaltthätigkeiten der Türken in

den christlichen Provinzen, ihre Greuelthaten in Bulgarien schilderte er in der abschreckendsten Weise, als empörender als alle Schandthaten, welche die Geschichte Englands beflecken. „Ich bin," sprach er einmal vor seinen Wählern, „kein solcher Träumer, um zu glauben, Rußland sei frei von Ehrgeiz und Selbstsucht, aber es besitzt, ebenso wie andere Länder, ein Gefühl für Humanität, und dieses Gefühl der Menschlichkeit bewegt jetzt das russische Volk." Gladstone's Gegner machten ihm hier besonders zum Vorwurf, daß seine Ansichten in der auswärtigen Politik beschränkt seien und sein christlicher Standpunkt ihn bewogen habe, zu verkennen, daß Rußlands Hinterlist den grausamen und unbegründeten Krieg gegen das ottomanische Reich für einen Krieg zwischen Kreuz und Halbmond ausgeben wollte.

Gleichen Reichthum, gleiche Vielseitigkeit, Emsigkeit, Kraft und Gewandtheit, wie als Politiker, offenbart Gladstone als Schriftsteller. Seine vermischten Schriften, mit Ausnahme der Essays und Werke über klassische Materien, sind in sieben Bänden gesammelt erschienen (Gleanings oft past years). Zahlreiche Aufsätze von ihm erschienen in Good Words, Nineteenth Century, Edinburgh Review, Contemporary Review und Quarterly Review. In dem Werke „Der Staat in Beziehung zur Kirche" nimmt er sich der letzteren mit Eifer an, indem er die Religion als die Bürgschaft für politische Freiheit erklärt; sein kirchlicher Standpunkt hinderte ihn jedoch auch hier, den Dissenters gerecht zu werden, und er bestritt es, daß der Staat verpflichtet sei, ihnen Unterricht zu sichern. In dem Werke „Der römische Staat von 1815 bis 1850" behandelte er die italienischen Fragen in erschöpfender Weise. In den „Homerischen Studien" zeigt er sich so tief eingeweiht in die griechischen Studien, wie wenige seiner englischen Zeitgenossen. Großes Aufsehen erregte sein Aufsatz über den „Ritualismus", worin er seinem Unwillen über die Ausschreitungen des Vatikans Luft machte.

Gladstone übertraf Palmerston bei weitem an Beredtsamkeit, war ihm aber nicht gewachsen in der Kunst, das Haus der Gemeinen zu führen, seine Amtsgenossen zu beherrschen und seine Freunde warm zu halten. Bei der großen Spaltung der Liberalen über die Reformbill behielt die Regierung nur eine Majorität von fünf Stimmen; Gladstone's Beredtsamkeit konnte nicht hindern, daß die Liberalen zu Falle

kamen, ebenso wenig, daß er trotz seiner meisterhaften finanziellen und reformatorischen Maßregeln unpopulär wurde. Trotz alledem hatte er sich, wie selten ein Staatsmann, eines anhaltenden Vertrauens des Landes zu rühmen. Seine großartigen fiskalischen Reformen sind unübertroffen, und seine Nachfolger seit 1874 haben in dieser Hinsicht nichts erreicht, was damit nur annähernd verglichen werden könnte. Mit dem Fall der konservativen Verwaltung erwachte in England das Verlangen, einen Staatsmann wieder an der Spitze der Regierung zu sehen, dessen frühere Leistungen den englischen Annalen so denkwürdig geblieben waren.

Es erwarteten den greisen Staatsmann in den folgenden Jahren schwere Aufgaben, noch erschwert durch den Umstand, daß die Basis der alten Partei-Regierungen in neuester Zeit durch den Sectionalismus unhaltbar geworden ist. Die Irländer gaben das Parteilager auf, worin O'Connell's Vertrag mit den Whigs sie so lange gehalten hatte und bildeten eine plänkelnde Schwadron zwischen beiden Lagern. Die ägyptische Frage erwachte: — eine Frage, die mit dem britischen Indien in engem Zusammenhange steht. Zuletzt verwarf das Haus der Lords die Wahlreform-Bill. Unter allen diesen Umständen war es eine schwere Aufgabe, eine Regierung herzustellen, stark genug, die politische Ordnung und die bestehende Verwaltung inmitten der socialen und ökonomischen Schwankungen aufrecht zu erhalten.

Die Opposition gegen Gladstone stärkte sich unter diesen Umständen. Herzog von Argyll griff die irische Landgesetzgebung an. Man machte auch der Regierung zum Vorwurf, daß sie die volksthümliche Rebellion Arabi Pascha's bekämpfte und denjenigen Mann, den sich Aegypten zum Herrscher wünschte, nach Ceylon verbannte. Lord Salisbury und sein Anhang verlangten die Annexation Aegyptens. Man wollte den Premier-Minister des Schwankens und der Schwäche zeihen.

Trotz alledem behauptet sich Gladstone in der Stellung, die er bei allen jenen Fragen und Wirrnissen gleich anfangs genommen hatte. Er konnte darauf hinweisen, daß er die Ruhe auf der irischen Insel hergestellt habe. In der ägyptischen Frage verficht er noch, wie zu Anfang, seine feste Meinung, daß keine Annexation stattfinden dürfe, daß vielmehr England nur die Pflicht habe, unter der Mitwirkung Europa's dem ägyptischen Volke eine gute Regierung zu sichern,

das Land vor finanziellem Ruin zu retten und, wenn dieſe Aufgabe erledigt ſei, die zeitweilige Occupation aufzuheben und das Land und den Suez-Canal neutral zu machen. — Die größte Sympathie der Liberalen gewann Gladſtone auf's neue dadurch, daß er wieder eine unmittelbare Fühlung mit dem Volke nahm, um gegen die Torypairs Front zu machen, welche die Wahlreform-Bill verwarfen, wie ſie von jeher alle liberalen Inſtitutionen verworfen hatten: das Habeas-Corpus, die Reform der Kriminaljuſtiz, die Abſchaffung der rotten boroughs und zum Theil auch die Abſchaffung des Sklavenhandels.

Falls die gegenwärtige Oppoſition zur Regierung gelangen ſollte, ſo würde das neue Miniſterium ſchwerlich der Gegenpartei lange Stand halten können.

III.

Englands neueſte Staats-Oekonomie und Sociologie.

Die politiſche Oekonomie gehört bekanntlich zu den beſtändigen Aufgaben der engliſchen Erfinder. Man bemüht ſich, neben der Erfindung neuer und der Verbeſſerung alter Maſchinen, unabläſſig, jenes Räthſel zu löſen, welches ſo alt, wie die Geſchichte der Völker iſt. Während die verſchiedenſten Syſteme zur Löſung dieſer Frage, von den verſchiedenſten Ausgangspunkten entſpringend, auftauchten und wieder verſanken, oft von ähnlichen erſchrecklichen Erſcheinungen begleitet, wie das Entſtehen jener vulkaniſchen Inſeln, welche plötzlich aus kochenden Meeresfluthen emporſtiegen, um ebenſo ſchnell wieder in die Tiefe zu verſchwinden; während die fanatiſchen Reorganiſatoren der europäiſchen Geſellſchaft unter den Trümmern ihrer aufgethürmten Felsgebäude zerſchmettert wurden oder, als Opfer des Hohns ihrer Zeitgenoſſen, in Armuth und Elend verdarben: gewann die ſyſtematiſche Schule der politiſchen oder Nationalökonomie in England feſten Boden und gedeihlichen Fortgang, wohl vorzugsweiſe dadurch, daß ſie die Chimären der ſogenannten Sozialiſten bekämpfte, daß ſie die finanziellen Reformen aufgab und ſich natürlicheren Hülfsquellen zuwendete, wie das Eigenthum, der Boden und die Familie ſie darbieten.

Der eigentliche Begründer dieſer ſyſtematiſchen Schule in England war Adam Smith, der berühmte Verfaſſer der „Unterſuchungen über die

Natur und die Quellen des Reichthums der Nationen". Die Engländer nennen als seinen Vorarbeiter einen Kaufmann Namens Dudley North, welcher schon ein Jahrhundert vor dem Erscheinen jenes Buches eine Politik der ökonomischen Freiheit aufgestellt hatte; Adam Smith selber erklärte den Franzosen Quesnay und dessen Nachfolger für die Begründer des Systems; thatsächlich aber läßt es sich zurückführen auf jene finanziellen Oekonomisten, welche der Epoche Colbert's angehören. Seit Adam Smith sind auch in England andere berühmte und gelehrte Namen in der National-Oekonomie zur Geltung gekommen; merkwürdiger Weise aber hat keiner nach ihm so festen Fuß gefaßt, wie er, und die neuesten litterarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete bezeugen sogar, daß man jetzt wieder zu ihm zurückkehrt oder wenigstens sein Panier emporhebt. Selbst Ricardo, der noch unlängst mit einer Glorie umgeben war, welche Adam Smith's Ruhm verdunkelte, scheint von seinen Anhängern aufgegeben zu sein. Allerdings lehrte er einige gefährliche Grundsätze, wohl geeignet, eine Feindschaft zwischen Kapital und Arbeit zu säen. Wie die deutschen Sozialdemokraten betrachtete er das Kapital als ein reines Produkt der Handarbeit, ohne Rücksicht auf Unternehmen, Erfindung und Wagniß seitens des Kapitalisten; er erklärte, daß der Werth der Dinge in gleichem Verhältniß stände mit der produktiven Arbeit; daß keine Verbesserung der Produktion gewinnreich sein könne, wenn nicht zugleich eine Erniedrigung des Lohnes damit verbunden wäre; er wollte die Höhe des Arbeitslohnes durch die Kosten des Lebensunterhaltes des Arbeiters bestimmen, ohne die Verschiedenheit der Löhne bei verschiedenen Arbeiten in Erwägnng zu ziehen.

Man ist, wie gesagt, zu dem alten Propheten Adam Smith zurückgekehrt. Bei der Entgegnung auf die „Adresse" Ingram's, eines „orthodoxen" Oekonomisten, der sich aber einen Schüler Comte's nennt, sowie bei Gelegenheit der hundertjährigen Jubiläums-Ausgabe von Smiths „Untersuchungen über den Reichthum der Nationen" haben sich neueste Oekonomisten wie Lowe, Bagehot, Jevons, Culloch u. a. vernehmen lassen, welche auf Adam Smith zurückfallen, merkwürdiger Weise aber zwei abstrakte Sätze an die Spitze ihres Systems stellen, zu welchen ihr vorgeblicher Prophet sich niemals bekannt hat. Diese Abstraktionen, welche sie zu Grundsteinen ihres deduktiven Systems machen, lauten: „Der

Menſch hat den Hang, Reichtum zu beſitzen, und hegt einen Widerwillen gegen die Arbeit."

Wir nennen dieſe beiden Sätze „abſtrakt", weil ſie wirklich nach dem offenen Bekenntniſſe ihrer Urheber, durch Abſtraktion oder eigentlich durch Fiktion entſtanden. Jene neueren Oekonomiſten überſchätzen den Werth der bloßen Idee und verſchmähen die Erforſchung der Verhältniſſe und Thatſachen auf einem Gebiete, wo ſolche gerade am unentbehrlichſten iſt. Inſofern kann man behaupten, daß ſie Adam Smith, auf den ſie ſich berufen, gar nicht verſtanden haben, und dieſe falſche Methode iſt eben die ſchwache Seite, auf welcher ſie von ihren Gegnern angegriffen und widerlegt werden. Cairneß in „Logical Method of Political Economy", Henry Maine in „Village Communities in the East and West", und namentlich Cliffe Leslie in ſeinem Aufſatze „Political Economy and Sociology" — ſie Alle weiſen nach, daß ſolche Schlußfolgerungen a priori, welche die Engländer die „deduktive" Methode nennen, auf dem Gebiete der Staats-Oekonomie unhaltbar ſei und daß es des „induktiven" Verfahrens bedürfe, um poſitive Schlüſſe zu ziehen. Lowe behauptet, das Gebäude der Staats-Oekonomie ſei unter Adam Smith's Händen, gleich dem Kürbiß des Propheten Jona, in einer einzigen Nacht entſtanden und beruft ſich darauf zu Gunſten ſeiner Fiktionswiſſenſchaft, der deduktiven Staats-Oekonomie. Seine Behauptung beruht aber auf einem Irrthum. Wir wiſſen, daß Adam Smith ſelber ſich nicht als Begründer der politiſchen Oekonomie anſah, daß er derſelben eine lange Vorbereitung zuſchrieb und andauernde Forſchungen für nothwendig hielt; auch Stuart Mill, welcher in ſeinen jüngeren Jahren ein Vertheidiger der deduktiven Methode war, ließ ihre Schlußfolgerungen nur als abſtrakte gelten und wies nach, daß der Oekonomiſt überhaupt keine beſtimmten und unbedingten Schlüſſe ziehen könne, weil er nicht alle wirkſamen Kräfte in Rechnung bringe, ſie nicht einmal zu kennen und noch weniger ſie zu meſſen vermöge. „Wenn man alle Neigungen und Beweggründe eines Menſchen und ihre relative Stärke kennt," bemerkt Cliffe Leslie, „ſo kann man vorherſagen, wie er unter gegebenen Bedingungen handeln werde; ſetzt man aber alle bei Seite, außer der Sucht nach Geldgewinn und der Abneigung gegen die

Arbeit, so wird man sicherlich das Benehmen der Menschen im Allgemeinen unrichtig beurtheilen."

Daß es noch andere Beweggründe zur Anstrengung gebe außer der Sucht, Reichthümer zu erwerben, hat Adam Smith gerade durch genaue Beobachtung und scharfe Analyse nachgewiesen. Er rechnet zu diesen Antrieben das Streben nach Kredit, Auszeichnung, Gesundheit, Unabhängigkeit und Macht; er betrachtet diese Antriebe in verschiedenen Lebensverhältnissen und Berufsarten, indem er sie zugleich nach pekuniärem Maßstabe schätzt. Er zeigt, daß sich die Menschen oft mit einem geringen Geldgewinn begnügen, um sich eines größeren Vortheils anderer Art zu erfreuen. Der Gewinn des Landmannes sei zum Beispiel geringer, als der des Kaufmannes oder des Fabrikanten, aber der Grund und die Ursachen, wodurch die Menschen verleitet werden, sich mit so geringem Vortheil zu begnügen, seien leicht zu erkennen. „Die Schönheit des Landes," schreibt er, „die Annehmlichkeit des Landlebens, die Gemüthsruhe, welche es verspricht und die durch keine Menschensatzungen gestört wird, die Unabhängigkeit, welche es in der That gewährt: dies sind die Reize, welche Jeden mehr oder weniger anziehen, und der Mensch scheint auf jeder Stufe seines Daseins eine Vorliebe für diese naturgemäße Beschäftigung zu haben."

Allerdings nahm auch Adam Smith eine ideale Welt an, welche er merkwürdiger Weise die „natürliche" nannte, insofern sie statthaben würde, wenn sich gewisse Bestrebungen der menschlichen Natur ungehindert geltend machen könnten. Aber selbst in dieser idealen Welt erkannte er die Nothwendigkeit, das Eigenthum, die Erbfolge, das Besitzrecht und ähnliche Einrichtungen durch Gesetze zu regeln. Er zeigte, daß die ökonomische Lage der Nationen des modernen Europas das Ergebniß einer langen historischen Entwickelung sei und nur als solches verstanden werden könne, wenngleich jener bessere natürliche Zustand der Dinge aus besseren menschlichen Einrichtungen und Regierungsformen hervorgegangen sein würde. Er sah ein, daß die Umgestaltungen der Gesetze und Regierungen einer bestimmten Ordnung gefolgt seien, daß die ganze Bewegung der menschlichen Gesellschaft von dem Gesetz einer regelmäßigen Folge abhange und der ökonomische Zustand einer Nation in jeder Periode ihrer Geschichte nur einen theilweisen Anblick ihrer gesellschaftlichen Entwickelung gewähre.

Ganz abweichend von dieſer Anſicht und aller Induktion entgegen, behaupten Lowe und die ihm ebenbürtigen Oekonomiſten des Tages, welche die Geſetze des Staatshaushaltes mit einem Sprunge erreichen und mit einem Male ein vollkommenes Syſtem aufbauen wollen, daß alle herrſchenden Abweichungen von ihren beiden abſtrakten Grundſätzen nur geringfügig ſeien und keine Beachtung verdienten. Jevons beruft ſich auf die niederen Thiere, bei welchen, in ähnlicher Weiſe wie beim Menſchen, die Selbſtſucht als beſtimmender Antrieb gelte. Mit Recht hat man in der Widerlegung darauf hingewieſen, daß ſelbſt beim Hunde die Begierde nach Nahrung durch die Rückſicht auf ſeinen Herrn oder durch die Furcht vor Strafe gezügelt werde. Aus einem einzelnen Antriebe könne überhaupt nicht das Benehmen der Menſchen hergeleitet werden; nicht aus dem Beſtreben nach Geſundheit, welches doch die unnatürlichen Lebensgewohnheiten der Menſchen nicht verhindere, ebenſo wenig aus der Liebe zur Tugend, die allen Menſchen innewohne und dennoch Gefängniſſe und Polizeiſtrafe nicht unentbehrlich mache, am wenigſten aber aus der Liebe zum Geldgewinn, welche, wie Adam Smith gezeigt, unmöglich als Schlüſſel für die Bewegungen der ökonomiſchen Welt angeſehen werden können. Wo es ſich nur um perſönlichen Gewinn handelt, da findet die Familie, die Gatten- und Elternliebe keinen Platz, und doch würde gerade ohne dieſe Antriebe die Arbeit der Welt ſtill ſtehen und jeder Fortſchritt aufhören; Niemand würde dauernden Reichthum erwerben und Vermögen hinterlaſſen wollen, alle Unternehmungen würden nur auf die Dauer eines Menſchenlebens angelegt werden. Wenn es wahr iſt, daß der Hang, Reichthum und ein behagliches Leben zu erringen (the desire of wealth and ease), allen Nationen gemein iſt, ſo bleibt dieſer Hang doch nur eines von den Fundamenten zur Gründung eines ſyſtematiſchen Syſtems und es iſt ein handgreiflicher Irrthum Lowe's, wenn er meint, alle anderen Handlungen und Neigungen der Menſchen, die nicht mit dieſem Streben in engſter Verbindung ſtänden, wie die Liebe, der Krieg, die Politik, Religion und Sittlichkeit, könnten dabei außer Acht gelaſſen werden, aus dem Grunde, weil ſie ſich nicht im Voraus beurtheilen ließen. Es ſind weſentlich dabei in Anſchlag zu bringen: die Geſammtthätigkeit der Gemeinden, um durch politiſche Inſtitutionen zu einem organiſchen Staatsweſen zu gelangen; die Geſchichte, die Tradition und die ganze

ſoziale Welt, welche den Menſchen von der Wiege bis zum Grabe umgiebt. Alle jene Urſachen, welche Lowe überſehen will, wirken nachhaltig auf Benehmen und Verhältniſſe der Menſchen in Betreff des Reichthums und der Oekonomie der Geſellſchaft. Würden die Menſchen durch keine anderen als merkantile Beweggründe beeinflußt, ſo würden uns die Data fehlen, die Zunahme der Bevölkerung, den Ertrag der Arbeit, die Bewegung des Zinſes, die Häufung des Kapitals und ſeine Vertheilung durch Heirath, Vererbung und Austauſch zu berechnen und abzuſchätzen. Wenn Buckle den unrichtigen allgemeinen Satz aufſtellte, daß im Mittelalter nur zwei vorherrſchende Beſtrebungen, Krieg und Religion, und nur zwei Berufsarten, Kirche und Heer, beſtanden hätten, — ſagt Cliffe Leslie — ſo iſt es ebenſo oberflächlich und unphiloſophiſch, wenn man den Einfluß des Krieges und der Religion auf die Oekonomie des heutigen Europa, die Beſchäftigung ſeiner Einwohner und die Natur, die Vertheilung und den Verbrauch ſeiner Produkte überſieht. In keiner Periode des Mittelalters war ein ſo großer Theil der Bevölkerung des Feſtlandes in den Krieg gezogen, wie heutzutage; ein ungeheurer Theil des Vermögens des modernen Europa beſteht in Waffen, Kriegsgebäuden, Vorräthen und Ausrüſtungsgegenſtänden für Armeen und Flotte. Ein ökonomiſcher Bau kann nur in einer beſtimmten Gemeinſchaft beſtehen, wobei die Beſchäftigungen der verſchiedenen Klaſſen beider Geſchlechter, die Beſtände und die Vertheilung des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, die Zunahme oder Verminderung der produktiven Kraft, die Menge und die Beſchaffenheit der nothwendigen Bedürfniſſe und der Luxusartikel in Betracht kommen — dies Alles ſind nicht Ergebniſſe beſonderer einzelner ökonomiſcher Kräfte, ſondern aller ſozialen Kräfte, der politiſchen, moraliſchen und intellektuellen ſowohl, wie der induſtriellen. Den Hang nach Reichthum, ſelbſt wenn derſelbe mehr als eine bloße Abſtraktion wäre, als einen einzelnen Antrieb zu iſoliren und als ein Geſetz des Wohlſtandes anzuſehen, iſt ein unverkennbarer Beweis von der Unwiſſenſchaftlichkeit der deduktiven Theorie. Jener Hang erklärt ſich nicht aus einem inneren Antriebe der einzelnen Menſchen, ſondern aus der Gemeinſchaft und ihrer Geſchichte. Hunger und Durſt, das Verlangen nach Schutz gegen Kälte und Hitze, bemerkt Leslie, ſind vielleicht die einzigen ökonomiſchen Antriebe bei einem ganz iſolirten Menſchen; in der

civiliſirten Geſellſchaft wird Nahrung und Unterhalt durch eine lange Nationalgeſchichte beſtimmt, ſie ſind verſchieden bei verſchiedenen Nationen. Auch kommt es darauf an, welche Gegenſtände die Menſchen zum Wohlſtande rechnen; dieſe Gegenſtände ſind in Frankreich andere, als in England und dort wieder verſchieden von denen in Deutſchland und anderen Ländern.

Das Geld nur als Reichthum zu betrachten und den Hang danach zum Grundſatz des Syſtems zu machen, iſt alſo eine falſche Vorſtellung vom Merkantil-Syſtem ſeitens der deduktiven Oekonomiſten. Der andere Grundſatz, den ſie damit verbinden: „Der Menſch hege einen natürlichen Widerwillen gegen die Arbeit", giebt in gleichem Grade Anlaß zur Verwirrung. Dieſer Widerwille iſt, ebenſo wie jene Sucht nach Reichthum, je nach den Ländern, Zeitaltern und Perſonen verſchieden. Lowe's Gegner machen mit Recht geltend, daß die Unluſt an der Arbeit am größten in der Sklaverei ſei; mit den Fortſchritten der Civiliſation mache ſich eine zunehmende Liebe zur Anſtrengung um ihrer ſelbſt willen geltend. Adam Smith erklärt ſchon aus dieſer Liebe zu gewiſſen Arbeiten den geringen Gewinn, der mit einzelnen Berufsarbeiten zu erzielen iſt.

Die Staats-Oekonomie a priori bringt noch vorzugsweiſe ſolche Motive in Rechnung, welche die Löhne, Preiſe, Renten und den Gewinn betreffen; aber auch damit geht ſie fehl, indem dieſe Motive ebenfalls, je nach Umſtänden, verſchieden ſind und der Erfolg ſich nicht im Voraus berechnen läßt. So iſt die Liebe zur Heimath, aus welcher Cairneß die Verſchiedenheit der Arbeitslöhne theilweiſe erklären will, ſehr verſchieden an Kraft und Richtung. Die lokale Verſchiedenheit der Löhne, von welcher Smith in ſeinem Hauptwerke ſpricht, wäre, wie Culloch meint, durch die Verbeſſerung der Kommunikationsmittel verſchwunden, in der That aber hat ſie zugenommen. Der ländliche Wochenlohn, welcher in England vor hundert Jahren zwiſchen 6 bis 16 Schillingen ſchwankte, ſchwebt gegenwärtig in einer Schwankung von 10 zu 21 Schillingen. Adam Smith fand eine richtige Erklärung für dieſe Abweichungen der Arbeitslöhne in der Ungleichheit der lokalen Entwickelung des Handels und des Manufakturweſens, in der Verſchiedenheit der Nachfrage nach Arbeit und in den größeren oder geringeren Hinderniſſen der Freizügigkeit. Wo die deduktive Methode eine Ausgleichung feſtſetzt, nimmt die

auf Erfahrung beruhende Induktion eine Ungleichheit wahr. So hat Smith ebenfalls nachgewiesen, wie irrthümlich es sei, die Gewinne in verschiedenen Beschäftigungsarten genau berechnen zu wollen und anzunehmen, daß die Konkurrenz eine Ausgleichung bewirken könnte. In gleichem Sinne hatten die neuen deduktiven Oekonomisten unrichtig berechnet, das neue Gold würde, bei ungleicher Verbreitung über die verschiedenen Geschäftszweige, das Gleichgewicht des Gewinnes auf viele Jahre stören. In der Wirklichkeit aber stiegen die Preise in den Ländern, denen der englische Markt geöffnet war, und wo die Fortschritte der Industrie durch zeitgemäße Verkehrswege begünstigt wurden.

Der Handel wird durch Kredit und Spekulation zu einer Lotterie gestaltet, worin, wie Adam Smith sich ausdrückt, „die Leute vollen Spielraum haben, ihre absurden Ansprüche auf besondere Geschicklichkeit oder besonderes Glück geltend zu machen". Dennoch neigte sich auch Smith zu dem Glauben an ein Naturgesetz, wodurch die Bewegung der ökonomischen Welt zu einer allmählichen Gleichheit und Einförmigkeit geregelt würde. Diesem Glauben lehnen sich die neueren Oekonomisten mit Vorliebe an, indem sie sich zu der Annahme verleiten lassen, daß im Verlaufe der Handelsbewegungen ein regelmäßer, mit je zehn Jahren abschließender Kreislauf stattfände; Jevons namentlich läßt sich von dieser Idee verblenden. Gegen die Voraussetzung aber, daß in je zehn Jahren eine Aenderung des Geschäftsbetriebes durch eine Erneuerung der Generation bedingt werde, macht Leslie mit Recht geltend, daß die Klasse der Kaufleute nicht nur alle zehn Jahre, sondern, wie die der Krieger und Beamten, ja wie die ganze Nation, alljährlich mit frischem Blute rekrutirt werde. In unserem Zeitalter des gemeinsamen Verkehrs ist eine Theilung der Arbeit nur unvollkommen durchzuführen; Handelskrisen vereiteln jede Bemühung, Preise und Gewinn vorherzusagen; Perioden des Schwindels odes des Druckes lassen sich kaum vorhersehen, noch weniger aber lassen sich Gewinn und Verlust in den einzelnen Geschäften oder die besonderen Bewegungen des Kredits und der Spekulation im Voraus ermessen. Die Theorie von dem zehnjährigen Ablauf ist also, ebenso wie die von der Ausgleichung der Gewinne, einem Trugbilde zuzuschreiben — „einem Idol", wie Leslie mit Baco's Worten sagt, „welches den menschlichen Geist verleitet, in der Natur eine größere Gleichheit und Ein-

förmigkeit vorauszuſetzen, als wirklich darin enthalten iſt, und die Treffer, aber nicht die Nieten des Syſtems zu markiren."

Wenig Anerkennung ſeitens der neueren Oekonomiſten findet jenes Syſtem, welches ſich mehr mit anderen Fragen des Staatslebens, als mit dem Merkantilſyſtem und der ökonomiſchen Welt beſchäftigt — jenes Syſtem, welches der Franzoſe, von dem es gegründet wurde, mit dem Namen „Sociologie" bezeichnete, einem Namen, den die Engländer „baſtardartig" (hybrid) nennen, weil er allerdings nicht ganz muſtergültig gebildet wurde. Die Sociologen, meint Lowe, verdienten ſchon aus dem Grunde nur geringe Beachtung, weil man in Pſychologie, Moral und Politik ſeit Plato's Zeiten nicht weiter gekommen wäre — in der That eine ſeltſame Anſicht, welche den Begriff der Politik mit der Republik Plato's zum Stillſtand gebracht wiſſen will, dem neuen Geſetz von der Aſſoziation der Gedanken keine Wichtigkeit beilegt und die durch den veränderten ſocialen Fortſchritt und durch die Ueberlieferung geiſtiger Eigenſchaften bewirkte Entwickelung der menſchlichen Logik leugnet.

Der Gründer der ſociologiſchen Schule war bekanntlich der Franzoſe Auguſte Comte, ein ehemaliger Saint-Simoniſt, welcher ſpäter ganz neue ſociale Theorien in ſeinem großartigen Werke „Cours de philosophie positive" niederlegte, indem er zugleich alle Wiſſenſchaften analyſirte, mit einander verglich und klaſſifizirte. Von den Engländern folgten ihm Brewſter und beſonders Stuart Mill; auch Herbert Spencer, der neueſte und am häufigſten genannte der engliſchen Sociologen, der Verfaſſer von „The Study of sociology", betrachtet ſich als einen Schüler Comte's, und zwar als „vorgeſchrittenen", wenngleich bei ihm keine Spur von der Methode des Poſitivismus, worauf gerade Comte ſo großen Werth legte, noch weniger aber von praktiſchen Ideen zu finden iſt. So gelten denn Comte und Spencer als die einzigen nennenswerthen Vertreter jener ſpekulativen Wiſſenſchaft, welche die deduktiven Oekonomiſten ihrer Geringſchätzung würdigen.

Leslie nimmt die Sociologen gegen Lowe in Schutz, rühmt aber nur ihre „lichtvollen" Aperçus und ihre Klaſſifizirung. Auch in ſeinen Einwendungen gegen Spencer beſchäftigt er ſich nur mit Einzelheiten: „Alle Entwickelungen," ſchreibt er, „werden aus der Bewegung vom Gleichartigen zum Ungleichartigen erklärt; dieſe beſtätigt ſich aber nur in

einzelnen Fällen, nicht im Allgemeinen." Sprache, Gesetze, politische und bürgerliche Vereinigungen bewegen sich größtentheils in entgegengesetzter Richtung. In einem wilden Lande strömen neue Mundarten wie Bienenschwärme durch einander; in der civilisirten Welt dagegen streben die Sprachen nach einer Einheit. Die celtische Sprache ist aus Europa verschwunden; die englische Sprache, welche noch vor vierhundert Jahren so verschiedenartig war, daß Caxton es nicht für möglich hielt, sie zu drucken, wird jetzt beinahe in der ganzen Welt gesprochen. Aehnlich steht es mit den politischen Gestaltungen. Europa ist heute beinahe auf eine Heptarchie gelangt, in welcher die erste Staateneintheilung Englands beruhte. Auch die Erfolge des amerikanischen Krieges streben mehr nach einer Homogeneität, als nach einer Heterogeneität hin. Die englische und die französische Civil-Gesetzgebung ist über den größten Theil der civilisirten Welt verbreitet. In den Gebräuchen und Moden neigt sich die civilisirte Welt ebenfalls zur Einförmigkeit. Während früher die verschiedenen Berufsarten je ihre besondere Kleidung hatten, ist diese Absonderung, mit Ausnahme des Priester- und Soldatenstandes, jetzt verschwunden. In der Industrie der vorigen Generationen herrschte eine beständige Bewegung nach einer Sonderung der Beschäftigungen, jetzt im Gegentheil nach einer Verbindung. Kapital-Vereinigungen haben in einem großen Bereiche des Handels die getheilte Arbeit aufgehoben; durch Verbesserungen der Verkehrswege ist der Zwischenhandel im internationalen Vertriebe zum großen Theile beseitigt worden; dasselbe wird im Inlande durch das Zusammenhalten des Kapitals und durch neue Geschäftsmethoden im Groß- und Kleinhandel bewirkt. Viele Artikel des Dorfkrämers sind jetzt die Waaren großstädtischer Geschäftszweige geworden, und Waaren, in welche sich ehemals die Kleinhändler theilten, werden jetzt in den großen Etablissements zu Newyork, Paris und London verkauft und von den Produzenten direkt bezogen. Auf den ersten Stufen des socialen Fortschritts nimmt man einen Unterschied zwischen politischen und industriellen Funktionen der verschiedenen Klassen wahr; jetzt vereinigt sich der Beruf des Kaufmanns, des Kriegers und Gesetzgebers in einer Person. Wäre ein Hang zur Theilung der Arbeit und eine Unterscheidung der Beschäftigungen noch jetzt allgemein, so würde sich dennoch kaum ein Grundgesetz für die Anwendung der menschlichen Kräfte und Thätigkeiten davon herleiten lassen. Es bleibt dabei zu

erwägen, in wie weit Krieg und Religion dabei von Einfluß ſind. Nach Comte's Anſicht waren Theologie und Krieg die herrſchenden Kräfte für die erſten Stufen der menſchlichen Geſellſchaft; für die vorgerückten Stufen aber Wiſſenſchaft und Induſtie. Die Theologie hat heute nur geringen Einfluß auf die ökonomiſche Geſtaltung, aber das militäriſche Element iſt jetzt mächtiger in Europa und ſeine Macht hängt weniger von zufälligen Urſachen ab, als zu Comte's Zeit. Nach Adam Smith's Meinung würden die Menſchenmaſſen durch Verbeſſerung der Manufakturen und der Kriegskunſt vom Kriege entwöhnt werden; Buckle wollte den Kräften des Dampfes und des Schießpulvers die Beſeitigung des Krieges zuſchreiben; aber gerade dieſe Einflüſſe haben die Nationen einander ſo nahe gebracht und ſie mit ſo tödtlichen Waffen verſehen, daß jetzt Jeder gleichſam mit den Waffen an der Seite ſich niederlegt, bereit, am nächſten Morgen zu kämpfen.

Dieſe Einwände beziehen ſich, wie geſagt, nur auf Einzelheiten. Wir hätten der Spencerſchen Sociologie gewichtigere und allgemein treffendere Vorwürfe zu machen: den Mangel an eigentlichen praktiſchen, ſocial-ökonomiſchen und pädagogiſchen Ideen, an einem methodiſchen Nachweiſe des Zuſammenhanges zwiſchen allgemeinen Geſetzen und beſonderen Umſtänden; die vorwaltende Wichtigkeit des Gehenlaſſens (laissez passer!), das eine Staats-Oekonomie überhaupt unnöthig macht; die Verachtung der Volkserziehung und Aufklärung und der Sorge um Andere, welche letztere mit einem neuen verächtlichen Namen (altruism) bezeichnet wird; die Härte, mit welcher der Kultus der Menſchheit als eine überſpannte ſentimentale Philoſophie behandelt wird.

Im Uebrigen ſtimmen wir mit Leslie überein, wenn er ſchließlich ſagt: „Die ſociale Wiſſenſchaft beſteht nicht in dem Sinne einer Kenntniß der klarſten und abſoluteſten Formen, mit der Aufgabe, ihre Erfolge vorherzuſagen; ſie iſt noch in ihrer Jugend und hat eine glänzende Zukunft. Abſtraktionen und Schlüſſe a priori verdunkeln den Tag, aber das neue Licht beginnt hervorzubrechen. Der wiſſenſchaftliche Geiſt darf ſich nicht triumphirend und prahlend geberden, ſich nicht in intellektuellem Chauvinismus erhitzen und eine polemiſche Auszeichnung auf dem Felde des Parteikrieges ſuchen.“

IV.

Herbert Spencer.

Die Prinzipien der National-Oekonomie ſind ſo alt wie die Geſchichte der Völker. Die ſpartaniſche Verfaſſung, welche Lykurg den Geſetzen der Inſel Kreta nachbildete, kann als der vollendetſte Typus des geſellſchaftlichen Kommunismus, zugleich als die unreifſte Form geſellſchaftlicher Entwickelung gelten. In der moſaiſchen Geſetzgebung machte ſich der Kommunismus durch das Jubeljahr geltend. Plato, der den Plan einer idealen Geſellſchaft auf die reine Theorie der Gemeinſchaft gründete, war ein vollſtändiger und logiſcher Kommuniſt. Seine Tradition ging auf die Myſtiker des Mittelalters, von dieſen auf Thomas Münzer und die Wiedertäufer, von den Wiedertäufern auf die „Denker des Berges" über. Erſt Proudhon bekämpfte mit Hochmuth, Bitterkeit und Beredtſamkeit den Kommunismus von Pythagoras und Plato, der Myſtiker und Wiedertäufer, Münzer's und Cabet's. In Frankreich machten die ſtaatsökonomiſchen Ideen, welche unter der Regierung Ludwig's XIV. auftauchten, ein unglückliches Debüt und ebenſo konnten ſie nach der Revolution nur auf einen kleinen Theil der Errungenſchaften Anſpruch machen; unter dem erſten Kaiſerreiche wurden ſogar alle drückende Maßregeln des alten Regiments unter neuen Namen wieder eingeführt.

Die neueren ſocialiſtiſchen Syſteme haben einerſeits die materielle Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, die Lehren Holbach's und Raynal's, andrerſeits einen überſpannten Spiritualismus als Ausgangs-

punkt. Babeuf, der Vorläufer der heutigen Socialiſten, ächtete das Eigenthum, wie Buonarotti, Morelly, Cabet und Proudhon. Er wurde zum Tode verurtheilt. Buonarotti nahm ſeine Lehre unter dem Schaffot auf und wurde dafür deportirt. Als erblindeter Greis in ſein Vaterland zurückgekehrt, verſammelte er die Zahl ſeiner Schüler um ſein Sterbebette und empfahl ihnen mit ernſtem und ſtolzem Antlitz ſeine kühnen und gefährlichen Lehren.

Man muß Achtung haben vor dieſen fanatiſchen Männern mit eiſernem Willen, die, gleich den Titanen, Berge auf einander thürmten, und dann ſelber unter den zuſammenſtürzenden Felſen zertrümmert wurden. Achtung auch vor ihren Nachfolgern, den drei großen Vertretern des Socialismus, die ſich mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit, in fortwährenden Kämpfen für ihre Ueberzeugung aufopferten und alle Prüfungen beſtanden. Saint-Simon, der ſeinem Berufe ſchon im ſiebzehnten Lebensjahre folgte, lebte zehn Tage lang nur von Brot und Waſſer und verkaufte ſeine Kleider, um die Koſten für die Abſchrift ſeiner „Reorganiſation der europäiſchen Geſellſchaft" zu beſtreiten. Sein bedeutendes Vermögen hatte er ſeinen Plänen aufgeopfert. Von den Ruthen des neunzehnten Jahrhunderts, Elend und Spott, gegeißelt, bewaffnet er ſeine Hand gegen ſich ſelbſt, aber verſtümmelt ſich nur; endlich, als die Todesſtunde naht, ſpricht er zu den Schülern, die ihn umgeben, die verheißenden Worte: „Die Frucht iſt reif; ihr werdet ſie pflücken!" Charles Fourier, der ebenfalls die Freuden des irdiſchen Daſeins ſeinem Syſtem geopfert hatte, ſtarb arm und krank, mit bitterem Blick über den Spott und die Gleichgültigkeit der Welt, die ihn ſein Lebelang verfolgt hatte. Robert Owen, der Eudämoniſt, der die in Elend verſunkene Fabrikbevölkerung Englands durch ſein Socialſyſtem in eine neue moraliſche Welt verſetzen wollte, flüchtete nach den äußerſten Grenzen Nordamerikas und der Civiliſation, um ſich zu überzeugen, daß ſeine Kolonie, welche die Hoffnung eines glücklichen Lebens verwirklichen ſollte, an der Rohheit und Böswilligkeit der Menſchen zu Grunde gehen mußte.

Die ſocialiſtiſchen Ideen konnten in Frankreich eines großen Erfolges ſicher ſein, da der Franzoſe ſich mit Leichtigkeit einer Idee bemächtigt, ſobald ſie ſich nur in eine verſtändliche Form faſſen und der Menge hinwerfen läßt, die dadurch geblendet und verführt wird. Das franzöſiſche

Volk, in seiner Vorliebe für das Glänzende und Wunderbare, ließ sich leicht hinreißen von den Lehren, die es sich zur Aufgabe gestellt hatten, die Gesellschaft selbst umzugestalten. Es kam noch hinzu, daß die volksthümliche Seite der socialistischen Litteratur durch bedeutende Kräfte und Namen vertreten wurde: nicht nur durch Eugen Sue, welcher Haß und Schreck in die beschränkten Gemüther zu pflanzen verstand, sondern auch durch die schöne Kunstgestaltung und Originalität der Madame Sand und durch die zürnende Muse Lamennais', der anfangs die gefährlichen Tendenzen der socialistischen Schulen bekämpft hatte, dann aber als ihr religiös-revolutionärer Kämpfer wirkte, bis ihn die kleine Zahl seiner Freunde, von Soldaten geleitet, in das Grab senkte, über welchem Schweigen und Verdammniß weht.

Der Socialismus nahm die Religion zum Ausgangspunkte seiner Neugestaltungen; er pflanzte den Titanenstolz in die Gemüther und schrieb eine Apotheose des Menschen. Aber er wendete sich vorzugsweise an die Leidenschaften und Begierden der Menge und versetzte dadurch die Reichen in Angst und Schrecken.

Es trat dagegen die Partei der Zeit und Dauer auf, welche vorzugsweise an den Sitten und Gesetzen der Vergangenheit hängt. Für sie war nichts leichter, als die Mängel des Sozialismus nachzuweisen: die Vernichtung der individuellen Freiheit; die Aufhebung der persönlichen Verpflichtung; die übertriebene Einmischung der Gesetzgebung; die büreaukratische Trennung des Nützlichen von der Freiheit; den Mangel an Sinn für Freiheit und Gerechtigkeit; die Lösung aller Bande, welche im Menschen das Gefühl der Persönlichkeit und Würde befestigen; alchymistische Combinationen in einer neuen Anwendung einer Organisation, die zur Ohnmacht und Tyrannei führt. Am auffallendsten ließen sich die Fehler der socialistischen Statistiker nachweisen, welche die gefälligen Zahlen zu den heftigsten Angriffen gegen die Gesellschaft benutzten.

Die Anfänge jener systematischen Schule, welche sich insonderheit die der „Staats-Oekonomisten" nennt, lassen sich auf die Epoche Colbert's zurückführen. Die Männer jener Zeit, welche das Elend ausschließlich der Unordnung der Finanzen zuschrieben, wurden finanzielle Oekonomisten genannt und die bedeutendsten unter ihnen sind: der berühmte Ingenieur Vauban, Boisguillebert und Law, der berüchtigte

Finanzminiſter. Sie beſchäftigten ſich weniger mit der Produktion der Reichthümer, als mit einer billigen Vertheilung des erworbenen Reichthums und zum Unterſchiede von vielen der nachfolgenden theoretiſchen Oekonomiſten hatten ſie Sympathien für die Schwachen und Unterdrückten. Daher traf auch ſie das Loos der meiſten menſchenfreundlichen Reformer. Vauban und Boisguillebert ſtarben in der Verbannung.

An ſie ſchließt ſich die Kette jener gelehrten und berühmten Namen, eines Quesnay Smith, Say, Malthus, Ricardo und Roſſi, die eigentliche ſyſtematiſche Schule, die Schule der politiſchen oder National-Oekonomie. Man gab die Idee einer finanziellen Reform auf und wendete ſich auf die natürlichen Hülfsquellen des Bodens. Im Gegenſatz zu den Socialiſten, nahmen dieſe Phyſiokraten das Eigenthum, die Familie und die menſchliche Verantwortlichkeit als die feſten Fundamentalpunkte ihres Syſtems an. An Stelle des Rechts „auf Arbeit", jener unheilſchwangeren Chimäre, erkannten ſie ein „Recht der Arbeit" an, ein individuelles Recht, zu arbeiten und die Früchte der Thätigkeit zu genießen, wobei aber die Geſellſchaft nicht die Pflicht hat, dem Individuum Arbeit zu verſchaffen.

Bei vielen dieſer Oekonomiſten tritt ein Egoismus hervor, der an Grauſamkeit grenzt und ſchlagfertige Gegner, wie Vidal und Pierre Leroux, unter die Waffen rief. Die Edelgeſinnen unter Jenen aber verleugneten nicht die Mitwirkung der Moral zur Vollendung und Heiligung der bürgerlichen, wie der politiſchen Freiheit; doch wieſen ſie alle Univerſalheilmittel für die Gebrechen der Geſellſchaft zurück und begnügten ſich mit der Aufgabe, den Quellen des Reichthums der Nationen nachzugehen und zu erforſchen, wie jede einzelne vermehrt und verbreitet werden könne.

Zu den humanſten und freimüthigſten Geiſtern unter den Oekonomiſten gehört der ehemalige Redacteur des Globe, Michel Chevalier, der Einzige, der in Frankreich einen Lehrſtuhl für Staats-Oekonomie einnahm und nach der Februar-Revolution, während die ſocialiſtiſche Schule das Staatsruder führte, Vorleſungen am College de France hielt, — ein ehemaliger Saint-Simoniſt, der in den Staatsrath eintrat, als die anderen ſiebenzehn Häuptlinge des Bundes ſich zerſtreuten.

Die Staats-Oekonomie fand, ungleich dem Socialismus, in Frank-

UNIVERSITY OF OXFORD

reich nur einen spärlichen Boden, während sie dagegen in England vorherrschend gedieh. Der Erzbischof von Dublin erklärte schon im Jahre 1849 in einer Sitzung der staatsökonomischen Gesellschaft, daß sich Elementarbücher über Staats-Oekonomie in den Händen der meisten Einwohner Englands und Schottlands befänden und die Grundbegriffe der Wissenschaft in 4000 Schulen gelehrt würden. Diesem Einfluß, meinte der fromme Mann, sei es zuzuschreiben, daß die gefährlichen Lehren der Socialisten in England keine Theilnahme gefunden hätten. Wir glauben nun zwar weniger zuversichtlich an einen solchen Einfluß, denn die Theorien der Oekonomisten bringen nichts in den Magen; die socialistischen Bewegungen sind überdies auch an England nicht spurlos vorübergegangen, und wenn dies weniger nachhaltig als anderswo geschah, so ist der Grund wohl nur in den konservativen Neigungen des englischen Volkes zu suchen. Daß eine gewisse elementare Vorbildung für Staats-Oekonomie durch den genannten Geistlichen selber verbreitet worden, ist nicht zu leugnen. Als Thatsache steht aber auch fest, daß die systematische Schule der Oekonomisten sich wesentlich in England fortschreitend entwickelt hat und daß sich dort eine neue Schule bildete, als deren Chef seit etwa zehn Jahren Herbert Spencer angesehen wird.

Herbert Spencer hatte sich durch zwei Schriftwerke bekannt gemacht: „die ersten Grundsätze" (von Capelles in's Französische übersetzt), worin Metaphysik seines Systems enthalten ist; und „die Grundsätze der Psychologie", eine weitere Entwickelung desselben (von Espinas und Ribot übersetzt). Das Werk: The study of Sociology erschien unter den Werken der von Youmans veranstalteten International Scientific Series (London bei Henry S. King & Co.).

Das letztgenannte Werk enthält eine Darlegung der Hauptgrundsätze der neueren Staats-Oekonomie und gewährt eine Einsicht in das Wesen des Systems, wenngleich wir eine eigentliche Methode und praktische Ideen darin vermissen.

Herbert Spencer fußt auf zwei ziemlich weit auseinanderliegenden Standpunkten: auf den Grundsätzen der älteren Physiokraten und den Lehren der sogenannten Positivisten, welche der Franzose August Comte vor zwanzig Jahren begründete. Mit Letztem hat er jedoch weniger Uebereinstimmung, als der Engländer Brewster, noch viel weniger, als

Stuart Mill, welcher nur hinsichtlich der socialen Stellung der Frauen von Comte abweicht.

August Comte, ein tiefer und ernst strebender Geist, war der Einzige von den Söhnen des Saint-Simonismus, der sich nicht von der Politik verschlingen ließ, sondern seine positivistische Schule aus dem Schiffbruche rettete, — jenes große Werk, worin, nach dem Vorgange Baco's und d'Alemberts, alle menschlichen Wissenschaften einer tiefen Analyse unterworfen, nach Prinzipien, Gegenständen und Methoden verglichen und nach einer neuen Anordnung klassifizirt werden sollten. Dabei kamen auch praktische Ideen in Betracht: der Kultus der Menschheit, die politische Bedeutung des Proletariats, eine socialökonomische und eine pädagogische Idee.

Man hat der positiven Schule vorgeworfen, sie hänge mit dem Saint-Simonismus zusammen; indessen erledigt sich diese Uebereinstimmung mit wenigen Grundanschauungen. Comte selber erklärte, daß seine socialen Theorien in Widerspruch ständen mit einer Tendenz, die er als eine rückwärtsschreitende ansehen müsse. Wenngleich er sich aber solchermaßen von der Saint-Simonistischen Gesellschaft lossagte, so gehörte er doch zu den wenigen Getreuen, welche ihrem Lehrer, dem unglücklichen Träumer, in frommer Liebe die Augen zudrückten. Er selber, nachdem er seine geliebte Clotilde von Vaux zur Grabstätte begleitet, lebte bis an seinen Tod nur kümmerlich von einer geringen Subscription, welche einige seiner Schüler für ihn eröffnet hatten — ein kärglicher Botenlohn für den Boten und Verkündiger einer glücklicheren Zukunft des Menschengeschlechts!

Wir werden in den folgenden beiden Aufsätzen auf die Philosophie Comte's und auf die Abweichungen einzelner Schüler derselben näher eingehen.

Herbert Spencer betrachtet sich in einem gewissen Sinne als Schüler Comte's. Doch auch hier, wie gewöhnlich, will der Schüler den Meister überbieten. Er wirft Comte vor, daß er in dem Irrthum befangen gewesen sei, eine wahre Theorie müsse auch eine wahre Praxis erzeugen; daß er das Verhältniß, in welchem die Eigenschaften der Staatsbürger zu den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens stehen, nicht klar eingesehen; daß er vor allen Dingen die unendliche Veränderlichkeit der Species abgeleugnet habe.

Was Spencer von Comte entlehnt hat, ist zweierlei: den ziemlich schlecht gewählten, nicht mustergültig gebildeten Namen „Sociologie" und die Idee, diese sogenannte Wissenschaft auf die Biologie zu gründen. Er findet nämlich eine völlige Uebereinstimmung zwischen den Erscheinungen der biologischen oder zoologischen und der socialen Ordnungen; selbst die Theilung der Arbeit, wie sie in der Staats-Oekonomie festgehalten wird, sieht er in der Physiologie vorgebildet.

Gegen diese Auffassung läßt sich jedoch Vieles einwenden. Wenngleich wir das Staatswesen als einen Organismus bezeichnen, so wird doch Jeder zugeben, daß dies nur bildlich geschieht und die Analogie zwischen einem individuellen und einem socialen Organismus nur sehr entfernt ist. Der Verfasser nimmt hin und wieder einen Anlauf, den Zusammenhang der Biologie mit seinem sociologischen System und Letzteres ausführlicher zu entwickeln, verliert dieses Ziel dann aber wieder völlig aus den Augen. August Comte verfährt praktischer. Bei ihm wissen wir, was die Biologie für seine sogenannte positive oder eigentliche Philosophie zu bedeuten hat, wenngleich uns dabei der auffallende Fehler in die Augen springt, daß er nur Gall's System zu Grunde legt und die Theorie von den Organen ohne Prüfung annimmt. Wenn Spencer überhaupt die Meinung geltend macht, er habe Comte's Idee, alle Wissenschaften zu generalisiren, zur weiteren Entwickelung gebracht, so überschätzt er sich. Man mag immerhin der positiven Schule vorwerfen, daß sie sich zu sehr an den apokalyptischen Mysticismus und den deklamatorischen Jargon der Socialisten anlehne, daß sie sich vergeblich bemühe, den Kultus der Menschheit zu organisiren und nur ein schönes Ideal der Tyrannei aufstelle, in der Meinung die gesellschaftlichen Verhältnisse durch geistigen Einfluß umzugestalten, — immerhin! so erweckt doch das Streben, eine systematische Geschichtsphilosophie durch eine Erweiterung der Turgot'schen Idee aufzubauen, die höchste Anerkennung, und wir staunen über den Denker, der in seinem Cours de philosophie positive die großartige Aufgabe zu lösen unternahm, den ganzen Horizont des menschlichen Wissens in's Auge zu fassen, die unermeßliche Ausdehnung der materiellen Dinge sowohl, wie die geistige Welt, das dreifache Räthsel des Individuums, der Gesellschaft und des Menschengeschlechts zur Lösung zu bringen. Was wir in dem Spencerschen Werke

vermiſſen: die Methode, den Nachweis des Zuſammenhanges des allgemeinen Geſetzes und der beſonderen Umſtände, der in dem Study of sociology nur auf einer muthmaßlichen Analogie zwiſchen dem lebenden und ſocialen Körper beruht — die Methode iſt gerade in Comte's Syſtem die Hauptſache, der untrügliche Wegweiſer auf dem Gebiete der Spekulation und — wie Comte ſelber ſagt — „in allen Fällen noch wichtiger, als der Lehrſatz ſelber". Während Spencer die fragliche Wichtigkeit der Biologie in den Vordergrund ſtellt, betrachtet er die Geſchichte, die doch jedenfalls zur Begründung einer ſtaatsökonomiſchen Wiſſenſchaft viel wichtiger iſt, als eine bloße Nebenſache. Die poſitive Philoſophie iſt aber vorherrſchend eine Philoſophie der Geſchichte, nicht gerade im Sinne Boſſuet's, Vico's, Leſſing's und Herder's, aber doch annähernd im Sinne Hegel's; Comte weiſt überall den natürlichen Zuſammenhang der Nationen an den poſitiven Thatſachen der Geſchichte nach und erhebt ſich zur Entdeckung der immanenten Geſetze.

Viel zahlreichere und feſtere Verbindungspunkte als mit den Poſitiviſten hat Spencer mit den National-Oekonomiſten der älteren Schule gemeinſam, — vor Allem den Grundſatz des Gehenlaſſens — laissez aller, laissez passer! — den famoſen Grundſatz, welchen neuerdings die Freihändler an die Spitze ſtellten, den aber ſchon Quesnay und Gournay auf das Banner der National-Oekonomie ſchrieben. Sehr geiſtreich und treffend eifert der Verfaſſer der Sociologie gegen das Vorurtheil des Kurirſchwindels, gegen das abergläubige Vorurtheil, daß die Regierung des Staates die übernatürliche Tugend beſitzen müſſe, gegen jedes zu heilende Uebel ein Heilmittel zu verordnen, daß ſie, wenngleich aus einer unvollkommenen Geſellſchaft hervorgegangen, doch mit einer vollkommenen Geſetzgebung bereit ſtehen müſſe. Er vergleicht dieſes verderbliche Vertrauen mit der Neigung der gemeinen Leute, bei der geringſten Krankheit „Etwas zu thun" und den Arzt um eine Panacee anzugehen; ſolche Politiker ſtellt er auf gleiche Stufe mit jenem Bedienten, der die übrig gebliebene Arzenei ſeines Herrn austrank, damit nichts umkäme. Auch Michel Chevalier hat dieſen Vorwurf erhoben, wenngleich in idealerem Tone, indem er ſagt: „Jene Neigung, ſich auf Koſten der perſönlichen Freiheit maßregeln zu laſſen, ſo viel es nur immer angeht, iſt der Hintergrund aller ſocialiſtiſchen Syſteme. Man hüte ſich, dem öffent-

lichen Interesse ohne Rücksicht auf die Freiheit zu genügen! Es dürften daraus die schlimmsten Folgen hervorgehen. Es sind die Utopisten aus den höchsten philosophischen Kreisen, die das Unglück haben, diesem gefährlichen Irrthum zu verfallen. Sie verirren sich, weil sie von einem falschen Begriffe vom Staatswohl ausgehen und ihnen der Sinn für Freiheit und Gerechtigkeit fehlt. Nicht allein diejenigen sind Socialisten, die sich so nennen; zu ihnen gehören auch von denen, die unter anderen Fahnen stehen, Alle, die eine übertriebene Einmischung der Gesetzgebung in die bürgerlichen Verhältnisse verlangen." — Merket euch das, ihr liberale Mandarinen unserer Tage, die ihr eine heilige Scheu vor den Socialisten heget und dabei doch viel mehr als Jene den Leitstern der persönlichen Freiheit aus den Augen verlieret!

Wir müßten dem Verfasser der Sociologie durchaus zustimmen, wenn er gegen die Einmischung der Regierung eifert, soweit sie damit gegen die Rücksicht auf die individuelle Freiheit verstößt; wir wollen ihm auch zugeben, daß mit dem „es muß Etwas gethan werden" (must-do-something) oft wenig geholfen werde, daß die angeblich geheilten Uebel sich oft an anderer Stelle und in anderer Form zeigen, und daß jene Regierwuth namentlich den schlimmsten Uebelstand: eine Verstärkung der Büreaukratie, mit sich führe. Indessen richtet der Verfasser seine Polemik gegen die Einmischung der Gesetzgebung und Verwaltung im Allgemeinen und kommt mittelst seiner Brücke: laissez faire! laissez passer! auf ein Gebiet, wohin wir ihm nicht folgen möchten. Wir geben zu, daß das Vertrauen auf unsere medicinischen Heilkünstler, welche Anderen und oft sich selber einreden, sie hielten Tod und Leben in der Hand — daß dieses nicht nur unter der ungebildeten Klasse herrschende Vorurtheil, nicht die Naturkraft allein, die vis medicatrix naturae, sondern die vom Arzte verordnete Schmiere oder Panacee heile die Krankheit, auf einem Aberglauben beruht, der noch durch viele Generationen fortleben wird. Der Verfasser macht aber hier, wie in der Begründung seiner biologischen Grundsätze, die gewagte Analogie zwischen der zoologischen und socialen Morphologie geltend. Der Staat ist nicht in demselben Sinne ein Organismus, wie der thierische Leib; er ist viel mehr ein Kunstprodukt, als ein Naturkörper. Und selbst wenn wir an jener Analogie festhielten, müßten wir doch wenigstens der Chirurgie ihr Recht einräumen. Die

Natur heilt dynamisch aber nicht mechanisch; ein verstauchtes Glied wird durch die vis medicatrix wieder hergestellt, ein verrenktes aber muß eingerenkt, ein brandiges sogar amputirt werden.

Wohin führt uns aber der Grundsatz des Gehenlassens, den Spencer mit den meisten National-Oekonomisten gemein hat und in dem vorliegenden Buche auf das ausführlichste abhandelt? Nicht bloß die Wirkung der Gesetzgebung und die Thätigkeit der Beamten wird in Frage gestellt, ja sogar als eine Verschlimmerung der Uebelstände geschildert, sondern auch die politische Theilnahme der Bürger, die Wichtigkeit der Regierungsform, der Einfluß von Bildung und Erziehung, die sittliche Wirkung der Religiosität, der Werth aller Bemühungen, die Leiden der Menschheit durch Theilnahme und Wohlthaten zu lindern. Trotzdem, daß Spencer die Veränderungen der menschlichen Gesellschaft für unbegrenzt und ihre Verbesserung für möglich hält, — wodurch er sich wesentlich von unseren modernen Pessimisten unterscheidet — hält er doch alle förderlichen Bestrebungen und Einwirkungen für nebensächlich oder gar schädlich. Allerdings hat der Werth der staatsökonomischen Reformen seine Grenzen und die Thatsachen übernehmen es gewöhnlich, sowohl den eigensinnigen Widerstand der Routine wie die abenteuerliche Keckheit der Idee zu bestrafen. Wenn Spencer aber unter dem Ausdrucke „evolution" ein völlig verwildert naturwüchsiges Gestalten der Staatsverhältnisse versteht, so übertreibt er die weise vermittelnde Leibniz'sche Theorie, daß die Gegenwart sich aus der Vergangenheit, die Zukunft sich aus der Gegenwart naturgemäß entwickeln müsse; er sieht die Dinge mit Gleichgültigkeit emporschießen und hält es nicht der Mühe werth, eine ordnende oder reformirende Hand anzulegen. Lasset das Unkraut ungejätet: die Monopole, Privilegien und Ungerechtigkeiten aller Art, die Standesvorrechte und Repressivgesetze! Was soll die Verwaltung dagegen thuen, da sie selber nur mangelhaft ist? Allah il Allah! sorge Jeder für sich selber!

Wir sehen daraus, daß die Spencersche Theorie eigentlich zu keiner Praxis führt. Den Socialisten hat man die Keckheit und Unausführbarkeit ihrer Ideen nachgewiesen, aber sie machten doch Vorschläge, sogar Versuche, dieselben zur Ausführung zu bringen. Comte wollte seiner Wissenschaft in großem Maßstabe Geltung verschaffen; er wollte dem Proletariat zur Herrschaft verhelfen; er verbreitete Brochüren unter die

Arbeiter, die er mathematisch unterrichten, denen er das Recht auf Arbeit sichern wollte. Selbst die Oekonomisten, von deren Standpunkte Herbert Spencer nicht zu weit abweicht, sind mit praktischen Ideen aufgetreten. Wir verweisen auf das, was Stuart Mill in seinem Principles of Political Economy für die Hebung des Ackerbaues und der Industrie, was Lewis Ricardo in seiner Anatomy of Navigation Laws für die Schifffahrtsgesetzgebung in Vorschlag gebracht hat. Nichts von alledem bietet uns Spencer's Sociologie. Laissez faire, laissez passer! wozu bedarf es aber alsdann überhaupt einer Staats-Oekonomie, wozu einer sociologischen Wissenschaft? wozu des Studiums dieser Wissenschaft, wenn die Probehaltigkeit ihrer Regeln angezweifelt, wenn die Resultate nicht von Beschlüssen, sondern vom Zufall abhängen?

Und doch macht der Verfasser die Existenz einer solchen Wissenschaft nachdrücklich geltend, als ein Mittel, um zu prüfen, ob die Gesetzgebung mit dem natürlichen Verlaufe der nationalen Entwickelung (social-evolution) übereinstimme, um den gesetzlichen Zusammenhang der Veränderungen, welche in dem Bau und den Verrichtungen der Gesellschaft vorgehen (structural and functional changes), zu ergründen und danach zu ermessen, was wünschenswerth, was praktisch, was utopisch sei. Er beruft sich dabei auf die Meteorologie, die ja auch als eine Wissenschaft gelte, wenngleich sie nicht auf strengen Gesetzen beruhe. Hierbei bleibt aber doch zu erwägen, daß die Meteorologie nur die Unzulänglichkeit ihrer Erfahrungen eingesteht, nicht aber die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen in Frage stellt. Spencer aber befindet sich in offenbarem Widerspruche, wenn er nach Regeln forschen will, deren Gültigkeit er selber bezweifelt.

Sehr umständlich und mit vielem Scharfsinn zählt der Verfasser die Schwierigkeiten auf, die sich der staatsökonomischen Wissenschaft entgegenstellen: den geringen Fleiß, den Mangel an Ernst und Methode, die Leichtfertigkeit, Ungeduld und Nachlässigkeit selbst seitens der Gebildeten und Gelehrten bei einer Wissenschaft, welche gerade die complicirtesten Gegenstände behandelt; die elementaren Irrthümer und überspannten Reformideen, die gefährlichsten Experimente an der Gesellschaft, die als ein viel zusammengesetzterer Organismus, als jeder andere angesehen werden müsse. Es läuft aber zuletzt auf den Gelehrtendünkel hin-

aus, daß sich der Laie in der socialen Wissenschaft überhaupt des Votirens enthalten müsse; gleichwie unsere Heilkünstler den Laien, der sich ihnen nicht blindlings ergiebt, anzuschnauben pflegen: „Was hast du dich darum zu kümmern, was ich dir verschreibe? Habe ich nicht Pathologie, Nosologie, Anamnestik, Prognostik und vieles Andere studirt, von dem du Nichts verstehst?“ Trotzdem giebt es aber doch Leute, die da meinen, man habe das Recht, wenigstens ein bescheidenes Wörtchen mitzureden, wo es sich um unsern eigenen Körper handelt, und die Grundgesetze für Leben und Gesundheit ließen sich auch vermöge einer gemeinverständlichen Diätetik begreifen, ohne Semiotik und Diagnostik; so giebt es auch heut zu Tage eine Anzahl Menschen, schon zur Majorität gediehen, welche behaupten, die Grundgesetze des Staatslebens ließen sich auch ohne eine gelehrte Sociologie fassen und Jeder, der dem Staate mit Blut und Geld verpflichtet sei, habe wenigstens den bescheidenen Anspruch auf ein Votum.

In diesem Falle käme gerade der Einfluß der Erziehung und des Volksunterrichts in Betracht, als ein Mittel, die Ueberzeugung und Einsicht des Bürgers behufs des Votirens aufzuklären und es muß höchst befremdlich erscheinen, daß Spencer auch dagegen Widerspruch erhebt. Wir konnten erwarten, daß ein Rationalist seiner Art nicht dem obligatorischen Schulunterricht das Wort rede und sich nicht auf die Seite der Leute stelle, die in richtiger Konsequenz den Staat zum Schulmeister und Erzieher ihrer Kinder berufen, gleichwie sie ihn zum Banquier und Fabrikherren berufen wollen. Spencer aber hält es geradezu für ein Vorurtheil, sich von den Einflüssen des Unterrichts und der Erziehung große Erwartungen zu versprechen; jene Wohlthaten sind in seinen Augen ebenfalls nur eine Panacee, denn, seiner Psychologie gemäß, werden die Handlungen und das Betragen der Menschen mehr durch die Gefühle der Sympathie als durch die Intelligenz geleitet. „Sehet jene Gruppe von Menschen am Ufer des Flusses stehen!“ schreibt er. „Ein Boot ist umgeschlagen und ein Mensch befindet sich in Gefahr zu ertrinken. Alle Zuschauer sind überzeugt, daß der junge Mann zu Grunde gehen muß, wenn ihm nicht baldige Hülfe zutheil wird. Niemandem ist unbekannt, daß sein Leben gerettet werde, falls sich ein Schwimmer zu seiner Rettung findet. Ihr Lebelang haben sie gelernt, es sei eine Pflicht, unsern Mit-

menſchen in Gefahren beizuſtehen und Alle werden zugeben, es ſei ein verdienſtvolles Werk, ſich einer Gefahr auszuſetzen, um ein Menſchenleben zu retten. Nichtsdeſtoweniger rufen ſie nur um Hülfe oder ertheilen Rathſchläge, obgleich Viele unter ihnen ſchwimmen können. Doch jetzt kommt Einer, der ſeinen Rock abwirft und in die Fluthen ſpringt, um den Ertrinkenden zu retten. Wodurch unterſcheidet er ſich von den Uebrigen? Nicht durch ſeine Kenntniß; dieſe ſtimmt mit der der anderen Perſonen völlig überein. Sie alle wiſſen, daß ein Leben auf dem Spiel ſtehe und wie es gerettet werden könne. Bei Jenem jedoch erweckt dieſe Ueberzeugung zugleich eine verwandte Erregung, welche bei den Anderen nur in geringerem Grade vorhanden iſt. Gefühle regen ſich bei Allen, aber die niederdrückenden Gefühle der Furcht und Beſtürzung ſind vorherrſchend, während in ihm das Gefühl der Theilnahme den Sieg davon trägt. Mögen ſich zu dieſer Sympathie auch noch andere weniger edlere Gefühle geſellen, ſo bleibt es immerhin unbeſtritten, daß ſein Benehmen nicht durch Kenntniſſe, ſondern durch ſittliche Erregung beſtimmt wurde.“ An anderer Stelle ſagt er: „In den Zeitungen findet man oft Vergleiche zwiſchen der Zahl der Verbrecher, welche leſen und ſchreiben können und der Zahl derjenigen, welche dieſe Kenntniſſe nicht beſitzen; und daraus, daß die letztere Zahl die erſtere bei weitem übertrifft, folgert man, die Unwiſſenheit ſei die Urſache des Verbrechens. Man denkt nicht daran, zu fragen, ob ſich nicht durch eine ähnliche Statiſtik ebenſo folgerecht nachweiſen ließe, daß das Verbrechen durch Unreinlichkeit, ſchmutzige Wäſche, Mangel an friſcher Luft und geſonderten Schlafſtätten verurſacht werde. Man durchſchreite die Gefängniſſe und überzeuge ſich, daß die wenigſten Gefangenen gewohnt waren, ſich des Morgens zu waſchen, daß das Verbrechen mit dem Schmutze der Haut in enger Verbindung ſteht! Man zähle diejenigen Verbrecher, die im Beſitz eines doppelten Anzugs ſind und man wird erfahren, daß nur Wenige im Stande waren, ihre Wäſche zu wechſeln. Man frage, ob ſie in engen Gaſſen und auf ſchmutzigen Höfen gewohnt haben, und es wird ſich finden, daß faſt alle gemeine Verbrecher aus Höhlen und Winkeln entſtammen.“ Dies Alles zugegeben, will es uns doch nicht einleuchten, daß die Verbreitung des Unterrichts ohne Einfluß auf die politiſche Aufklärung, noch weniger, daß Gefühl und Moralität keine Rolle in der Erziehung ſpielen, daß das Gebiet der Moralität ſich nicht durch Wachsthum der Intelligenz erweitern ſollte.

Die Schwierigkeiten, welche sich der Aufnahme der Socialwissenschaft entgegenstellen, theilt der Verfasser in drei Arten: die objectiven, welche aus der Ueberzahl der zu studirenden Thatsachen entspringen; die subjectiven, am Beobachter selber haftend; außerdem noch andere, die sich aus der Intelligenz und der Empfindung herleiten lassen. Das Vorurtheil spielt bei diesen Schwierigkeiten eine Hauptrolle. Als Beispiel, mit welchem Vorurtheil die historischen Thatsachen fast allgemein beurtheilt werden, führt Spencer an, daß man ein Wehklagen über die 10,000 Opfer der französischen Schreckensherrschaft erhebt, die doch mit Recht ihre eigenen Fehler oder die ihrer Vorfahren zu büßen hatten und unter den Streichen eines aufgestandenen, verzweifelten Volkes fielen, während man nicht daran denkt, über die 2 Millionen Unschuldiger zu seufzen, welche der fast angebetete Napoleon aus Ehrgeiz und Machtgier auf den Schlachtfeldern niedermetzeln ließ. In gleich thörichter Weise will man von den aufgebotenen Mitteln auf die Erfolge, von der Zahl der Gesetze auf ihre Kraft, von der Höhe der Steuern auf die Vermehrung der Staatseinkünfte schließen, ohne zu erwägen, daß sich in einem so complicirten Aggregat, wie der Staat ist, fast keine Wirkung vorher berechnen lasse. Und darin bestehen eben die objectiven Schwierigkeiten der Sociologie, daß man sich fast über keine Thatsache unterrichten kann, die nicht durch die persönlichen Mängel der Zeugen getrübt wäre, wo nicht die Folgerung irrthümlich als Thatsache angenommen, über dem oberflächlichen Schein nicht das innere Wesen vernachlässigt würde; daß man, selbst im Besitze genauer Data, durch die Ueberzahl und Verstreutheit derselben behindert wird, den inneren Zusammenhang, die wahren Ursachen und Wirkungen zu erkennen. Diese Schwierigkeiten sind ebenso hindernd, wie jene oben erwähnten subjectiven, welche der Verfasser „emotional“ nennt, jene glorificirende Bewunderung militärischer Erfolge, welche die Menschen zu Knechten der Autorität macht. Zu den subjectiven Schwierigkeiten gehört die, einen Gedanken nach seinen verschiedenen Beziehungen einem Geiste klar zu machen, der nicht die gleichen intellektuellen Fähigkeiten besitzt wie jener, aus welchem der Gedanke entsprang. Sobald einige Theile der intellektuellen Struktur fehlen, so wird auch der Gedanke nur fragmentarisch aufgestellt werden können; „es ist, als ob man die fünf Finger seiner Hand in einen Handschuh mit vier Finger-

lingen ſtecken wollte". Unter den objectiven Schwierigkeiten beſteht die gewöhnlichſte darin, daß der Beobachter vorzugsweiſe das Beſondere und Auffallende an den Thatſachen auffaßt, dagegen das Gewöhnliche, das gerade den Hauptbeſtandtheil bildet, außer Acht läßt. Außerdem muß man erwägen, in welchem Zuſammenhang die Dinge ſtehen, die manchmal in der Zeit gar weit auseinander liegen. Selbſt eine einfache Curve kann nicht beurtheilt werden, bevor man eine beträchtliche Länge davon kennt. Die krumme Linie, welche vier dicht neben einander liegende Punkte mit einander verbindet, kann ein Kreis, eine Elipſe, eine Parabel, eine Hyperbel, eine Kette, ein Cycloid oder eine Spirallinie werden. Wenn die Punkte weit auseinander liegen, ſo iſt nur der Mathematiker im Stande, die Art der krummen Linie genau zu beſtimmen. Wie will man alſo die zuſammengeſetzten, ſich langſam entwickelnden Bewegungen im Völkerleben nach dicht neben einander liegenden Stationen beurtheilen!

Gegen vier Arten von Vorurtheilen ereifert ſich der Verfaſſer ganz beſonders: gegen das Vorurtheil des Patriotismus, das politiſche, das religiöſe und das Klaſſen-Vorurtheil.

Schiller war der Anſicht, daß das vaterländiſche Intereſſe nur für unreife Nationen wichtig ſei, für die Jugend der Welt: die wichtigſte Nation ſei nichts weiter, als ein Fragment der Menſchheit; ein philoſophiſcher Geiſt könne ſich nur ſo weit dafür erwärmen, als ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung von Werth ſei. Auch Lamennais erklärt den excluſiven Patriotismus für einen Egoismus der Völker, ebenſo verderblich, wie der perſönliche Eigennutz. Daß wenigſtens der excluſive patriotiſche Wind häufig dazu benutzt wird, die Segel der Tyrannei zu ſchwellen, wiſſen wir Alle. Unſer Sociologe ficht den ungerechten Patriotismus an, der ſelbſt das Unrecht des Heimathlandes als ein Recht geltend machen will; die Geſinnung jener Bürger, welche ſogar ungerechte Kriege in Schutz nehmen, wenn dieſelben von der Regierung ihres Landes unternommen werden, die aber oft, wenn ſie zufällig in ein anderes Land verſetzt ſind, oder mit anderen Racen in Verbindung treten, aus dem Perihelium des Patriotismus in das Aphelium des Antipatriotismus übergehen.

Nachdrücklich kämpft Spencer gegen die theologiſche Doktrin, welche die Vorſehung in die geſchichtlichen Begebenheiten einſchreiten läßt, gegen

die „Strategie“ der Vorsehung und gegen den großen Werkmeister (Great Artificer), gegen den Modus, in den Kriegsdepeschen die Zahl der Erschlagenen zu nennen und zu gleicher Zeit Gott zu preisen. So Etwas — meint er — widerstrebe von vorn herein jeder Idee von einer Socialwissenschaft.

Ebenso übertrieben wie die theologische Doktrin von der Vorsehung, ist seiner Meinung nach, die Neigung, die Geschichte der Civilisation für nichts weiter zu halten, als für eine Geschichte merkwürdiger Personen, nichts weiter aufzutischen, als bewaffnete Männer und den Schulknaben vor allen Dingen die Heldenbiographien von Agamemnon bis Cäsar vorzulegen. Diese Großmanns-Theorie widerlegt er mit dem Argument, daß der Ursprung des großen Mannes ein natürlicher ist, daß er mit allen anderen Erscheinungen in der Gesellschaft, worin er geboren worden, in engstem Zusammenhang steht und, selbst wenn man dies nicht in Betracht zöge, er doch ohne die Mitwirkung seiner Zeitgenossen und der socialen Einrichtungen gänzlich ohne Bedeutung bleiben müßte. Er erwähnt dabei nicht Carlyle's Buch über die „Heldenverehrung“, sondern hat vorzugsweise Froude's „Geschichte von England“ und Kingsley's „Anwendung der exacten Wissenschaft auf die Geschichte“ im Auge, — Werke, welche bei uns wenig bekannt sind. Das Object seiner Polemik schließt aber die allgemein gangbare Methode der Geschichtsschreibung in sich, die überall und auch bei uns fast nur eine Geschichte der sogenannten großen Männer und der Schlachten ist, eine Bataillen-Historie, wie Monteil sie sehr bezeichnend nennt.

Sehr wahr und ziemlich unparteiisch schildert Spencer das Klassen-Vorurtheil und jenen Krieg, der in der Selbstsucht des Menschen begründet, einestheils durch Unwissenheit, andererseits durch Stolz, Laster und Eigennutz genährt und erbittert wird; jenen Kastengeist, der sich in allen Klassen der Gesellschaft geltend macht, sich aber zwischen der arbeitenden und der besitzenden Klasse zu wirklicher Feindschaft steigert. Man fragt auf beiden Seiten nicht nach Recht und Vernunft, sondern bezweckt nur den eigenen Vortheil. Es sind dieselben Klagen, welche auch Michel Chevalier in seinen „politischen und socialen Fragen“ erhebt. „Die natürlichen Hindernisse ganz zu beseitigen, liegt außer unserer Macht,“ sagt dieser, „die künstlichen Hindernisse aufzuheben, scheint leichter, da keine

äußeren Hülfsmittel dazu nöthig ſind und nur Gewiſſen und allgemeine Vernunft darüber zu entſcheiden haben. Wie mächtig aber ſind Vorurtheile und üble Gewohnheiten, und wie ſtarr iſt die Unwiſſenheit!“ Der Verfaſſer der Sociologie ſchont keineswegs die beſitzenden Klaſſen. Er wirft ihnen vor, daß ſie geneigt ſind, in den Arbeitern nur eine raubgierige Meute zu erblicken, und nicht einſehen, wie die Ständeunterſchiede nur eine Entwickelung des Wohlſtandes bezwecken ſollen, eine Hebung der regierten Klaſſen aber auch den regierenden zugut kommt, gleichwie die vornehmen Stände von heute ſich viel glücklicher fühlen als zur Lehnszeit des Mittelalters, wennſchon damals der Edelmann nicht einſehen konnte, daß er ohne Leibeigene, ohne Soldtruppen, Reiſige, Zugbrücken und Schutzgatter ſich viel ſicherer und wohler befinden könnte. Dieſe conſervative Klaſſe, meint Spencer, ereifert ſich gegen die Bemühung der Dienſtboten, ihre Lage zu verbeſſern, und erblickt in jedem Strike der Arbeiter ein himmelſchreiendes Unrecht. Wenn die Droſchkenkutſcher nicht mehr für die alte Taxe fahren wollen, ſo ſoll dies ein Verbrechen gegen die Geſellſchaft ſein, als ob die Natur beſondere Menſchen erſchaffen hätte, um die anderen umherzufahren.

Den Arbeitern hinwieder macht er den Vorwurf, daß ſie im Reichen nur einen Egoiſten und Tyrannen erblicken. Der Arbeiter glaubt irrthümlich, die Frage ſchwebe nur zwiſchen ihm und dem Patron, zwiſchen Arbeit und Kapital, und begreift nicht, daß alle Conſumenten davon betroffen werden und daß die Mehrzahl der Conſumenten zu den Arbeitern ſelber gehört. Auf dieſe Weiſe wendet nicht nur der Arbeiter ſondern jeder Bürger ſeine Gefühle und Begriffe auf die öffentlichen Angelegenheiten an, obgleich ſie doch nur auf die kleine Abtheilung des Gemeinweſens, welcher er angehört, paſſen können. Nebenbei tyranniſiren ſich noch die Arbeiter unter einander, ſetzen die Zahl der Lehrlinge, den Lohn und die Arbeitszeit für Alle und Jeden feſt und zwingen gelegentlich auch den Einzelnen zur Unthätigkeit; kurzum: während ſie ſich über Ungerechtigkeit beſchweren, behandeln ſie ſich ſelber ungerecht und rauben ſich durch die verkehrteſten Beſchlüſſe die Kraft, gegen die alten geſellſchaftlichen Einrichtungen anzukämpfen. Dieſe Urtheile ſind leider nur zu wahr, die Klagen über den Mangel an Einſicht und Gerechtigkeitsgefühl beim Arbeiter leider nur zu gerecht, aber wir vermiſſen dabei jed-

weden Vorſchlag, jedwede praktiſche Idee zur Löſung der großen Frage, die zwiſchen Arbeit und Kapital ſchwebt. Die Communiſten laſſen ſich nicht mit Redensarten zufrieden ſtellen. Ihre Ideen könnet ihr durch Philoſophie bekämpfen, aber ſie ſelber nur durch Thatſachen. Und die Communiſten ſind da und waren immer da, wo die ſtellungsloſe und leidende Maſſe gegen ihre Leiden proteſtirte.

In Stelle einer Löſung der Arbeitsfrage giebt uns Herbert Spencer den famoſen Grundſatz von der vitalen Koncurrenz; das iſt des Pudels Kern — der Verfaſſer hat ſich nicht umſonſt auf die Biologie gelegt. Er bereichert dabei zugleich die ſociale Sprache — wie wir glauben, auch die engliſche, — um das neue Wort „Altruismus" (altruism), was nichts Anderes bedeutet, als: die Sorge um Andre, Wohlthätigkeit, Mitgefühl und dergleichen Thorheiten. Bekanntlich verdanken wir jenen Grundſatz dem Autor der Affentheorie, dem Engländer Darwin, der eigentlich nur die ältere Lehre Lamarck's erweiterte. Lamarck erläuterte die Stufenreihe des Thierreichs von den rückſtändigſten und kleinſten zu den größten und vorgeſchrittenſten, an deren Spitze der Menſch ſteht und verſuchte zu zeigen, wie nach Entwickelungsgeſetzen die niedrigſten Formen ſich zu den gegenwärtigen heranbilden konnten. Darwin erläuterte dieſe Lehre aus einem Grundzuge der Weſenreihe, vermöge welcher das Gleiche nur Gleiches erzeugt, — aus der Erblichkeit — verbunden mit dem Triebe, ſich den herrſchenden Lebensbedingungen anzupaſſen und dadurch eine verſchiedene Fortbildung der Urgeſtalten und eine Mannigfaltigkeit der Formen zu bewirken. Er folgert, daß, da in dem Kampfe um das Daſein entweder ungünſtige oder erleichternde Umſtände eintreten, dieſe das weitere Gedeihen der Gattung fördern, jene dagegen allmählich ihren Untergang und Ausſterben bewirken müſſen. Was Lamarck, nach Darwin's Meinung, nur unzureichenden Urſachen zuſchrieb, das folgert er aus einem Geſetz, welches er die natürliche Auswahl (Natural Selection) nennt. Der Kampf um das Daſein ſpielt eine Hauptrolle und dieſem iſt die Erhaltung der kräftigeren Weſen ſowie der Untergang der ſchwächeren zu verdanken. Der Kampf um das Daſein wird nun von den Oekonomiſten durch eine geſchickte Volte von den verſchiedenen Gattungen der Geſchöpfe auch auf die einzelne Gattung der Menſchen übertragen, zum Geſetz für die ſocialen Einrichtungen erhoben und führt zu

den grausamen Schlußfolgerungen, die bei den Egoisten zu so hohem Ansehen gelangt sind. Nach dieser Theorie ist es naturgemäß und gerecht, daß nicht nur die schwächeren, schlechter bewaffneten und unfähigeren Racen, sondern auch Individuen im socialen Kampfe unterliegen. Die Brüderlichkeit, welche der Socialismus lehrt, erscheint als überspannte sentimentale Philosophie, die Wohlthätigkeit, der individuelle „Altruismus", als ein Unrecht, ja, als eine Grausamkeit gegen die Fähigeren, da dadurch auf ihre Kosten die Unfähigen ernährt und anstatt ihres Unterganges ihre Fortzeugung von Generation zu Generation ermöglicht wird. Bei diesem Altruismus, meint Spencer, läge meistens die Absicht zu Grunde, sich einen guten Platz im Himmelreich zu sichern. Der Krieg gilt demnach diesen Staats-Oekonomen als ein Hauptfaktor im Staatenleben, wobei sie übersehen, daß die Völker nur entgegengesetzte Interessen haben, wenn ihre natürlichen Beziehungen auf künstliche oder zufällige Weise gestört worden sind. „Die Wahrheit," — sagt Spencer — „daß sich große Vereinigungen von Menschen nicht ohne Krieg herstellen lassen, wird aller Orten und zu allen Zeiten bestätigt. Neuerdings ist die lange gewünschte Einigung Deutschlands, wenn nicht unmittelbar durch „Blut und Eisen", wie Bismarck sagt, so doch indirekt dadurch zu Stande gekommen."

Bei dieser grausamen Argumentation ist aber vergessen, daß der Kampf um das Dasein selbst in den rohesten Erscheinungen der Natur in geringerem Grade sichtbar sein würde, wenn nicht in der Natur selber eine Corruption stattgefunden hätte, die uns dennoch nicht verhindert, die Liebe als das ursprünglich waltende Gesetz wahrzunehmen. Der Kampf um das Dasein tritt in seiner crassesten Form nur bei der niedrigsten Stufe der Gesellschaft auf, wo die Anstrengungen des Menschen am stärksten in Anspruch genommen werden. Je weiter die Gesellschaft fortschreitet, desto mehr leitet dieser selbe Kampf gerade zur Nothwendigkeit der Vereinigung, als des natürlichsten und ursprünglichsten Förderungsmittels. Der Begriff der Association, welchen wir den Socialisten verdanken, ist demnach keine bloße Chimäre und auch von Stuart Mill anerkannt, nur daß dieser, um die Gegnerschaft zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zu beseitigen, die Association ausschließlich vom Handel abhängig machen will. Der Mensch bildet eben eine höhere Gattung, als die der Thiere, eine Gattung, die nicht durch thierische Gesetze geregelt

werden kann, insofern auch das Individuum zur Geltung gelangt ist, und alle Werke der Gesellschaft nur durch vereinigte Kräfte, nicht durch das eigennützige persönliche, sondern durch das sociale Interesse zu Stande kommen können. Jener bittere Grundsatz der Oekonomisten, jener Satz Ricardo's: „Durch Entbehrungen wird sich die Zahl der Arbeiter verringern und das Gleichgewicht stellt sich wieder her," — jener Kainsspruch: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" den Malthus in seine ökonomische Sprache übersetzt: „Auf dieser Welt hat Jeder nur für sich zu stehen; desto schlimmer für Diejenigen, welche hienieden überflüssig sind, — man würde zu viel zu thun haben, wenn man ihnen Brot geben wollte. Die Mildthätigkeit ist eine Thorheit, eine Ermuthigung für das Elend" —, jener Kainspruch, welcher Marcus, einen Schüler des Malthus, ermuthigte, die Beseitigung der Kinder der Armen vorzuschlagen, erregt vorzugsweise bei der leidenden Klasse die Bitterkeit, welcher Vidal und Leroux Ausdruck gaben und die Eugen Sue im „Martin, der Findling" populär machen half. Carlyle ging nicht ganz so weit, wie jene Armenvertilger, denn er will, wie Fletcher von Saltoun, die Armen nur zu Sclaven machen und in industrielle Regimenter einreihen. Mill dagegen blickt mit Hoffnung in die Zukunft und ist überzeugt, daß die Wiedereinführung der Feudalmacht der Reichen auch diesen selber zum Nachtheil gereichen würde. Wie erhaben erscheint gegen das Princip unsers Sociologen schon der Grundsatz, den Vauban in seinen ökonomischen Grundsätzen entwickelt: daß der niedere Theil des Volkes am wenigsten unterdrückt und verachtet werden müsse, weil er dem Staate die bedeutendsten Dienste leistet! wie erhaben die Begriffe und Ueberzeugungen von Recht und Pflicht, die dem Menschen in allen Leiden Trost gewähren und ihn zum berufsmäßigen Kampfe stärken, wie erhaben die Anschauung Lamennais', den die Oekonomisten zum revolutionären Pamphletisten erniedrigen möchten: „Erinnert euch, daß die Völker unter sich dieselben Beziehungen haben, wie die Familien! Die ganze Natur zeigt uns den göttlichen Grundsatz der gegenseitigen Hülfe, Liebe und Hingebung." Anstatt den Kampf um das Dasein in's Auge zu fassen, blickt er auf die Schwalben, die sich zur gemeinsamen Reise versammeln und gemeinschaftlich die Lüfte durchschiffen, um das ferne Gestade zu erreichen. „Was würde vereinzelt aus jeder werden? Nicht eine einzige würde den

Gefahren der Reiſe entgehen; vereinigt, widerſtehen ſie den Stürmen; der gebrechliche, ermüdete Flügel ſtützt ſich auf einen ſtärkeren.“ — Wollet ihr aber den Spencer-Malthus'ſchen Grundſatz zur Anwendung bringen, ſo beweiſet erſt, daß phyſiſche Schwäche nothwendig mit ſittlicher Schwäche in Verbindung ſtehe, daß es nicht eine größere Laſt für die Geſellſchaft ſei, die Hülfloſen ohne Hülfe zu laſſen, daß es nicht möglich ſei, dem Armen zum Wohlſtande, dem Schwachen zur Stärkung, dem Kranken zur Heilung zu verhelfen! Und dann vernichtet alle öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten und erkläret die Menſchenfreunde, von welchen die Geſchichte meldet, in die Acht!

V.

Auguſt Comte und die franzöſiſchen Poſitiviſten.

Die Auflehnungen gegen die theologiſche Orthodoxie, wie ſie ſich in Frankreich und Deutſchland kund gethan haben, die fortgeſetzte Bemühung der Wiſſenſchaft, eine von der Metaphyſik geſonderte Stellung zu erringen, und ähnliche Beſtrebungen in Geſchichte und Politik ſtehen unzweifelhaft im Zuſammenhange mit jener philoſophiſchen Richtung der poſitiven Schule, welcher Guizot den Spitznamen Mathematismus oder mathematiſcher Materialismus gab.

Es wird nicht unintereſſant ſein, ſich das Weſen dieſer philoſophiſchen Schule klar zu machen, welche bisher in den Werken, die wir über die franzöſiſche Litteratur beſitzen, in überaus leichtfertiger und abſprechender Weiſe behandelt und ganz falſch aufgefaßt worden iſt und welche jetzt erſt durch die in Lieferungen erſcheinende Ueberſetzung von J. H. von Kirchmann*), wenn auch nur in einem Auszuge, einem größeren Kreiſe der deutſchen Gebildeten zugänglich wird. Man hat den Poſitivismus und den Saint-Simonismus in einen Topf geworfen, obgleich jener, wie wir zeigen werden, ſich kaum als von dieſem angeregt betrachten läßt, ja im ſchneidenden Widerſpruch zu demſelben ſteht; man bezeichnet die poſitive Philoſophie als einen Verſuch, zur Schule der Cabanis, Condillac und Brouſſais zurückzukehren, und unterſchreibt damit nur eine ganz unbegründete Behauptung des Abbé Mau-

*) Aug. Comte, die poſitive Philoſophie, im Auszuge von Jules Rig, überſetzt von J. H. v. Kirchmann. Heidelberg 1888 u. f.

pied. Die „positive" Philosophie ist auch nicht mit Schelling's positiver Philosophie vom persönlichen Gott zu verwechseln. Andererseits nennt man die positive Philosophie eine Ausgeburt des deutschen Nach-Hegelianismus, ein Plagiat der ideellen Grundsätze Feuerbach's, obschon Comte, der Stifter dieser Schule, Hegel's Philosophie nur sehr oberflächlich gekannt und von Feuerbach wahrscheinlich gar nichts gewußt hat. Wie bei den Socialisten, so hat man auch bei Comte die politischen Entwürfe lächerlich gemacht, ohne die große Tendenz des gesammten Werkes ins Auge zu fassen, und gerade darauf besonderen Nachdruck gelegt, ohne zu erwägen, daß die positive Politik nur in einem äußerlichen Zusammenhange mit der positiven Philosophie steht; ja man hat seinem Schüler Littré die weitere Ausführung dieser politischen Ausschreitungen zugeschrieben, ohne zu wissen, daß dieser sich auf das Entschiedenste von ihnen losgesagt und gänzlich von denjenigen Mitgliedern der positivistischen Gesellschaft getrennt hat, die den Hauptaccent auf eine phantastische Lebensordnung und einen visionären Kultus legten*).

Welche Stellung der Positivismus zur Theologie einnimmt, ersehen wir schon aus den Worten, welche Miß Martineau der englischen Bearbeitung von Comte's System vorausschickt. Jenen Geistern, die auf den theologischen Glauben verzichtet, ohne einen Ersatz dafür gefunden zu haben, — meint Miß Martineau —, bliebe nichts Anderes, als die positive Philosophie: „Mit Schmerz und Entsetzen sehen wir eine Menge, welche den Weisesten und Besten unserer Mitbürger zugezählt werden könnte, sich auf immer von einem Glauben lossagen, der in einer früheren, jetzt überlebten Zeit Allen genügte; Niemand bietet ihnen dafür, was sie sich selber nicht erwerben können: ein ebenso festes, lauteres Glaubensgebiet, wie es unsere Väter zu ihrer Zeit hatten. Die sittlichen Gefahren einer solchen Zeit des Schwankens sind schrecklich, möge der Uebergang von einer Art der Ueberzeugung zur andern nun lange oder kurze Zeit dauern. Comte's Werk steht ohne Zweifel als ein einziges, großartiges Bestreben da, eine solche Gefahr zu vermeiden, und es ist meine feste Ueberzeugung, daß sich darin ein Heilmittel gegen eine Menge von Verirrungen, ungesunden Spekulationen, zügellosen Zweifeln

*) Auguste Comte et la philosophie positive, par E. Littré.

und gegen moraliſche Entmuthigung findet. Was man auch ſonſt über das Werk denken mag, ſo kann man doch nicht leugnen, daß es mit geſundem Urtheil die Grundlagen der menſchlichen Erkenntniß, Gegenſtand und Tragweite derſelben ins Licht ſetzt und den wahren Zuſammenhang der Wiſſenſchaften innerhalb ihrer eigenen Grenzen feſtſtellt. Ich habe nicht für die Männer der Schule, ſondern für die Forſcher gearbeitet, welche, in dem Bedürfniß nach Ueberzeugung, die ihnen angemeſſenſte wählen werden. Liegt ihnen jene poſitive Philoſophie einmal vor Augen, ſo werden ſie ſicherlich einen Anhalt für ihre Gedanken, einen Sammelpunkt für ihre zerfahrenen Spekulationen, vielleicht eine unerſchütterliche Grundlage für ihre geiſtige und ſittliche Ueberzeugung finden."

Ueber die theologiſche Unduldſamkeit, welche Alle anfeindet, die das Ideal der Schönheit und Sittlichkeit nicht in einer übernatürlichen Welt ſuchen, äußert Miß Martineau: „Die Prediger und Gelehrten aller Sekten und Schulen halten ſich an die alte, ehemals unvermeidliche Praxis, das Weltall von ihrem geiſtigen Standpunkte aus zu betrachten und zu beurtheilen, anſtatt aus ſich ſelber herauszugehen und nicht von innen in das Weltall hinaus, ſondern von dem Univerſum nach innen hinein zu forſchen. Dieſe müſſen nothwendiger Weiſe ſchlecht von einem Buche denken, welches die Untauglichkeit ihrer Methode und der Ergebniſſe derſelben darlegt; diejenigen aber, welche die Theologie und Metaphyſik überwunden und ſich darüber erhoben haben, werden ein ganz anderes Urtheil über dieſes Buch fällen." —

Es wird nicht überflüſſig ſein, einen biographiſchen Ueberblick auf Comte's Leben zu werfen; denn ein wichtiger Theil dieſes Lebens wird von dem Kampfe zwiſchen ſeinen Ideen und der perſönlichen Exiſtenz ausgefüllt.

Auguſt Comte wurde 1798 zu Montpellier geboren. Er beſuchte das Gymnaſium in ſeiner Geburtsſtadt und trat dann in die polytechniſche Schule, wurde aber im Jahre 1816 relegirt, weil er ſich mit älteren Schülern gegen einen Repetitor aufgelehnt hatte. Aus der amtlichen Berufslaufbahn verſtoßen, trat er bei dem reichen Banquier Caſimir Périer, dem ſpäteren Miniſter unter Ludwig Philipp, als Sekretär, in Dienſt; eine politiſche Meinungsverſchiedenheit mit dem Mitgliede der parlamentariſchen Oppoſition führte aber ſchon nach drei

Wochen einen Bruch herbei. Der wichtigste Repräsentant der socialen Reformbestrebungen war damals der berühmte Saint-Simon, und zu ihm gesellte sich Comte als Schüler und Mitarbeiter, indem er zuerst von den kritischen zu den organisirenden Ideen überging. Letzteres war ein Ergebniß dieses Umgangs, obgleich Comte selber sein Zusammenleben mit Saint-Simon ein Unglück nennt. Im Jahre 1822 erschien in Saint-Simon's Social-Kontrakt Comte's denkwürdige Schrift: Plan zu den nothwendigen Arbeiten, um die Gesellschaft zu reorganisiren, worin er seine sociologischen Gesetze entwickelte. Inzwischen aber war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß Saint-Simon, als ein Mann der Einbildung, nicht der Philosophie, unfähig sei, sich auf den Gipfelpunkt der Wissenschaft, Philosophie und Politik emporzuschwingen. Der Schüler brach mit dem Meister, den er überflügelt hatte und der dennoch nicht auf die Leitung verzichten wollte. An den Extravaganzen der Schule hat er sich in keiner Weise betheiligt, und zu den Satzungen des Saint-Simonismus über Familie, Erbrecht und industrielle Organisation steht er im schroffsten Gegensatz.

Im Jahre 1825 vermählte sich Comte mit Caroline Massin, ohne sich zu einer kirchlichen Ceremonie zu verstehen, die er als Philosoph verschmähte; später, als Haupt einer neuen Religion, bereute er es, sich gegen die religiöse Autorität aufgelehnt zu haben. Nach der Verheirathung sehen wir den Philosophen in einer echt deutschen Gelehrten-Armuth, hungernd und frierend, elend inmitten des schwelgerischen Paris. Er ist auf Pensionäre angewiesen, aber der Eine, der sich nur findet, der spätere General Lamoricière, genügt nicht zum Lebensunterhalte. Nothgedrungen entschließt sich der Philosoph, die Ausarbeitung seines Systems zeitweilig zu unterbrechen und an einem periodischen Sammelwerk mitzuarbeiten. Daneben eröffnet er in seiner Wohnung in der Vorstadt Montmartre einen Kursus von Vorlesungen. Der Ruf des jungen Philosophen läßt sich aus den berühmten Namen seiner Zuhörer ermessen. Zu ihnen gehörten: Humboldt, Blainville, der Biologe, der ihn in seinen Vorlesungen oft als Autorität zitirte; Poinsot; Navier; Broussais, der Mediciner; Binet; Fourier, der Geometer; Esquirol; Karl Dunoyer, der Oekonomist, und von Jüngeren: Eichthal, Montebello, Carnot, Cerclet, Allier, Mongéry, Gondinet u. A.

In Frankreich gehörten zu Comte's eifrigsten Schülern: E. Littré, Instituts-Mitglied und Herausgeber des Hippokrates, welcher sich aber von Comte trennte, als dieser sich mit dem Staatsstreiche von 1851 aussöhnte; ferner Gustav von Eichthal, ein Deutscher, welcher später zum Saint-Simonismus überging. Comte bediente sich übrigens niemals persönlichen Einflusses, um Proselyten zu machen; er hatte nicht auf mehr als fünfzig Schüler gehofft und wünschte sich Glück, diese Zahl unerwartet überschritten zu sehen. In England gewann Comte einen Anhänger an dem berühmten Philosophen Stuart Mill, dem Verfasser der induktiven Logik, der jedoch hinsichtlich der socialen Stellung der Frauen von Comte abwich, an Brewster, dem großen Physiker, an Lewes und an Miß Martineau, welche Comte's System der positiven Philosophie in kondensirter Form in's Englische übersetzte*); auch Herbert Spencer nennt sich, wohl nicht mit Unrecht, einen Schüler Comte's.

In Deutschland ist — wie bereits oben erwähnt wurde — Comte's Philosophie fast unbekannt geblieben, obgleich Constant Rebecque eine Zeit lang für die Verbreitung der Schule in Deutschland thätig gewesen ist und obgleich Alexander von Humboldt als Schüler zu Comte's Füßen gesessen, vielleicht sogar dort seine Vorliebe für den Chemismus eingesogen hat. Diese Unbekanntschaft erklärt sich größtentheils aus unserer Abneigung gegen den Socialismus. Positivismus, hieß es, sei gleichbedeutend mit Saint-Simonismus, und das genügte, uns auf die dürre Haide unserer deutschen Spekulation zu beschränken. Daß man aber mit dieser vorgefaßten Meinung Unrecht hatte, haben wir bereits in dem Aufsatz über Herbert Spencer erklärt. Die ganze Uebereinstimmung besteht eben nur darin, daß Comte seinen „Plan zu den nothwendigen Arbeiten, um die Gesellschaft zu reorganisiren" in Saint Simon's „Social-Kontrakt" erscheinen ließ, und daß auch Saint-Simon den Theologismus durch den Positivismus beseitigen wollte, daß auch er nach einem Zusammenhange unter den verschiedenen Zeitabschnitten der Geschichte suchte, daß auch er durch den geistigen Einfluß der Philosophie die gesellschaftlichen Verhältnisse umgestalten wollte.

Im Verlaufe der Vorlesungen in der Vorstadt Montmartre wurde

*) The positive philosophy of Auguste Comte, freely translated and condensed, London 1853.

Auguſt Comte geiſteskrank. Die Veranlaſſung zu dieſer Geiſtesverwirrung lag in den geiſtigen Anſtrengungen, welche der neue und ſchwierige Unterrichtsgegenſtand erforderte. Seine Frau findet den Unglücklichen in Montmorency und hält ihn mit aller Mühe zurück, ſich zu ertränken. In der berühmten Irrenanſtalt von Esquiroll wird er Sturzbädern und Aderläſſen unterworfen, wodurch ſich ſein Zuſtand nur verſchlimmert. Comte's Mutter fühlte ihr katholiſches Gewiſſen dadurch beunruhigt, daß ihr Sohn nicht in der Kirche getraut war. Sie benutzte den Wahnſinn des Sohnes, die Trauung vollziehen zu laſſen. Ein taktloſer Prieſter verlängerte die Ceremonie, anſtatt ſie abzukürzen. Der arme Kranke fiel dem Prieſter in die Rede und fügte ſeiner Namensunterſchrift die Worte Brutus Bonaparte hinzu. An demſelben Tage nahm Frau Comte ihren Gemahl aus Esquiroll's Anſtalt, um zu verſuchen, was häusliche Pflege vermöchte, da die ärztliche geſcheitert war. Der Kranke entwich, ſtürzte ſich in die Seine und wurde gerettet; allmählich erlangte er ſeine Geſundheit wieder, ſo daß er im Jahre 1827 den Kurſus fortſetzen konnte; zugleich beginnt eine neue Periode ſeines Lebens, in welcher er noch angeſtrengter als früher an ſeinem großen Werke arbeitet.

Die zweite Periode in Comte's Leben, worin er das Syſtem der poſitiven Philoſophie vollendete, reicht bis zum Jahre 1845. In dieſem Zeitraum ward ihm auch eine materielle Stellung; er erhielt zwei öffentliche Aemter, eines Repetitors und eines Examinators an der polytechniſchen Schule und außerdem die Stelle eines Lehrers an dem Laville'ſchen Inſtitut. Leider gelang es ſeinen Feinden, den unvorſichtigen, harmloſen Gelehrten aus ſeinen Aemtern zu verdrängen, ſo daß er ſich gegen das Ende ſeines Lebens von allen Hülfsmitteln entblößt ſah.

Er wurde grämlich, bitter und ſogar ungerecht gegen das treue Weib, das ihn aus den Fluten gerettet, im Wahnſinn geflegt hatte: er trennte ſich von ſeiner Frau, die er in krankhaftem Mißtrauen eines Einverſtändniſſes mit ſeinen Feinden beſchuldigte.

Comte wendete ſich an Guizot, damals Unterrichts-Miniſter, und erſuchte ihn, am Collége de France einen Lehrſtuhl der Geſchichte der Wiſſenſchaften für ihn zu errichten. Guizot ſchwieg. Er erkannte in den eifrigen Auseinanderſetzungen des beſcheidenen und doch ſtolzen Mannes nur einen unſittlichen, aufrichtigen aber verblendeten „mathematiſchen

Materialismus“ und erwiderte ihm, wie er sich später ausdrückte, „mit mitleidigem Stillschweigen“. Es ist interessant, wie sich der Minister später darüber ausläßt: „Um nur die Nothwendigkeit eines solchen Lehrstuhls zu beweisen, setzte er mir in einer schwerfälligen und verworrenen Weise seine Ansichten über die Menschen, die Gesellschaft, die Civilisation, die Religion, die Philosophie und Geschichte auseinander. Er war ein schlichter, rechtschaffner Mann, ganz seinen Ideen ergeben, anscheinend bescheiden, aber im Grunde erstaunlich stolz; er glaubte aufrichtig, berufen zu sein, eine neue Aera für den menschlichen Geist und die menschliche Gesellschaft zu eröffnen. Während ich ihm zuhörte, mußte ich mir Gewalt anthun, nicht laut meine Verwunderung darüber zu äußern, daß ein so mächtiger Geist zugleich beschränkt genug war, die Natur und Tragweite der von ihm angeregten Fragen und Thatsachen nicht zu erkennen, und daß ein so uneigennütziger Charakter nicht wider Willen das Falsche und Unsittliche seiner Ideen selber fühlte. Ich versuchte nicht einmal, Herrn Comte zu widerlegen; seine Aufrichtigkeit, sein Eifer und seine Verblendung flößten mir jenes Mitleiden ein, das seine Zuflucht zum Stillschweigen nimmt. Er schrieb mir bald darauf einen langen Brief und erneuerte sein Gesuch um einen Lehrstuhl, dessen Errichtung ihm um der Wissenschaft und der Gesellschaft willen durchaus unentbehrlich erschien. Hätte ich solche wirklich für zweckmäßig gehalten, so würde ich doch gewiß keinen Augenblick daran gedacht haben, ihm denselben zu geben.“

Jener Mann, den Guizot selbst trotz seiner vermeintlichen Verblendung für rechtschaffen erkannte, hatte sich nicht aus Eigennutz an den Minister gewendet. Tief gebeugt über die fehlgeschlagene Hoffnung, vielleicht auch verletzt von dem mitleidigen Stillschweigen, schlich er zurück auf sein Stübchen, um an seinem großen Werke weiter zu arbeiten.

Nachdem Comte seiner Aemter verlustig gegangen war, kamen, auf Stuart Mill's Verwendung, drei Engländer dem Schöpfer der positiven Philosophie zu Hülfe. Die drei Männer, welche diese ehrenhafte Pflicht übernahmen, waren: Grote, der berühmte Geschichtsschreiber Griechenlands, Molesworth, ein namhafter Gelehrter und Politiker, und Raikes Currie. Im Jahre 1842 veröffentlichte Comte die Vorrede zum sechsten Bande der positiven Philosophie. Streng gegen sich selbst

und abgeschlossen gegen die Außenwelt, arbeitete er jetzt, vor äußerstem Mangel gesichert, zwölf Jahre lang an seinem Werke, ohne sich durch den Wunsch nach Popularität oder einem reichen Honorar verleiten zu lassen, den Tagesgötzen zu huldigen oder in eine verfrühte Veröffentlichung seiner Arbeiten zu willigen.

In einer der Comte'schen Methode ähnlichen Weise haben früher Condorcet, Turgot und Kant die Geschichte betrachtet. Turgot hatte schon eine Art von sociologischem Gesetz entdeckt, und Kant hatte die Geschichte als ein natürliches, einer regelmäßigen Entwickelung unterworfenes Phänomen erkannt. Comte wurde aber, wie sich aus seinen Briefen ersehen läßt, mit Kant's Schrift: „Idee einer Universalgeschichte aus dem Gesichtspunkte der Humanität", erst durch Eichthal's Uebersetzung bekannt, nachdem er sich bereits über die sociologischen Gesetze ausgelassen hatte. Kant, als der den Positivisten am nächsten stehende Metaphysiker, ahnte in der Geschichte ein bestimmten Bedingungen unterworfenes Phänomen, begründete dies aber durch den metaphysischen Grundsatz: da die menschliche Fähigkeit sich nicht im vergänglichen Individuum entwickeln könne, so müsse dies in der dauernden Gattung geschehen, denn die Natur thue nichts umsonst. Letzteres ist aber eine subjective, unbilliger Weise auf objectives Gebiet übertragene Ansicht, welche die Positivisten als eine sogenannte „Intuition" verwerfen.

Condorcet wird von Comte freimüthig und dankbar als Vorläufer genannt, weil er in seiner Skizze einer geschichtlichen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes die Fortschritte der Civilisation in ihrer nothwendigen Verkettung darzustellen suchte, nicht aber Turgot, obgleich gerade in diesem erleuchteten Geiste die positive Geschichtsauffassung zum großen Theil ihren Ursprung hat. In seiner zweiten Rede über die allmählichen Fortschritte des menschlichen Geistes hatte Turgot die Verkettung der Geschlechter und den genauen Zusammenhang der Dinge angedeutet und entdeckt, daß die menschlichen Begriffe vom Theologischen zum Metaphysischen und endlich zum Positiven fortschreiten. Dieser Zusammenhang der Zeitalter und das beständige Fortschreiten der Menschheit bildet einen wichtigen Lehrsatz der positiven Philosophie. Obgleich Turgot das Recht der Priorität zugestanden werden muß, so behauptet sich doch Comte in wesentlichen

Punkten ganz unabhängig von ihm. Vor Allem aber, was bei Turgot nur eine vereinzelte Idee, ein Entwurf zur Geschichte der menschlichen Entwickelung war, wird bei Comte ein sociologisches Gesetz, mit dessen Hülfe er die ganze Geschichte wissenschaftlich entwickelt und zu einer systematisch ausgeführten Philosophie fortschreitet.

Die Positivisten legen besonderen Werth darauf: neben der objectiven Einheit die subjective Einheit geschaffen zu haben. Unter jener ist die Gesammtheit der natürlichen Bedingungen, unter welchen die Welt besteht, ein wissenschaftliches System, welches die Metaphysiker ganz bei Seite gelassen, zu verstehen; unter dieser die Gesammtheit der geistigen Bedingungen, unter welchen wir die Wahrheit erkennen, ein logisches System. Die Positivisten wollen, indem sie nicht vom Subject, sondern vom Object aus- und auf das Subjekt losgehen, die provisorischen Grundsätze der Metaphysik durch die allgemeinen Grundsätze der Wissenschaften, wie sie sich aus den Theorien der einzelnen Wissenschaften ergeben, ersetzt und mithin die beiden Einheiten homogen gemacht haben. Diese beiden Einheiten, welche das Ganze der Philosophie ausmachen, bilden zugleich das wesentliche Instrument für die Methode, worauf die Positivisten den höchsten Werth legen, weil dieselbe ein untrüglicher Wegweiser auf dem Gebiete der Spekulation sein soll.

Littrés citirt als Beleg dafür einen von ihm und dem Professor Robin verfaßten Dictionaire medicinischer Ausdrücke, worin Beide, kraft der positiven Methode, einem einfachen Wörterbuch einen homogenen Geist, einen philosophischen Zusammenhang verliehen haben, während alle Encyklopädien aus Mangel an einem System, worin Neben- und Unterordnung herrscht, im philosophischen Sinne gescheitert sind. Auf dem Gebiete der Sociologie führt er, als ein anderes Beispiel zu Gunsten der positiven Methode, Mill's Buch über die repräsentative Verfassung an, worin der Verfasser, von dem gegebenen Stande der Dinge ausgehend, Theorie und Praxis auf festem Grunde weiter baut.

Die Grundidee in Comte's Philosophie besteht darin, daß, wie der Name „positive Philosophie" andeutet, alle besonderen Methoden der einzelnen positiven Wissenschaften allgemein gemacht, zu einer Gesammtheit des menschlichen Wissens generalisirt werden. Sie soll die dritte und letzte Stufe der Philosophie im Sinne des Aristoteles sein: allgemeines

System der menschlichen Begriffe, alle beobachteten Thatsachen neben einander stellend; sie soll insofern die dritte Stufe sein, als sie sich von der theologischen und metaphysischen Philosophie eben dadurch unterscheidet, daß sie den fictiven Zustand der Theologie, so wie den abstracten der Metaphysik überschreitet und gleicher Natur ist mit den Wissenschaften, aus welchen sie sich aufbaut, während die Theologie und die Metaphysik anderer Natur sind. Indem Comte die Theologie und Metaphysik aus der Geschichts-Erklärung ausschied, gelangte er auf die sociologischen Gesetze und mit Hülfe der letzteren zu einer Darstellung der socialen Evolution. „Ich bedaure," — sagt Comte in seinem Kursus*) — „in Ermangelung eines anderen, den Ausdruck Philosophie annehmen zu müssen, welcher zu einer Menge ganz verschiedener Bezeichnungen gemißbraucht worden ist. Das Beiwort positiv jedoch, welches ich zur näheren Bestimmung hinzufüge, scheint mir hinreichend, daß selbst auf den ersten Blick jedes wesentliche Mißverständniß verschwinde. Ich beschränke mich also auf die Erklärung, daß ich das Wort Philosophie im Sinne der Alten, namentlich des Aristoteles, gebrauche, als Bezeichnung eines allgemeinen Systems der menschlichen Begriffe; indem ich das Wort positiv beifüge, gebe ich zu verstehen, daß diese besondere Art der Philosophie, welche die Theorien, gleichviel nach welcher Ideen-Ordnung, ins Auge faßt, die Koordination der beobachteten Thatsachen zum Zweck hat, wodurch sich, nach der zuerst theologischen und dann metaphysischen, die dritte und letzte Stufe der allgemeinen Philosophie ergiebt." — Und an einer anderen Stelle sagt er: „Indem ich die gesammte Entwickelung der menschlichen Intelligenz in ihren verschiedenen Thätigkeitskreisen studirte, von ihrem ersten einfachsten Aufschwung bis auf unsere Tage, glaube ich ein wichtiges Grundgesetz entdeckt zu haben, welchem sie in unabwendlicher Nothwendigkeit unterworfen ist und welches, wie mir scheint, sicher nachgewiesen werden kann, sowohl durch rationelle Proben, wie sie sich aus der Kenntniß unserer Organisation ergeben, als auch durch historische Bestätigungen, wie sie aus aufmerksamer Prüfung der Vergangenheit hervorgehen; dieses Gesetz besteht darin, daß jede unserer wichtigsten Vorstellungen, jeder Zweig unserer Kenntnisse drei

*) Cours de philosophie positive par M. Auguste Comte, Tome premier, p. VII.

verſchiedene theoretiſche Stufen nach einander durchläuft: den theologiſchen oder fictiven Zuſtand; den metaphyſiſchen oder abſtrakten und den wiſſenſchaftlichen oder poſitiven Zuſtand."

Die poſitive Philoſophie enthält drei Hauptpunkte: erſtens die Rangordnung der Wiſſenſchaften, von denen ſie drei ſichtlich verſchiedene Gruppen unterſcheidet: die mathematiſch-phyſikaliſche Gruppe oder die phyſikaliſchen Kräfte mit ihren numeriſchen, geometriſchen und mechaniſchen Bedingungen; die chemiſche Gruppe in ihrer Molekular-Thätigkeit; die organiſche Gruppe mit ihren Lebenskräften. Comte ordnet die Wiſſenſchaften in eine Reihenfolge, welche der allmählichen Entwickelung derſelben, mithin ihrer Natur und Geſchichte, entſprechen ſoll. Der zweite Hauptpunkt beſteht in der Trennung des Abſtrakten vom Konkreten, woraus ſich ergiebt, daß die konkreten Wiſſenſchaften von den abſtrakten, nicht umgekehrt dieſe von jenen abhängig ſind. Der dritte Hauptpunkt, und was die Poſitiviſten als die eigentliche, von Comte begründete geiſtige Revolution anſehen, liegt in dem durchaus relativen Charakter aller dieſer Philoſophie zugehörigen Begriffe, während die früheren Philoſophen ſich vorzugsweiſe mit dem Abſoluten beſchäftigten.

Das Verdienſt, eine ſyſtematiſche Philoſophie aller Wiſſenſchaften aufgeſtellt zu haben, wird dem Meiſter ſeitens der Schüler hoch angerechnet. Comte wollte ſich nicht den „Baco des neunzehnten Jahrhunderts" genannt hören. Er ſchätzte ſich höher, als Baco, geſtand aber Descartes den Vorrang zu. Littré meint dagegen: „Descartes und Leibnitz haben, abgeſehen von ihren Philoſophien, der Eine die allgemeine Geometrie, der Andere die Infiniteſimal-Rechnung erfunden. Man würde ſich aber täuſchen, wollte man glauben, daß dieſe großen Männer deshalb Comte überlegen wären. Comte hat zwar keine geometriſche, aber ſociologiſche Entdeckungen gemacht. Auf dieſem Gebiete iſt Alles neu, Alles ſeine eigene Schöpfung; er hat weder Descartes, noch Leibnitz, noch Andere um Etwas zu beneiden."

Selbſtſtändige Verdienſte hat Comte namentlich in der Geſchichte, indem er den Zuſammenhang der ſocialen Ordnung mit dem geiſtigen und ſittlichen Zuſtande der Nationen nachwies. In ſeiner Idee zu einer Univerſalgeſchichte aus dem Geſichtspunkte der Humanität ſtellt Kant nur ein Problem auf, ohne es zu löſen; er bleibt den Beweis des metaphy-

ſiſchen Grundſatzes ſchuldig, daß die Natur nichts vergeblich thue, und daß die Fähigkeiten, welche das Individuum nicht beſitzt, von der Gattung zu entwickeln ſein würden; er verkennt überdies die menſchliche Natur, indem er nur die Leidenſchaften und den Eigennutz als Triebfedern für die ſociale Entwickelung anſieht. — Turgot deutet ſchon einen Zuſammenhang der verſchiedenen Zeitalter und eine zunehmende Erbſchaft der Menſchheit an. „Alle Zeitalter," ſagt er in ſeinen „Discours sur les progrès successifs de l'esprit humain" „ſind verkettet durch eine Reihenfolge von Urſachen und Wirkungen, welche den Zuſtand der Welt mit der Vergangenheit verknüpfen. Indem die vermehrten Zeichen der Sprache und Schrift den Menſchen die Mittel liefern, ſich der Ideen zu verſichern und dieſelben einander mitzutheilen, bilden ſie aus den beſonderen Kenntniſſen einen gemeinſamen Schatz, den ein Geſchlecht dem andern überliefert, eine Erbſchaft, die durch die Entdeckungen jedes Jahrhunderts vermehrt wird; das menſchliche Geſchlecht, von ſeinem Urſprunge betrachtet, erſcheint dem Philoſophen als ein ungeheures Ganze, welches, jedem Einzelweſen gleich, ſeine Kindheit und ſeine Entwickelung hat." — Condorcet's „Tableau des progrès de l'esprit humain" erklärt Comte ſelber für die Leiter, auf welche er den Fuß geſetzt habe, nennt dieſe Arbeit aber dennoch eine ſowohl theoretiſch wie praktiſch verfehlte. „Condorcet," ſagt er, „ſah zuerſt ein, daß die Civiliſation einer Entwickelung unterworfen iſt, deren Fortſchritte in genauem Zuſammenhange ſtehen, den Naturgeſetzen gemäß, welche der philoſophiſche Beobachter aus der Vergangenheit ableiten kann und welche für jede Epoche die dem ſocialen Zuſtande angemeſſene Vollkommenheit beſtimmen." Nach dieſem Lobe aber wirft er ihm vor, daß er die Eintheilung der Epochen nicht begriffen, ſondern nur ganz zufällig irgend eine merkwürdige, bald induſtrielle, bald wiſſenſchaftliche, bald politiſche Begebenheit zum Ausgangspunkte genommen, ferner aber auch, nach den kritiſchen Vorurtheilen der Philoſophie des 18. Jahrhunderts, gegen die Theologie und das Feudalweſen in der Vergangenheit in gleicher Weiſe, wie in der Gegenwart, angekämpft habe.

Im Sinne ſeiner Theorie giebt Comte eine Charakteriſtik von Griechenland und Rom und zeigt, wie letzteres, als Grundlage des modernen politiſchen Gebäudes im Abendlande, der Civiliſation den Sieg

ſowohl über germaniſche Barbarei wie über morgenländiſche Erſtarrung ſicherte; weiter zeigte er, wie ſchon im vierzehnten Jahrhundert die Auflöſung des katholiſch-feudalen Organismus beginnt; wie nach der Reformation eine Auflöſung und Wiederherſtellung ſtattfindet, an welcher alle Klaſſen der Geſellſchaft unbewußt theilnehmen. Das Mittelalter betrachtet er als die eigentliche Zwiſchenſtufe zwiſchen dem heidniſchen Alterthum, in welchem der theologiſche Geiſt vorherrſchte, und der poſitiven Aera der Neuzeit. Einen beſonderen Lehrſatz der poſitiven Philoſophie bildet, wie ſchon erwähnt, der Gedanke von dem Zuſammenhange der Zeitalter, von der Verbindung jeder Epoche mit der vorhergehenden, von dem beſtändigen Fortſchreiten der Menſchheit. Dieſen Gedanken hat Comte ohne jede theologiſche und metaphyſiſche Vorausſetzung an den poſitiven Thatſachen der Geſchichte aufgezeigt und dabei eine Fülle glänzender Geſichtspunkte und bedeutſamer Ideen entwickelt, deren Wiederhall wir in Frankreich nicht ſelten bei Litteraten und Politikern finden, die keineswegs als Anhänger Comte's zu betrachten ſind.

Die Mängel ſeiner Philoſophie, die einzigen, welche ihre Jünger zugeſtehen, liegen 1) in der politiſchen Oekonomie, welche Comte weder in ſeinem Syſtem der poſitiven Philoſophie, noch in ſeiner poſitiven Politik eingehend behandelt; 2) in der Cerebral-Theorie, welche er auf die unhaltbare Hypotheſe Gall's gründet; 3) in den Theorien der Moral, Aeſthetik und Pſychologie, die von Littré mit dem gemeinſchaftlichen Namen: „ſubjective Theorie der Humanität" bezeichnet werden, und die Comte, gegen ſeine Methode verſtoßend, in die objective Ordnung verſetzt, wohin ſie offenbar nicht gehören.

Comte's philoſophiſche Thätigkeit blieb nicht bei der wiſſenſchaftlichen Theorie ſtehen. Während Descartes die Zumuthung von ſich wies, als habe er mit ſeiner Philoſophie irgend eine politiſche Abſicht verbunden, ſuchte Comte vielmehr ſeinen höchſten Ruhm darin, die wiſſenſchaftlichen Spekulationen mit der ſocialen Praxis in Verbindung zu ſetzen und damit ein religiöſes und politiſches Syſtem aufzubauen. Er ſagt darüber*): „Dieſer Anhang wird die Inkonſequenz derjenigen Bekenner des Poſitivismus zeigen, welche heutzutage ſeine nothwendige Anwendung auf die

*) Systeme de politique positive, édition 1854, t. IV. Appendice p. 11.

ſociale Beſtimmung der Menſchheit ablehnen, obgleich dieſelbe von vornherein ausgeſprochen wurde. Meine Politik iſt keineswegs meiner Philoſophie widerſprechend, ſondern vielmehr eine ſo natürliche Folge derſelben, daß dieſe geradezu erdacht wurde, um jener zur Grundlage zu dienen."

Obgleich dieſe politiſche Anwendung der poſitiven Philoſophie von den meiſten Anhängern Comte's dem Prinzipe nach gebilligt wurde, ſo geſchah dies doch nicht in Bezug auf die Ausführung. Littré, der das Prinzip ebenfalls billigt, verwirft die poſitive Politik des Meiſters mit derſelben Entſchiedenheit, mit welcher er ſich zur poſitiven Philoſophie bekennt, ſchreibt die Mängel derſelben jedoch lediglich der Methode zu. Was die Methode bei den Poſitiviſten zu bedeuten hat, iſt oben bereits erklärt worden; Comte ſelbſt ſagt darüber: „In allen Fällen iſt die Methode noch wichtiger, als der Lehrſatz ſelber." Das Phantaſtiſche, Willkürliche, Paradoxe in dem ſpäteren Werke der ſogenannten poſitiven Politik findet nach Littré's Meinung eben ſeinen Grund darin, daß Comte in ſeiner poſitiven Politik und in ſeiner ſubjectiven Syntheſis die objektive Methode mit der ſubjectiven vertauſcht, wie er auch, ſich rechtfertigend, ſelber mit den Worten eingeſtanden hat: „Die Gründung der Sociologie geſtattet der ſubjectiven Methode, endlich jene Poſitivität zu erlangen, die ihr bis dahin fehlte, indem ſie uns auf einen durchaus univerſalen Standpunkt verſetzt." Dadurch, behauptet Littré, ſei Alles, ſelbſt das Gute und Wahre, gefälſcht, denn eine falſche Methode entſtelle, wie ein falſches Licht, die beſten Formen; die ſubjective Methode habe einmal ihre Zeit gehabt, dürfe aber nicht wieder zurückkehren, denn die durch Jahrhunderte gereifte Menſchheit wolle die Grundſätze nicht mehr a priori konſtruiren.

Littré ſchreibt dieſe Aenderung der Methode einer geiſtigen Schwächung zu, die den Meiſter zu Ende ſeines Lebens in Folge übermäßiger Anſtrengung betroffen. Es trat außerdem bei Comte plötzlich eine jener unvorhergeſehenen Erſchütterungen ein, vor welchen kein Sterblicher, und ſei er auch ein Poſitiviſt, ſicher iſt. Amor, der zuweilen noch den Greis vom Herde verdrängt und ihm das Hausgeräth verſtellt, betäubte den alten Philoſophen mit ſeiner ſüßen Koſt: Auguſt Comte verliebte ſich und fand ſich fortan in ſeinem Hausgeräth, in ſeiner Methode, nicht mehr zurecht. In dieſem Sinne erzählt auch Littré: „Gegen Ende

seines Lebens gesellte sich zu der geistigen Anstrengung noch eine leidenschaftliche Liebe zu Frau de Vaux, wonach die Krisis einen entschiedenen Charakter annahm und seinem Werke das Gepräge der Empfindsamkeit verlieh. Bei dem tiefen Nachdenken, welches seinen Geist beschäftigte, und der leidenschaftlichen Zärtlichkeit, die sein Herz gefangen nahm, verschwanden die Hindernisse, die ihn bisher aufgehalten hatten; die Schuppen fielen ihm von den Augen und die subjective Methode erschien ihm als eine leuchtende Führerin, ihn in die fernste Zukunft einer ganz der Liebe gewidmeten Menschheit zu leiten. Dergleichen nervöse Erscheinungen sind nicht selten; es hat mehrere berühmte Männer gegeben, welche solche geistige Erschütterungen erlebten, wodurch ihr Inneres umgestimmt wurde. Sankt Paulus auf dem Wege nach Damaskus ist eines der denkwürdigsten Beispiele." — Littré erzählt noch, Comte habe sich mit der Hoffnung geschmeichelt, nach diesem zweiten verjüngten Leben noch einen dritten Lebensabschnitt zu erreichen, in welchem die Kunst und die Poesie die höchsten Stellen einnehmen sollten; so habe er in seiner Illusion das Vorschreiten zum Greisenalter mit einem Rückschreiten zur Jugend verwechselt, da Kunst und Poesie, nach einem unabänderlichen physiologischen Gesetz, nur der Phase der Kraft und Zeugung angehören. Die Umwandelung trat noch schärfer hervor, als sich zur Liebe der Schmerz über den Tod der Geliebten gesellte: man findet nun in seinen Schriften den positiven Standpunkt dem theologischen geopfert, die immanenten Naturgesetze einem allmächtigen Willen, einer Vorsehung untergeordnet. Der Einfluß der Liebe zu Frau Clotilde de Vaux, meint Littré — sei, namentlich nachdem der Tod die Erinnerung daran geheiligt, ein durchaus mystischer gewesen, wodurch die subjective Methode noch verschärft worden. Unter solchen Umständen sei Comte's späteres Werk sehr gemischter Natur geworden; es fänden sich darin Theile, welche nichts als persönliche Gefühle, mystische Empfindungen und Antriebe enhielten, so daß jeder Schüler gewissenhaft zu prüfen habe, was er annehmen könne und aus welchem Grunde dies geschehe.

Die Differenz, in welche Comte mit vielen seiner Schüler auf dem politischen Gebiete gerieth, betrifft vorzugsweise seine Lehrsätze über die sociale Zukunft, deren Gesetze er bereits bis zu geringfügigen Details hinab vorzeichnen zu können glaubte, ferner die Cerebral-Theorie und die

empfindſam überſchwengliche Weiſe, in welcher er die Erde und die Menſchheit zu einer Art neuer Gottheiten ſtempelt. Mit Stuart Mill, mit welchem er in vertrautem und zugleich philoſophiſchem Briefwechſel ſtand, gerieth er in Streit über die ſociale Stellung der Frauen. Mill gehört zu den Philoſophen, welche dem Weibe eine gleiche Stellung wie dem Manne zuweiſen und daher von der fortſchreitenden Civiliſation die entſprechende Reform verlangen, wogegen Comte der Meinung iſt, die Frau ſtehe ſchon ihrer Natur gemäß dem Manne nach; wenngleich ſie nicht zu der Erniedrigung beſtimmt ſei, zu welcher ſie bei den tiefer ſtehenden Völkern der Vorzeit hinabgedrückt wurde; dieſe Unterordnung könne weder durch eine ſociale Einrichtung noch durch eine gehobene Erziehung ausgelöſcht werden, und es ſei für beide Geſchlechter am vortheilhafteſten, wenn dieſe Inferiorität anerkannt und zum allgemeinen Beſten verwandt werde. „Die große Menge unſerer Gattung," — ſagt Comte — „hat ſich lange Zeit überall in einer weit niedrigeren ſocialen Stellung befunden, als diejenige iſt, um derenwillen man heutzutage die Frauen beklagt; ſie hat ſich aber bei den höher ſtehenden Völkern ſeit dem Anfange des Mittelalters allmählich davon loszumachen gewußt, weil dieſe kollektive Erniedrigung nur eine zeitweilige Bedingung der antiken Geſellſchaft war, ſich aber nicht an einen wirklichen organiſchen Unterſchied zwiſchen den Herrſchenden und Beherrſchten knüpfte. Die ſociale Unterordnung des Weibes dagegen wird, zwar mehr und mehr dem Typus der univerſalen Sittlichkeit entſprechend, immerhin beſtehen bleiben, weil ſie geradezu auf einer natürlichen Unterordnung beruht, die ſich nicht wegräumen läßt und ſich beim Menſchen viel entſchiedener ausſpricht, als bei den andern höheren Thieren. Ich bin überzeugt, daß, wenn die moderne Wiedergeburt die Frauen mehr und mehr zu ihrer wahren allgemeinen Beſtimmung geſchickt macht, ſie dieſelben in einem vollſtändigeren Sinne zu ihrem hohen häuslichen Beruf zurückführen wird, von welchem ſie bei der Unordnung, welche jede Uebergangszeit mit ſich bringt, vorläufig aus verſchiedenen Nebenrückſichten abgewichen ſind."

Es iſt durchaus folgerichtig, daß Comte in ſeiner poſitiven Politik gleich anfangs die geiſtigen Fähigkeiten behandelt. Mit gutem Grunde aber wirft man ihm vor, daß er dabei nur das Gall'ſche Syſtem modificirt hat, daß er die Organe und Fähigkeiten auf Treu und Glauben

von Gall annimmt, sich in ganz unphilosophischer Weise auf dem Gebiete der Muthmaßungen ergeht und in ächt metaphysischer Art Ansichten a priori zur Grundlage einer Theorie macht, ohne sie a posteriori zu bestätigen, indem die verschiedenen Organe nicht etwa zur Prüfung und Bewährung der unterschiedenen Fähigkeiten benutzt werden, sondern eine bloße Schlußfolgerung bleiben. Aber wie Gall's System trotz seiner Mängel eine wissenschaftliche Hypothese ist, da sie auf ein neues Verfahren, das Gehirn und die geistigen Fähigkeiten zu betrachten, leitete, so bleibt es immer ein Verdienst Comte's, eine unmittelbare Verbindung zwischen Biologie und Sociologie angebahnt zu haben.

Comte traute seiner philosophischen Doktrin einen großen Einfluß auf die Entwickelung der Gesellschaft zu, kehrte aber, wie Littré beklagt, am Ende seiner Laufbahn vom positiven Standpunkt auf den theologischen zurück, von jenem Standpunkte, wo, nach der Erklärung der Positivisten, der Menschengeist die Naturerscheinungen als von immanenten Gesetzen regiert begreift und mit zunehmender Kenntniß eine wachsende Macht über die Natur erhält, zu jenem entgegengesetzten Standpunkte, wo der menschliche Geist annimmt, die Phänomene seien, — in monotheistischem Sinne, das Werk eines einzigen allmächtigen Willens, — im polytheistischen Sinne, das Werk einer kollektiven Vorsehung.

Comte's Theorie der Humanität verstößt gegen seine eigenthümliche Methode, auf die er sonst einen so großen Werth legte: sie ist willkürlich, phantastisch, zum Theil paradox. Vollends theologisch wird er in seiner subjectiven Synthesis, worin er allen bewohnbaren Gestirnen eine Intelligenz zuschreibt, mittels welcher sie die astronomische Ordnung vervollkommneten und sich gleichsam für den Aufenthalt von Bewohnern vorbereiteten.

„Es ist die Annahme gestattet," — sagt Comte in seiner subjectiven Synthesis — „daß unser Planet und die übrigen bewohnbaren Gestirne mit Intelligenz begabt waren, ehe eine sociale Entwickelung darauf möglich war. Damals wendete die Erde ihre Kräfte auf, den Aufenhalt der Menschen vorzubereiten. Beständig den Gesetzen des planetaren Lebens unterworfen, konnte die Erde, als sie intelligent war, ihre physikalisch-chemische Thätigkeit derartig entwickeln, daß sie die astronomische Ordnung vervollkommnete, indem sie die wichtigsten

Coeffizienten wechselte. Unser Planet konnte seine Bahn verengern und dadurch bewohnbarer werden, indem er eine lange Reihe von Explosionen zu Wege brachte, ähnlich denjenigen, von welchen, der besten Hypothese zufolge, die Kometen herrühren."

Für ebenso intelligent und wohlwollend, wie die Erde, werden die übrigen Himmelskörper angesehen und die Gesammtheit der Naturgesetze wird Bestimmung genannt. Auch die katholische Erziehung macht sich bei Comte geltend, und er spricht von einer positiven religiösen Dreieinigkeit: Raum oder große Mitte, Erde oder großer Fetisch, Menschheit oder großes Wesen. Am Ende seines Lebens spricht derselbe Mann, „dem das neunzehnte Jahrhundert die positive Methode verdankt", zum Entsetzen seiner Schüler das Bekenntniß aus: daß der menschliche Geist nicht umhin könne, an unabhängige Kräfte zu glauben, welche in die Weltbegebenheiten eingreifen.

Ein Gegenstand der Verleugnung seitens der meisten Anhänger der positiven Philosophie ist natürlicher Weise auch Comte's Hypothese von der jungfräulichen Mutterschaft — eine seltsame Hypothese, welche von der bereits zerrütteten Phantasie des großen Denkers Zeugniß ablegt. Comte will nämlich die Zeugung des Menschen, welche so viele Hindernisse in der Gesellschaft findet und dagegen noch viel mehr Störungen hervorruft, von dem Weibe allein zu Stande bringen lassen. Um die weibliche Unabhängigkeit zur Wahrheit zu machen, setzt er nämlich die Möglichkeit voraus, das Weib könne — wie und wann, bleibt unbestimmt — das männliche Reizmittel durch ein andres ersetzen, welches zu ihrer freien Verfügung stände. „Wenn die weibliche Unabhängigkeit jemals dieses Ziel erreicht, so wird sich die sociale Funktion des zarten Geschlechts in einem wesentlich vervollkommneten Zustande befinden. Die wesentlichste Erzeugung würde dann unabhängig sein von den Launen eines störenden Naturtriebes, dessen normale Beschränkung bisher eine Hauptklippe für die menschliche Disciplin ausmacht." Diese Hirngespinnste einer überreizten und zerrütteten Phantasie dürfen uns in der gerechten Würdigung der großen Geistesarbeit und der großen wissenschaftlichen Leistungen des tiefen Denkers in seiner früheren Periode nicht irre machen.

In dem verhängnißvollen Jahre 1848 wurde Comte durch die Revolution überrascht, die er vorhergesagt hatte. Paris erdröhnt unter dem

Kanonendonner des 24. Februar. Auguſt Comte ſitzt mit fieberhaftem Pulſe auf ſeinem Stübchen und ſucht die rieſige Aufgabe zu löſen: einen Zuſammenhang der poſitiven Philoſophie mit der poſitiven Politik herzuſtellen und einen Plan für die revolutionäre Regierung auszuarbeiten.

Unter dem aufregenden Einfluß der Revolution ſchrieb Comte eine Rede über den geſammten Poſitivismus, ein Buch, welches nicht frei von Ueberſpanntheit iſt, aber in ſchwungvollem, erhabenem Tone die fernen Verbeſſerungen der menſchlichen Geſellſchaft charakteriſirt, und den poſitiven Kalender, deſſen Weſen darin beſteht, die Heiligen des katholiſchen Kalenders durch ſolche Männer zu erſetzen, welche der Entwickelung der Menſchheit gedient haben. Während des Geſchützfeuers der Revolution faßte Comte den Plan, eine Geſellſchaft zu ſtiften, unter der Deviſe: Ordnung und Fortſchritt; freie Vereinigung zum Zweck des poſitiven Volksunterrichts im ganzen weſtlichen Europa. In einem fliegenden Blatte ließ er ſich darüber folgendermaßen aus: „Heute wird ein geſunder Volksunterricht die erſte Bedingung zu einem Charakter, der die große Revolution in organiſchem Sinne zu beſchließen hat. Dieſes Bedürfniß haben die Proletarier ſelber vorzugsweiſe empfunden, ſie, welche trotz der bewundernswerthen Selbſtthätigkeit ihrer edlen Triebe doch fühlen, wie unentbehrlich ihnen eine ſyſtematiſche Ausbildung iſt. Kraft eines doppelten, unbeſtreitbaren Rechts auf freien Unterricht und freie Aſſoziation kündige ich hiermit die Bildung einer unabhängigen Aſſoziation an, welche unter dem bezeichnenden Wahlſpruch Ordnung und Fortſchritt ein ſolches öffentliches Amt nach Kräften ausüben wird. Sie ſtellt es ſich ausſchließlich zur Aufgabe, in täglichen, unentgeltlichen Kurſen, zu welchen der Zutritt jederzeit freiſteht, den eigentlichen poſitiven Unterricht zu entwickeln: einerſeits die mathematiſchen, unorganiſchen und biologiſchen Wiſſenſchaften, andrerſeits die Geſchichte, welche, obgleich gewöhnlich empiriſch, die nöthige Vorbildung zur wahren ſocialen Wiſſenſchaft gewährt. Dieſe poſitive Aſſoziation begreift in ſich zwei Arten von Mitgliedern in unbegrenzter Anzahl, von welchen die Einen einen beſtimmten Theil ihrer Zeit dem Volksunterrichte widmen, während die Anderen die Ausübung und Verbreitung desſelben durch alle geſetzlichen Mitteln fördern. Obgleich ſie Paris als die wichtigſte Stätte ihres Wirkens anzuſehen haben, ſo

werden ſich doch ihre Leiſtungen keineswegs auf Frankreich beſchränken. Dieſelben erſtrecken ſich auf die fünf vorgeſchrittenen Nationen, welche, ſchon ſeit der Vermiſchung mit den Römern mehr oder weniger ſolidariſch, ſeit Karl, dem Großen, die große abendländiſche Republik ausmachen, in deren Schoße trotz der nationalen, durch religiöſe Unterſchiede noch vergrößerten Zwieſpalte eine geiſtige und ſociale Entwickelung zu Stande gekommen iſt, mit welcher die der übrigen Menſchheit, ſelbſt in Europa, keinen Vergleich aushält. Dieſe nothwendige Ausdehnung eines überall wirkenden Amtes erfordert nothwendigerweiſe, daß die politiſche Aſſociation ſich immer unabhängig von den verſchiedenen abendländiſchen Regierungen halte, ohne jedoch den Beiſtand irgend einer derſelben zurückzuweiſen."

Die von Comte gegründete poſitive Geſellſchaft hatte alſo einen politiſchen Zweck, und zwar erſtreckte ſich derſelbe nach drei Seiten hin: 1) auf die Arbeitsfrage, 2) auf die Natur und den Plan einer poſitiven Schule, 3) auf die Natur und den Plan einer neuen Regierung, welche die von ihm für nothwendig und nahe bevorſtehend erachtete ſociale Revolution und Reorganiſation vorbereiten und leiten ſollte. Die letzte Richtung iſt als eine ganz verfehlte anzuſehen. Es ſollte nämlich für die Zeit, in welcher die Geiſter noch zwiſchen theologiſchen, metaphyſiſchen und poſitiven Lehrſätzen ſchwanken, eine revolutionäre Regierung eingeſetzt werden, auf folgenden Grundſätzen beruhend: 1) die vollziehende Gewalt beſteht in einem ausſchließlich durch Paris gewählten Triumvirat; 2) dieſes Triumvirat wird von den Proletariern gewählt; 3) die Dauer ſeines Amtes iſt unbeſtimmt; um das Triumvirat jedoch einer Neuwahl zu unterwerfen, genügt ein betreffender, von zehn Bürgern unterzeichneter Antrag. 4) Das Haus der Abgeordneten geht aus einer allgemeinen Wahl in Frankreich hervor und hat keine andere Amtsverrichtung, als die Steuern zu votiren und die Verwendung derſelben zu beaufſichtigen.

Littré, welcher anfänglich bei der dritten Kommiſſion als Referent thätig war, hat ſich bald gänzlich von der poſitiven Politik losgeſagt und namentlich jenen an eine revolutionäre Regierung bezüglichen Plan in ſeinen Mängeln kritiſirt, indem er darauf hinwies, es ſei unmöglich, die Wahl der vollziehenden Gewalt auf Paris zu beſchränken; noch unmög-

licher, dieſelbe dem Proletariat allein zuzuweiſen; und am wenigſten möglich, eine ſo unbeſtändige Macht zur Geltung zu bringen. Die Repräſentativ-Verfaſſung wollte Comte für die Zeit des Uebergangs durch eine Diktatur erſetzen und dabei doch eine freie Preſſe und ein freies Vereinsrecht beſtehen laſſen.

Wie ſchon erwähnt, war mit der Liebe zu Frau Clotilde von Vaux ein Umſchwung in Comte's geiſtigen Anſchauungen verknüpft: die Hinneigung zum Myſtiſchen, woraus Littré zugleich den Uebergang zur ſubjectiven Methode erklärt. Auch die geiſtige Lebensweiſe, welcher Comte folgte, ſeine ſogenannte Gehirn-Diät, war nicht geeignet, eine andere Richtung zu begünſtigen: er enthielt ſich jeder Lektüre, mit Ausnahme einiger Lieblingsdichter und der Nachfolge Chriſti.

Es trat eine vollſtändige Spaltung in der Schule ein; die Einen wendeten ſich einer religiöſen Contemplation und einer praktiſchen Miſſionsthätigkeit zu. Von ihnen ſuchte Conſtant-Rebecque, ein Verwandter Benjamin Conſtant's, in Deutſchland Pflanzſchulen in dieſem Geiſte zu ſtiften. Die Anderen blieben der urſprünglich wiſſenſchaftlichen Methode Comte's treu, folgten ihm aber nicht in der ſubjectiven Methode, noch weniger auf dem politiſchen Gebiete. Jene oben genannten Engländer ſetzten ihre Unterſtützung nicht fort; Comte ſah kein anderes Hülfsmittel, als wieder Privatſtunden in den mathematiſchen Wiſſenſchaften zu geben. Er erließ einen Aufruf an das abendländiſche Publikum im Namen des Poſitivismus, um die Mittel für ſeinen Unterhalt und für ſeine Propaganda zu erhalten. Dieſer Aufruf blieb ungehört. Comte's Lage war bereits eine bedrängte, als er im Jahre 1848 die Stelle am Lavilleſchen Inſtitut verlor. Littré ſucht ihm dauernde Hülfe zu verſchaffen; ihm geſellen ſich andere Schüler zu; ſie eröffnen eine Subſkription, welche bis zu Comte's Tode dauerte und ſchließlich ſeine einzige Hülfsquelle blieb. Sie reichte zu ſeinem Lebensunterhalte aus und geſtattete ihm, die Grabſtätte der Frau von Vaux zu erhalten, wo er jeden Tag betete. Faſt die ganze übrige Zeit des Tages widmete er ſeinen Schülern und dem philoſophiſchen Nachdenken. Bei dieſer angeſtrengten geiſtigen Thätigkeit bewilligte er dem Körper zu wenig. Er fragte nichts nach den jeweiligen Bedürfniſſen des Stoffverſatzes, ſondern wog ſich täglich eine und dieſelbe zu kärgliche Portion zu. Des Morgens trank er

nur eine Schale Milch, in welche er ein wenig Brot tauchte; des Weins, Kaffees und aller aufregenden Getränke enthielt er sich gänzlich; bei dieser Diät magerte er sichtlich ab.

Im Mai des Jahres 1857, als seine Gesundheit schon auffallend gestört war, legte er bei Vieillard's Begräbniß den Weg vom Trauerhause nach dem Kirchhofe zu Fuß und, trotz der Sonnenhitze, barhaupt zurück. Er kam erschöpft nach Hause; ein bitterer Streit mit seinem Schüler Blignières beschleunigte seinen Tod. Am 5. September verschied er, seine Feder und seine Seele dem Urquell alles Daseins zurückgebend.

Die Mängel seines Systems sind leicht zu sondern von dem geistvollen Lehrgebäude, von der wissenschaftlichen Weltanschauung der „positiven Philosophie", deren Einfluß man auch in Deutschland empfunden hat, ohne es sich einzugestehen.

Das Wesen der positiven Methode wird sich einigermaßen aus unserer Darstellung erkennen lassen; wer sich zu einem gründlicheren Urtheil über ihren Werth oder Unwerth verhelfen will, der möge den Rigschen Auszug in der Kirchmann'schen Uebersetzung, oder, wenn er Zeit und Mühe dazu erübrigt, Comte's Werke und Opuscula, sechs und zwanzig an der Zahl, selber lesen, namentlich seinen Kursus (Cours de philosophie positive) und sein politisches System (Système de politique positive). Was unsere Litteraturhistoriker über ihn gesagt haben, die über den Positivisten absprechen zu können meinten, weil sie den Politiker als Saint-Simonisten lächerlich gemacht hatten, — was sie über ihn gesagt haben, ist unwahr. Wir haben gezeigt, daß der Positivismus kein Nach-Hegelianismus, ebenso wenig eine Entlehnung der Feuerbachschen Grundzüge ist. Am wenigsten herrscht hier eine Uebereinstimmung mit dem, was Schelling seine positive Philosophie nannte, die sich durch die Persönlichkeit Gottes aus dem Pantheismus hinausringen wollte. Wenn der Positivismus mit irgend einem System Aehnlichkeit hat, so wäre es vielleicht die sogenannte natürliche Philosophie der Engländer, doch ist er weiter greifend und umfassender. Wie weit der Positivismus bei uns in die Wissenschaft gedrungen, wird dem Einsichtigen nicht schwer zu ermessen sein; er liegt nicht weit aus der Sphäre, in welcher auch Comte's Wahlspruch: „Fortschritt in der Geschichte, Fortschritt in der menschlichen Gesellschaft" zur Devise geworden ist. Mag es übertrieben sein, wenn die

Positivisten behaupten, durch Comte erst sei die Geschichte wissenschaftlich begründet, — jedenfalls hat er der Geschichtsschreibung, umfassender und konsequenter als irgend Jemand vor ihm, die Aufgabe gestellt, sich von der Beschreibung der Thatsachen zur Entdeckung der immanenten Gesetze zu erheben, und dadurch eine zuverlässige Grundlage der socialen und politischen Wissenschaften zu werden. Er ist kein Pessimist, der die Welt in ihrer alten Niederträchtigkeit beharren läßt; er setzt jede Zeit in Zusammenhang mit der vorhergehenden und der folgenden Periode und immer erkennt er einen Fortschritt der Humanität; er zieht einen philosophischen Faden durch die Geschichte; auch Hegel hat dies gethan, aber im Sinne der „in sich zurückgekehrten Idee". Comte's Art der Geschichtsanschauung ist jetzt eine fast allgemeine, und es schreibt wohl auch bei uns Niemand Geschichte, ohne die geistigen Zustände in ihrer inneren Entwickelung als nothwendige Bestandtheile ihrer Epoche vorzuführen.

Comte's positive Philosophie läßt sich sehr wohl von seiner positiven Politik trennen. Man kann jene anerkennen und dieser die Unterschrift versagen, wie so viele seiner Schüler gethan haben. Aber auch diese positive Politik ist in ihrem Princip richtig, wenngleich sie in ihrer Anwendung insofern fehlerhaft sein mag, als fast alle Grundsätze darin a priori konstruirt sind und die politische Oekonomie ganz oberflächlich behandelt ist.

Daß Comte nur kurze Zeit mit Saint-Simon in Verbindung gestanden, wie absprechend er sich selber über dieses Verhältniß geäußert und wie er den Bruch begründet, ist schon oben in den biographischen Notizen erwähnt worden. Es sei — sagt er a. a. O. — ein zu großes Mißverhältniß zwischen seiner und Saint-Simon's Organisation gewesen. „Als die Illusion geschwunden war, sah ich ein, daß diese Verbindung keinen anderen Erfolg gehabt hatte, als den, mein selbstständiges Nachdenken zu stören, ohne mir irgend etwas einzutragen." — Als Comte später über Saint-Simon's Angriffe erbittert wurde, strich er die Bezeichnung „ein Schüler des Saint-Simon" auf dem Titelblatt seines „System der positiven Philosophie" aus. Die Saint-Simonisten konnten ihm nicht verzeihen, daß er mit ihrem Meister gebrochen hatte. Während sie daher sein System anfochten, machten sie ihm doch seltsamer Weise den Vorwurf, er habe dasselbe von Saint-Simon ent-

nommen. Comte selber äußert sich in einem im Globe veröffentlichten Briefe an den damaligen Saint-Simonisten Michel Chevalier folgendermaßen: „Wenn Sie gründlicher von jenen Ereignissen, deren Sie in Ihrem Artikel erwähnten, unterrichtet wären, so würden Sie überzeugt sein, daß ich niemals und in keiner Beziehung an der saint-simonistischen Gesellschaft theilgenommen habe. Der wissenschaftliche Weg, welchem ich folgte, seitdem ich zu denken anfing, und die Arbeiten, die ich mit allem Eifer unternahm, um die socialen Theorien zu wissenschaftlichem Range zu erheben, stehen gründlich und absolut im Widerspruch mit jeder Art religiöser oder metaphysischer Tendenz und also auch mit einer Richtung, die ich stets als eine wesentlich rückwärtsschreitende angesehen habe." Leider ist er selbst im Alter ähnlichen Illusionen verfallen, wie er sie hier zurückweist.

Was sich in Comte's Werken findet, das schon von Saint-Simon ausgesprochen wurde, betrifft meist nur Einzelnheiten; von leitenden Grundanschauungen führt Littré an: Saint-Simon spreche den Wunsch aus, es möge der wahre Zusammenhang nachgewiesen werden, in welchem das Mittelalter mit den früheren und späteren Zeitabschnitten steht. Ihm gehört auch die Idee, der eigentliche Zweck der Philosophie sei der, das Reich des Geistes und damit zugleich das sociale Gebiet zu verändern. Ihm gehört endlich die Bemerkung, daß der „Physizismus" allmählich den Theologismus beseitigen werde. — Die Beziehung, in welcher Comte's sogenannte Socialwissenschaft zum Saint-Simonismus stehen soll, ist kaum abzusehen, wenn wir den Stoff und die Tendenz in's Auge fassen; Comte geht nicht, wie die Socialisten, von der socialen, sondern von der speculativen Synthese aus. Er näherte sich, wie Littré richtig nachgewiesen hat, den Socialisten erst zu der Zeit, als er die speculativen Grundsätze voreilig und phantastisch zur praktischen Anwendung bringen wollte, — ein Fehler, den Jener der veränderten Methode allein zuschreibt.

Als eigentlich absurd erscheint auch unter den praktischen Entwürfen der positivistischen Gesellschaft die Ausarbeitung, welche sich auf den Plan der revolutionären Regierung bezieht, aber es wäre ebenso absurd, um dieses Fehlgriffs willen die großartigen Konzeptionen und die hohe Bedeutung des wissenschaftlichen Systems verkennen zu wollen.

Uebrigens ist auch von den praktischen Entwürfen der Gesellschaft

Manches nicht ohne Erfolg geblieben. Denn obgleich der Positivismus, wie gesagt, mit der Staatsökonomie wenig vertraut ist, so gab er doch ein Programm zu nützlichen öffentlichen Arbeiten auf Kosten des Staats, dem die Initiative dazu ertheilt werden sollte; ein Programm, von welchem Napoleon III., wie die Positivisten sich schmeicheln, praktische Anwendung gemacht hat. Zu den großen Bauwerken und öffentlichen Arbeiten, welche Paris unter dem zweiten Kaiserreich neu gestalteten, hatte der Positivismus dem Staate die Initiative und die Kosten zuerkannt und ein Programm dafür entworfen. In Betreff einer positiven Schule machte die positive Gesellschaft anerkennenswerthe Vorschläge zur Hebung des polytechnischen und des mediciniſchen Unterrichts.

Die Nothwendigkeit einer umfassenden und homogenen Theorie, einer wissenschaftlichen Weltanschauung und ihrer Uebereinstimmung mit den gesellschaftlichen Einrichtungen hat Comte in energischer und wirksamer Weise zur Geltung gebracht. Der Tiefe und dem Reichthum seines Geistes, wie dem Ernste seines Strebens kann Niemand die Anerkennung versagen, der seine Werke kennt. Und wenn wir uns schwerwiegende Verirrungen nicht verhehlen, wenn wir die Priorität mancher seiner Ideen dahin gestellt sein lassen, wenn wir dem überschwenglichen Lobe seiner enthusiastischen Anhänger nicht beitreten können, so achten wir doch — mit dem Ausdruck Jener zu reden — das große Leben August Comte's, der selbst am Ende, als er der Last der Arbeit und des Nachdenkens erlag, einem alten Krieger gleicht, dem seine Wunden zur Ehre gereichen. Wir müssen bekennen, daß wir in ihm einen großen Denker, einen echten Weisen, einen Priester des Rechts verloren! Nicht wie ein falscher Prophet hat er die Ungerechtigkeit und Tyrannei mit gleißenden Worten einer bizarren Wissenschaft geadelt: er trat als Verkündiger und Bote einer besseren Zukunft des Menschengeschlechts auf, hungernd bei kärglichem Botenlohn. Ihn verkleinern, die Mängel seines Systems in den Vordergrund stellen, konnten nur die neidischen Mitlebenden, die Gewohnheitsdiener der knechtischen Gegenwart. Aber unter den Monumenten, welche einst die befreite Menschheit ihren Propheten und Dienern errichtet, wird August Comte's Denkmal auf hohem Piedestal hervorleuchten.

VI.

Emil Littré und Auguſt Comte.

Die wunderlichen Ausſchreitungen, die ſich theils als Kombinationen, theils als ſchroffe Gegenſätze in unſerm heutigen Kulturleben offenbaren, treten am auffallendſten in Frankreich zu Tage. „Das Gräßlichſte in neueren Produktionen iſt kaum noch geſunkener zu denken," ſo urtheilte der alte Goethe über den Romantizismus nach der Reſtauration, der eigentlich nur den Lebensinhalt der Poeſie ausdehnen wollte und im Vergleich mit dem heutigen als klaſſiſch und geſund gelten könnte. Wie würde der alte Herr über die Senſationsromane Zola's urtheilen, die jetzt von dem gebildeteren Publikum „verſchlungen" werden! Wem aber jene erlogene romantiſche Schilderung, welche die Nerven unſeres romanleſenden Publikums prickelt, zu abſchreckend erſcheint, der wende zu ſeiner Erbauung die Blicke auf das Rüſtzeug der ultramontanen Andacht, welches Paul Parfait in ſeinem neueſten Werke beleuchtet! der blicke auf die alten, mit neuen Gewändern bekleideten Wunderſtatuen und auf den erweiterten Reliquienmarkt in Frankreich, der dem Volke als Heilmittel gegen alle Uebel des Leibes und der Seele empfohlen wird! Und dies iſt doch dasſelbe Volk, das dem Weiſen von Ferney eine öffentliche Bildſäule errichtet und eine Jubiläumsausgabe ſeiner Werke verbreitet hat!

Unter dieſem Dickicht verworrener Geiſtesbeſtrebungen ringt auch ein philoſophiſches Syſtem nach dem Lichte des Tages und ſucht ſeine

Wurzeln zu festigen: die von August Comte gegründete Philosophie der Positivisten, die wir in dem vorstehenden Aufsatze ihrem Wesen nach besprochen haben.

Man schreibt in Deutschland die weitere Entwickelung und Verbreitung des Positivismus irrthümlich Emil Littré zu, der vor einigen Jahren von Comte's treu gebliebenen Schülern als ein Feind und Fälscher vor das Tribunal des Positivismus gezogen wurde (Littré et Auguste Comte par André Poëy, Paris 1879). Die Beziehung, welche die neuen englischen Staatsökonomen, namentlich Herbert Spencer, auf den Positivismus nehmen; der fragliche Zusammenhang mit dem deutschen Materialismus, mit Feuerbach und dem Junghegelthum; die neuesten Erscheinungen auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten, welche von den Bekennern ausgegangen sind; eine Reihe von Werken, welche die Positivisten in unseren Tagen in weiteren Kreisen der französischen Nation zu verbreiten suchen; ein hartnäckiger Kampf, der seit Jahren unter den Schülern des Meisters wüthet und kürzlich zum Austrag gekommen ist: alle diese Umstände geben gegründete Veranlassung, uns den Stand der Parteien klar zu machen.

Wie Pythagoras durch die blutige Fehde zwischen Kroton und Sybaris, so wurde — wie oben erzählt worden — August Comte durch den Kanonendonner des 28. Februar 1848 aus seinen philosophischen Arbeiten aufgeschreckt. Der aufregende Einfluß der Revolution feuerte ihn zu neuer Thätigkeit an. In besonderen Schriften suchte er einen organischen Schluß für die große Bewegung anzubahnen, eine Gesellschaft für Ordnung und Fortschritt, eine freie Vereinigung zum Zweck des Volksunterrichts im ganzen westlichen Europa zu stiften, die Arbeitsfrage zu regeln und den Plan einer neuen Regierung festzustellen. Diese politischen Zwecke wurden von wenigen seiner Schüler, noch weniger von der Gesellschaft gewürdigt. In gleichem Grade wendete man sich von jener Richtung ab, welche die untreuen Schüler Comte's als eine mystische bezeichneten und mit seiner Liebe zu Frau Clotilde von Vaux in Verbindung brachten. In seiner Theorie von der positiven religiösen Dreieinigkeit und von der jungfräulichen Mutterschaft, auch in seiner Vorliebe für „die Nachfolge Christi", ein Werk, das er für einen erhabenen Typus, für eine systematische Schilderung der menschlichen Natur erklärte

— in diesem Allem wollte man eher die Hirngespinnste einer überreizten Phantasie, als die wissenschaftlichen Leistungen eines tiefen Denkers erkennen.

Comte's theils größere, theils kleinere Werke belaufen sich auf sechs und zwanzig. Die bedeutendsten davon sind der Kursus (Cours de philosophie positive, Paris 1830—1842, 6 vol.) und das Politische System (Système de politique positive, ou traité de sociologie instituant la réligion de l'humanité, 1851—1854, 4 vol.). In diesen Werken sollten, so war es der Zweck des Autors, alle menschlichen Wissenschaften einer tiefen Analyse unterworfen, nach Grundsätzen, Gegenständen und Methoden verglichen und nach einer neuen Anordnung klassifizirt werden.

Das Beiwort „positiv" sollte eben die Unterscheidung dieser Philosophie von allen anderen Systemen bezeichnen, nämlich eine gleiche Natur mit den Wissenschaften, aus welchen sie sich aufbaut. Als untrüglicher Wegweiser auf diesem Gebiete wird daher die Methode angesehen, und zwar wird der objectiven der Vorzug vor der subjectiven gegeben, welche die Theologie und die Metaphysik einschlagen. Die objektive Methode geht von einem wissenschaftlichen System aus, nämlich von den natürlichen Bedingungen, unter welchen die Welt besteht; die subjective Methode dagegen macht ein logisches System zu ihrem Ausgangspunkte, nämlich die geistigen Bedingungen, unter welchen wir die Wahrheit erkennen. Die Theologie und die Metaphysik gehen mithin von provisorischen Grundsätzen aus, der Positivismus aber von den allgemeinen Grundsätzen, wie sie sich aus den Theorien der einzelnen Wissenschaften ergeben, und bringt schließlich die Gesammtheit beider Arten Grundsätze oder beide Einheiten zu einer homogenen Uebereinstimmung. Comte hat bei seinem System der Philosophie die objective Methode, bei der Ausarbeitung seines großen Werkes, der positiven Politik, und bei allen Werken der zweiten Periode seines geistigen Schaffens die subjective Methode zur Anwendung gebracht. Littré und Comte's abfällige Schüler machen ihm dies zum Vorwurf, während Poëy und die neuesten Positivisten, welche an dem System des Meisters festhalten, jene Veränderung der Methode als eine nothwendige Bedingung, die sich aus der Verschiedenheit der Objecte ergiebt, erklären.

Die positive Politik Comte's steht überdies nur in einem äußerlichen Zusammenhange mit seiner positiven Philosophie, welche jedenfalls ein Werk von großartiger Tendenz, in gewissem Sinne eine systematische Philosophie aller Wissenschaften ist, worin letztere nach ihrer allmählichen Entwickelung, ihrer Natur und Geschichte an einander geordnet sind. Die Geschichtsphilosophie namentlich baute Comte systematisch auf, indem er Condorcet's Erkenntniß einer naturgemäß fortschreitenden Civilisation an den positiven Thatsachen der Geschichte nachwies, in jeder Epoche die geistigen Zustände in ihrer inneren Entwickelung vorführte, die verschiedenen Epochen mit einander in Verbindung brachte, in einer glänzenden Darstellung eine Fülle von Gesichtspunkten und bedeutsamen Ideen entwickelte und zur Entdeckung immanenter Gesetze gelangte.

August Comte blieb nicht bei der wissenschaftlichen Theorie stehen, sondern wollte seine Spekulationen mit der socialen Praxis in Verbindung setzen. Wir erwähnten bereits, in welcher Weise er die positive Philosophie auf die Politik anwenden wollte. In seiner schwungvollen, erhabenen „Rede über den gesammten Positivismus" charakterisirte er die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft; ein positiver Verein sollte sich theils selber dem unentgeltlichen Volksunterricht widmen, theils die Verbreitung desselben bei den fünf vorgeschrittenen Nationen Europa's fördern; jener Volksunterricht sollte aber die Vorbildung zur wahren socialen Wissenschaft gewähren und die Geschichte, die mathematischen, die unorganischen und die biologischen Wissenschaften in sich begreifen; die nützlichen öffentlichen Arbeiten sollten auf Veranlassung und auf Kosten des Staates unternommen werden; eine revolutionäre, aber nur vorbereitende Regierung sollte durch ein aus allgemeiner Wahl hervorgegangenes Abgeordnetenhaus und ein Pariser Proletarier-Triumvirat dargestellt werden. Es ist nicht zu verwundern, daß man die Mängel und die größtentheils fehlerhafte Richtung dieser Vorschläge hart getadelt, ja sogar mit dem geistvollen Lehrgebäude Comte's in die engste Verbindung gebracht hat.

Diejenige Wissenschaft, welche die Positivisten zuerst, und nach ihnen die neueren englischen Staats-Oekonomisten, mit dem Namen „Sociologie" bezeichnen, umfaß die Gesetze, welche das Dasein und die Entwickelung der Gesellschaften regeln. Der Grundsatz welchen Comte dieser

Wissenschaft giebt: für Andere zu leben, um in Anderen wiederzuleben, stimmt mit seinen Grundsätzen der Moral und der Humanität überein.

Unter Comte's Gegnern in Frankreich stehen diejenigen seiner Schüler obenan, welche sich von ihm abwendeten, nachdem anscheinend ein Umschwung in seinen geistigen Anschauungen stattgefunden hatte; andererseits gehören diejenigen dazu, welche den Positivismus eigentlich nur durch Littré kennen und den Lehrer nach dem Schüler beurtheilen; in diesem Sinne schrieben Louis Liard, P. de Bonniot und der Abbé Guthlin gegen das System.

Emil Littré, jetzt ein Mitglied der französischen Akademie und des Senats, Herausgeber des Hippokrates und Verfasser eines Wörterbuchs der französischen Sprache, hatte sich gleich entschieden von der positivistischen Gesellschaft losgesagt und namentlich Comte's Plan, der sich auf die revolutionäre Regierung bezog, in seinen Mängeln kritisirt. Obgleich er die positive Politik des Meisters, den wichtigsten Prinzipien nach, billigte, schrieb er die Mängel derselben der subjectiven Methode zu, die derselbe eingeschlagen hatte; diese Methode, meinte er, welche nicht mehr für die gereifte Menschheit passe, habe eine Entstellung der Wahrheit und der Formen bewirkt, sei schuld an allem Phantastischen, Willkürlichen und Paradoxen in den späteren Werken Comte's, sei eine Rückkehr zu dem theologischen Standpunkte, von welchem die Naturerscheinungen einem einzigen Willen oder einer kollektiven Vorsehung zugeschrieben werden. Diese Angriffe des Schülers waren anatomische Schnitte in das stolze Herz des Meisters. Nach dem Tode des Letzteren erschienen von 1857 bis 1867 sechs Schriften von Littré, welche Comte und sein System angriffen; auch in dem größeren, am meisten bekannten Werke „Auguste Comte et la Philosophie positive, Paris 1863“ ist der zweite Theil von Comte's philosophischem Leben hart und absprechend beurtheilt. Das Testament Comte's wurde gleich von der Wittwe auf gerichtlichem Wege angegriffen, aber erst im Dezember 1869 fand eine öffentliche Verhandlung vor dem Tribunal statt. Littré hatte sich von Frau Comte völlig gewinnen lassen; auf ihr Anstiften will er auch Comte's Lebensgeschichte verfaßt haben, welche, seiner Ansicht nach, ein Piedestal für den Meister sein sollte, es aber in der That für die Richter wurde, denn der Advokat der Wittwe suchte auf Grund jenes Werkes nachzuweisen, daß Comte ein Narr, ein

Gottesleugner und ein Wüstling gewesen sei, dessen Schriften vernichtet werden müßten. Dagegen citirte der Advokat Allou eine Stelle aus dem Plaidoyer, welches der Vertheidiger Chenier's in einem ähnlichen Prozesse gesprochen hatte: „Ihr wollet litterarische Werke der Laune irgend eines Erben preisgeben? Wenn diese Werke religiös sind und der Erbe ein Philosoph oder Skeptiker ist, so wird er sie zerstören. Der Jesuit wird die Werke Voltaire's verbrennen und der Ultramontane das Testament Bossuet's zerreißen. Der Schriftsteller hätte dann sein Leben, seine Seele, den edelsten Theil seines Wesens einem vertrauenswürdigen Vollstrecker überlassen, und das Gesetz überlieferte dieses geheiligte Vermächtniß ungetreuen Händen."

So der Vertheidiger vor den Gerichtsschranken. Andere Vertheidiger fand Comte in der philosophischen Litteratur: die Männer, welche sich noch heute die wahren Positivisten nennen und August Comte bis in seine letzten Konzeptionen folgen. Ihre Stellung ist nicht leicht und Poëy signalisirt dieselbe mit den Worten: „Akademiker, Professoren der Fakultäten, Journalisten und Freidenker machen Chorus gegen uns oder brüsten sich in erhabenem Stillschweigen, während sie sich doch nicht entblöden, von uns zu stehlen, sobald sie wahrer Ideen bedürftig sind." Diese „wahren Positivisten" denken nicht etwa daran, ihren Meister von dem Vorwurfe des Atheismus zu befreien oder nachzuweisen, daß er deshalb kein Wüstling gewesen, weil er Clotilde von Vaux liebte und seine Magd als Tochter adoptirte: sie sind einzig bemüht, sein System in aller Lauterkeit zu erretten, seine Ideen zu verbreiten und der Nachwelt das Urtheil zu überlassen; sie wollen nicht zugeben, daß das Leben des Meisters in zwei Theile zerspalten und eine Trennungslinie gezogen werde zwischen einer ersten vernünftigen, glänzenden und fruchtbaren Periode und einer zweiten, worin vorgeblich Unordnung und Irrsinn walten soll; ihre Angriffe zielen vorzugsweise auf die sophistische Logik Littré's, der dem Andenken des Meisters schmeichelt, zugleich aber seine Geschosse im Finstern richtete und, wie der Advokat Allou es bezeichnete, jene Frau aufreizte, ihren Gemahl vor den Gerichtsschranken als einen Irrsinnigen, Atheisten und Wüstling zu brandmarken. Daß Comte in seiner „Politik" von der subjectiven Methode, die er in der „Philosophie" befolgte, zur objectiven übergegangen, erklären sie dahin, daß in jenem zweiten

Werke das Herz den Vorzug vor dem Intellekt erhalten mußte, daß, wie Comte es selber erklärt, in der Philosophie, welche von der Welt zum Menschen, vom Aeußerlichen zum Innerlichen übergeht, die streng wissenschaftliche Behandlung nothwendig, während in der Sociologie die subjective Methode der Natur des Gegenstandes angemessener sei, nachdem bereits die wesentliche Grundlage einer wahren Synthese stattgefunden habe.

Außer den bereits genannten Werken hat Emil Littré eine Reihe von Schriften veröffentlicht, welche sämmtlich den Positivismus behandeln. (Traités positivistes; Paroles de philosophie positive, 1858; Etudes sur les barbares, 1869; Conservation, Révolution et Positivisme, 1879.) Seit dem Jahre 1867 redigirt er mit seinen Schülern Robin und Wyrouboff eine fortlaufende positivistische Revue. Die „wahren" Positivisten verurtheilen alle diese Werke als eine Fälschung des ursprünglichen Systems und finden darin nichts weiter als kleinliche Fragen und Klassifikationen unter tausenderlei Formen und Farben in einem unverständlichen Styl; Littré gilt ihnen weder als philosophischer noch als synthetischer Geist, sondern nur als ein Analytiker ohne Lehrsatz und Methode.

Der Plan zu einer „Abhandlung über die Sociologie", welche Littré schon seit längerer Zeit in Aussicht stellte, ist noch nicht zur Ausführung gelangt. Nach den bekannt gewordenen Vorarbeiten zu urtheilen, wird sich das Werk nicht durch leichte Verständlichkeit auszeichnen. Wir möchten bezweifeln, daß selbst ein gewiegter Schüler der Hegel'schen Philosophie im Stande wäre, mit Fachwörtern wie Sociodynamie, Sociergie, Sociaurie, Sociomerie, Sociotaraxie vernünftige Vorstellungen zu verbinden.

Sprechen wir nun von den Leistungen der „wahren" Positivisten oder der treu gebliebenen Schüler Comte's, welche gegenwärtig mit der Revue Littré-Wyrouboff in Fehde liegen, so müssen wir mancherlei werthvolle wissenschaftliche Arbeiten anerkennen, wollen aber dahingestellt sein lassen, ob dieselben, wie die Autoren behaupten, einer positivistischen Grundlage zu verdanken seien. André Poëy ist Verfasser einer schätzbaren Anleitung zur Beobachtung der Wolken, welche von der Regierung bei der Marine verbreitet wird; ferner einer chronologischen Tabelle über die Erdbeben in Ostindien, einer anderen über die Cyclonen auf den An-

tillen und einer Theorie über die photo-elektrischen Wirkungen des Blitzstrahls. Laffitte liest einen Kursus über Differential-Geometrie, Audiffrent ist Verfasser eines Werkes über das Gehirn und das Nervensystem. Robinet, Verfasser einer Lebensgeschichte Danton's, hat ein medicinisches Wörterbuch herausgegeben.

Diese Männer arbeiten zugleich daran, das Licht der positivistischen Schule leuchten zu lassen; Laffitte hält öffentliche Vorlesungen über theoretische und praktische Moral, die er in positivem Sinne auf die Gehirnthätigkeiten begründet. Eine fortlaufende Reihe von Schriftwerken soll dazu dienen, das System populär zu machen. An diesem Erfolge zweifeln wir jedoch. Spekulative Systeme dringen nicht unter die Menge; Voltaire's Philosophie verbreitete den Fackelschein der Aufklärung, aber nur, weil sie nichts weniger war, als das, was wir heut' zu Tage Philosophie nennen. Die Engländer in ihren philosophischen und neueren staatswissenschaftlichen Schriften hüten sich wohlweislich vor abstrusen und spekulativen Darlegungen, und so gelingt es ihnen, wenigstens solche Ideen zu bestätigen, welche den obwaltenden Ständen in ihren Kram passen, oder wissenschaftliche Schlagwörter gangbar zu machen, die den herrschenden Zeitumständen entsprechen. Solche Schlagwörter sind der höhnische „Altruismus" der Spencerschen Schule und der Grundsatz von der „vitalen Konkurrenz". August Comte, der Philosoph, hat das Verdienst, sein System auf die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft angewendet und die sittlichen Bestrebungen dabei an die Spitze gestellt zu haben. Diesen Theil seiner Arbeit, welchen Littré und Genossen wegen der subjectiven Methode angreifen, hat er mit seinem Herzen geschrieben, und eben deswegen ist es dieser Abschnitt, der eine Spur von dem Erdenleben des Meisters zurückläßt. „Comte's Werk," sagt die englische Bearbeiterin desselben, „steht als ein einziges, großartiges Streben da, und es ist meine feste Ueberzeugung, daß sich darin ein Heilmittel gegen eine Menge von Verirrungen, ungesunden Spekulationen, zügellosen Zweifeln und gegen moralische Entmuthigung findet." Dieser Beifall der Engländerin klingt immerhin nur schwach. August Comte gehörte zu den Propheten und Dienern der Menschheit, die ihr Gewissen nicht verschachern und nicht den Tod anbeten. Er wollte den Geist von der Dummheit und den Magen vom Luxus befreien.

Er glaubte an eine ſiegreiche Wiederkehr des Apollo und wollte eine Harmonie zwiſchen dem Menſchen und der Welt herſtellen. Dieſe Aufgabe ſuchte er mit dem Herzen zu löſen und machte das Mitleiden zur oberſten Tugend ſeines Herzens. Der „Altruismus", d. h. die Sorge für den Nächſten, wird von Spencer für ein Unrecht bezeichnet, weil er eine Ermuthigung für das Elend ſei und den Untergang der Schwachen verhindere; bei Comte iſt er ſo viel, wie die univerſelle Liebe, welche alle Religionsſtifter verkündeten, ſo viel wie die Moral der Myſterien und die chriſtliche Nächſtenliebe. Dieſer Grundſatz iſt eine Widerlegung jener Kainsſprüche, welche den Kultus der Menſchheit als eine überſpannte Sentimentalität betrachten.

Wir vermeiden es, zu beſtimmen, wie weit die Comte'ſche Philoſophie auf unſere Kultur und unſere geiſtigen Anſchauungen eingewirkt hat, wenngleich auch in Deutſchland von einigen Seiten die weit gehende Behauptung aufgeſtellt wird, dieſes Syſtem habe bereits einen mächtigen Einfluß auf unſere Geiſtesrichtung erlangt. Ueber ſolche Anſichten läßt ſich nicht ſtreiten. Iſt jene Behauptung gegründet, ſo würde der angebliche Einfluß nur mittelbar, aber nicht aus der Kenntniß der poſitiviſtiſchen Schriften ſelber hervorgegangen ſein, denn, wie ſchon oben erwähnt, iſt dieſe Kenntniß in Deutſchland höchſt mangelhaft. Im Deutſchen erſchien, ſo weit uns bekannt iſt, nur Auguſt Comte's Einleitung in die poſitive Philoſophie, überſetzt von G. H. Schneider, 1880, in Jues' Verlag in Leipzig; — neuerdings iſt von J. H. von Kirchmann eine Ueberſetzung der poſitiven Philoſophie, jedoch nur im Auszuge, von Jules Ring herausgegeben worden.

Für uns handelt es ſich weniger darum, jenem großen Denker die Syſtematiſirung der Ideen abzulernen, als vielmehr ſeiner Moral nachzuahmen. Comte's Fehler ſind bereits vernarbt, wie die Wunden des Kriegers, die ihm zur Ehre gereichen. Die wahren Schüler, die ſeinen Lehrſätzen treu bleiben, halten auch feſt an ſeinen uneigennützigen, ſittlichen Beſtrebungen um die Menſchheit. Gelänge es ihnen, dieſe zu „vulgariſiren", ſo wären ſie würdig der heiligen Fackel.

VII.

Französische Spiritualisten über die neuere Philosophie.

1. Taine über den Eklektizismus.

Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts trat die Philosophie der Franzosen in eine neue Phase. Ihr Ziel war die Bekämpfung des Sensualismus, die Hebung des sittlichen Lebens, die Einbürgerung höherer Ideen in die Gefühlswelt, die Aufstellung einer Theorie für das Juste-milieu und einer neuen Basis für die Speculation, die Schöpfung eines künstlichen Gleichgewichts zwischen menschlichen und staatlichen Zuständen.

Benjamin Constant und Royer-Collard führten den durch Thomas Reid, James Oswald, Thomas Brown und Dugald Stewart begründeten schottischen Rationalismus in Frankreich ein, eine aus dem constitutionellen England herübergekommene Reflexions-Philosophie; eine philosophische Weltanschauung, die den common-sense zum Prinzip wählte und ihre Schranke in sich selbst trug. — Andererseits machte man den Einfluß deutscher Bildung zum Centralpunkt der Bestrebungen gegen den Sensualismus, oder benutzte wenigstens den deutschen Idealismus, auf den man bei den eklektischen Wanderungen gestoßen war, zum Dienste des schottischen Rationalismus. Die Philosophen dieser Richtung waren: Victor Cousin, Collard's Schüler, der Begründer des sogenannten Eklektizismus; Edgar Quinet, einer der entschiedensten Feinde des Katholizismus; Maine de Biran, der die Freiheit allem

Selbstbewußtsein zu Grunde legte; Jouffroy, der die Phänomene der Seele zum Haupt-Studium wählte; Rémusat, der sich auf die Welt der Thatsachen beschränkte, und Jules Simon, der, nach dem Vorbilde der alexandrinischen Schule, die Bildung des Verstandes mit den Forderungen des Herzens in Einklang zu bringen suchte.

Es konnte natürlich nicht an Gegnern fehlen, welche, indem sie, wie Jene, den deutschen Bestrebungen lauschten, gerade die Verdammung des Eklektizismus aussprachen. So Eugène Lerminier, ein Wahlverwandter der deutschen spekulativen Philosophie, der anfänglich ein entschiedener Vorkämpfer der eklektischen Schule gewesen war; H. Taine, ein Anerkenner Hegel's; Etienne Vacherot, ein Schüler von Creuzer, Schelling, Hegel und Kant; Larroque, der Kritiker der christlichen Religionslehren; Charles Dollfuss, der kühnste der französischen Hegelianer; Paul de Jouvencel, der den Spiritus in der Materie nachwies und mittelst des Reihengesetzes eine reale Entwickelung des organischen Lebens versuchte; Tissot und Barni, welche eine Uebersetzung von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" herausgaben; Vera, der Hegel's „Logik" übersetzte und eine Schrift: „l'Hégélianisme et la Philosophie" veröffentlichte.

Mit allen diesen, theils positiven, theils polemischen Bestrebungen war eine Kenntniß der deutschen Philosophie verbunden, welche bereits Jacques Ampère's Beiträge zum Globe angebahnt hatten. Durch manches Anregende außerdem, welches Saint-Marc-Girardin, Saint-René-Taillandier und Philarète Chasles über die deutsche Litteratur überhaupt und die gleichzeitigen Bezüge zwischen deutscher, englischer und französischer Litteratur verfaßten, erschien die deutsche Philosophie in einem günstigen Lichte. Dagegen wiederum ließen die Spiritualisten der neuesten Schule es sich angelegen sein, den deutschen Idealismus, den ihre Gegner mit günstigem Auge betrachteten, als verderblichen Skeptizismus und Pantheismus zu verurtheilen. Saisset und Janet verwarfen die Hegel'sche Philosophie; Maurial beschuldigte Kant's Grundsätze des Skeptizismus; gegen Schopenhauer trat zuerst Laugel in der Revue des deux mondes auf (Th. XXXV.); dann später A. Foucher de Careil in einer umfassenden Kritik der Hegel'schen und Schopenhauer'schen Philosophie. —

H. Taine, der Verfasser einer gekrönten Preisschrift über Livius,

zieht in seinem Buche „Les philosophes français du XIX. siècle“ gegen die Eklektiker zu Felde. Dieses pikante Buch verdient nähere Berücksichtigung. Taine ist weit entfernt, sich für ein bestimmtes philosophisches System zu erklären. Zwar sagt er über Hegel: „Ich habe Hegel täglich während eines ganzen Jahres gelesen; wahrscheinlich werde ich niemals solche Eindrücke wieder erhalten. Von allen Philosophen hat sich keiner zu einer solchen Höhe erhoben, keiner nähert sich mit seinem Genius dieser bewundernswerthen Unermeßlichkeit. Er ist Spinoza, multiplicirt mit Aristoteles, auf der Höhe der Pyramide der Wissenschaften, welche in drei Jahrhunderten aufgebaut worden.“ Aber Taine ist kein Hegelianer; an einer anderen Stelle sagt er: „Hegel wird niemals bei uns Eingang finden; sein Formelkürаß ist so schwer, daß, wenn seine Erben versuchen sollten, über den Rhein zu gehen, sie sicher darin ertrinken würden.“ — Dem Eklektizismus spricht er alle Ansprüche auf philosophische Geltung ab: „Er gleicht nicht einer Philosophie, sondern einem Depot; die gediegenen Ansichten, welche ihm aus allen Theilen der Geschichte zufließen, sammelt und klärt er; aber dies ist auch Alles; neue Ansichten fordere man nicht von ihm! Er hat sie nicht; oder noch mehr, er sucht sie nicht einmal. Er fürchtet, die gesunde Vernunft aufzugeben und in der Erfindung, welche ihm gleichbedeutend mit Ketzerei ist, zu ersticken.“ Er sieht zwei Wege offen: „Es ist möglich, daß ein Weiser, wie Ampère und Geoffroy-Saint-Hilaire, die Entdeckungen der positiven Wissenschaften vereinige, aus ihnen ein Weltsystem bilde und daß dieses sich beim Publikum geltend mache, wie etwa die Gesetze von der Anziehung. Doch ist dies nicht sehr wahrscheinlich; denn die Wissenschaft, die sich mit jedem Tage vergrößert, bietet auch mit jedem Tage immer größere Schwierigkeiten zur allgemeinen Verbreitung, und Humboldt selber hat nur ein Verzeichniß der erworbenen Thatsachen angefertigt.“

Der andere Weg scheint ihm die Analyse zu sein: „Es ist auch möglich, daß der Sinn für die Analyse wieder erwacht. Wenn wir wieder Kritiker, Zweifler werden, die Genauigkeit lieben und in Bezug auf Demonstration streng verfahren, so werden wir die Schlüsse, welche seit 30 Jahren für richtig galten, auf's Neue prüfen und sie behandeln, wie man im achtzehnten Jahrhundert die des Malebranche, Leibnitz, Descartes behandelte, mit dem Unterschiede, daß heute der Skeptizismus verbraucht ist,

daß die bloße Zerstörung langweilt, daß die Fortschritte der Erfahrung seit 50 Jahren eine Menge solider und erprobter Wissenschaften aufgesammelt haben." In der Analyse nämlich, welche den Gattungsbegriff durch Untersuchung des einzelnen Falles prüft und erläutert, besteht nach seiner Meinung die eigentliche Methode: und zwar in dem Fortschritt der Wort-Analyse zur Thatsachen-Analyse, wie man einen bekannten Autornamen in einer Bibliothek aufsucht und vom Titel des Buches zum Studium des Inhalts übergeht.

Indem Taine den Kampf gegen die offizielle Philosophie der Juli-Dynastie unternimmt, macht er den ersten Ausfall gegen Royer-Collard, den Importeur des schottischen Rationalismus, auf dessen Grundlage sich der französische Eklektizismus aufbaute. Der Sensualismus des vorigen Jahrhunderts hatte die Welt als eine zweckmäßige mechanische Einrichtung aufgefaßt, das persönliche Wohlbefinden zum Endzweck aller Moral gemacht, und, im Gegensatz zur streng stoischen Moral, die Leidenschaft und die Begierde zur höchsten Willensbestimmung erhoben. Diesen Sensualismus zu bekämpfen, war der Zweck der schottischen Reflexionsphilosophie, zu welcher sich Royer-Collard bekannte, nachdem er mit Reid's „Essay on human understanding" bekannt geworden war. Reid war selber von Berkeley und Hume an den Rand des Zweifels getrieben worden und dann zur Rettung auf den Weg der Reflexion geflüchtet. „Wenn diese Philosophie," ruft er in Bezug auf den Sensualismus aus, „die der menschlichen Natur ist, so tritt nicht in ihre Geheimnisse ein, o meine Seele!" Der gemeine Menschenverstand wurde für ihn nun ein philosophischer Wegweiser und er forderte alle Philosophen auf, sich zu ihm zu bekennen. Royer-Collard folgte diesem Ruf.

Dieser Rationalismus, die Grundlage des Eklektizismus, suchte die bisherige analytische Methode durch eine synthetische zu ersetzen, die sich auf die Natur des menschlichen Geistes gründen sollte. Er trat in eine einheitliche Stellung zu den wichtigsten Fragen der Menschheit und machte es sich zur Aufgabe, das sittliche Leben zu regeln, den Geist wieder an erhabene Ideen zu gewöhnen, in dem Inhalt des Bewußtseins eine feste Autorität für die Moral aufzufinden. In den Eklektizismus aufgenommen, wurde diese Richtung in Frankreich der Ausdruck einer politischen Partei, des sogenannten juste milieu, die offizielle Philosophie des Juli-

Königthums, die sich nun dem Socialismus und Pantheismus und der ihr früher verbündeten Philosophie Kant's und Hegel's feindlich gegenüberstellte.

Royer-Collard suchte, dem schottischen Meister folgend, eine Theorie für die Bedürfnisse der menschlichen Natur. Den Sensualismus, der die äußere Welt als die Ideenquelle betrachtete, wies er entschieden von sich und nahm die Begriffe Raum, Zeit, Substantialität und Causalität als leitende, unmittelbar gewisse Grundbegriffe an. An Royer-Collard ist vor allem der ihm zu Gebote stehende Ausdruck zu bewundern. Die Lehren, welche er aus Reid genommen, legt er mit einer fast mathematischen Schärfe und Bestimmtheit dar, erläutert sie aber zugleich in einer poetischen Bildersprache und mit hinreißender Beredtsamkeit. Dies erkennt auch Taine an: „Er war ein geborner Besieger und Beherrscher der Geister. Aber die Ergebung, die man ihm zollte, war freiwillig und vertrauensvoll; man fand ihn würdig der Herrschaft, die er in Anspruch nahm; man beugte sich unter seine wohlverdiente Dictatur, wie unter ein wohlthätiges und rechtmäßiges Richteramt. Als der letzte französische Philosoph schrieb er einfach, ohne abstracte Worte oder deutsche Redensarten, nach Art des achtzehnten Jahrhunderts. Wenngleich er die Theorie Condillac's zerstörte, so behielt er doch seinen Styl; er entlehnte seine Klarheit, um ihm seine Leser zu nehmen. Er wendete eine erstaunliche Schärfe des Ausdrucks an und gebrauchte nur kurze Sätze und bezeichnende Wörter, wie ein Mathematiker, der sich in Zahlfiguren ausdrückt."

Taine tadelt aber auch Collard's Neigung zum Disziplinliren und Unterordnen. Noch gegründeter ist der Vorwurf, daß es ihm am wenigsten auf Thatsachen und wissenschaftliche Erörterungen ankam. „Die Psychologie," sagt Taine, „war in seinen Augen nicht Zweck, sondern Mittel; er analysirte nicht, um zu analysiren, sondern um die Materialisten und Skeptiker zu widerlegen. Er hatte eine vorgefaßte Doktrin: eine solche aber fälscht, erfindet oder unterschlägt die Thatsachen."

Die Blöße Collard's, wonach Taine besonders zielt, ist die Theorie der äußern Wahrnehmung. Descartes, Malebranche, Leibnitz, Locke, Hume, Condillac, kurz alle modernen Philosophen, haben repräsentative Ideen angenommen, eine Art Mittelwesen zwischen dem Geiste und dem Object, welche Aehnlichkeit mit den Objecten haben und dem Geiste, der

nicht aus ſich heraus kann und ebenſo wenig die Objecte an ſich zu betrachten vermag, die Mittel liefern, ſie indirekt und in einem Bildniß wahrzunehmen. Royer-Collard betrachtet dies als eine unerwieſene, unnütze und ſich widerſprechende Annahme; nach ſeiner Meinung wird die äußere Wahrnehmung gewiß, weil ſie natürlich und unumgänglich iſt. Gleicher Natur, wie die Erkenntniſſe der Vernunft und des Bewußtſeins, verdient ſie ebenſo vielen Glauben und beſitzt dieſelben Rechte, wie jene. Die äußere Wahrnehmung geſchieht durch eine unerklärliche Induction. Der Menſch muß ſich daher auf Glauben beſchränken und ſich mit ſeiner Unwiſſenheit tröſten. Der höchſte Geometer läßt uns einige Räderwerke an der Maſchine wahrnehmen, aber wir dürfen dieſen Mechanismus nicht zu enthüllen ſuchen.

„Hiermit iſt der Skeptizismus niedergeworfen," ruft Taine, „der geſunde Menſchenverſtand iſt ſiegreich, die Wiſſenſchaft wird auf unerklärliche Thatſachen zurückgeführt. Die Gewißheit liegt außerhalb unſeres Bereiches, unſere Wißbegierde wird in Feſſeln geſchlagen, der Menſch wird disziplinirt. Die Quelle dieſer Theorie iſt leicht zu erkennen. Royer-Collard's Philoſophie iſt praktiſch und moraliſch und hat nicht die Wahrheit, ſondern die Regel zum Zweck. Er iſt ein Polizeimann in der Philoſophie. Ich muß geſtehen, daß ich kein Gensdarm bin. Ich glaube nicht, daß man ſich die Rechtfertigung des geſunden Menſchenverſtandes und die Widerlegung des Skeptizismus zum Zwecke machen müſſe. Das Studium der äußeren Wahrnehmung hat für mich eben Nichts weiter, als die Erkenntniß der äußeren Wahrnehmung zum Zweck. — Unmoraliſcher Philoſoph! rufen Sie. Nun wohl, ich will Ihre Maximen annehmen. Ich will die äußere Wahrnehmung ſtudiren, um die Skeptiker zu widerlegen und den menſchlichen Geiſt zu disziplíniren. Aber ich werde auch konſequent ſein und meine Aufgabe zu Ende führen; was ich als Philoſoph thue, werde ich in allen anderen Wiſſenſchaften thun. Wenn Ihre Grundſätze irgendwo gut ſind, ſo müſſen ſie überall gut ſein. Wenn die Philoſophie nicht philoſophiſch, ſondern moraliſch ſein ſoll, ſo ſoll auch die Wiſſenſchaft nicht wiſſenſchaftlich, ſondern moraliſch ſein. Wir wollen zu allen Gelehrten laufen und ſie durch Ihr Anſehen an dem Rande jener verderblichen Lehrſätze zurückhalten, welche unmerklich das Gift in's Menſchenherz tröpfeln."

Taine läuft nun ſchnell zu Flourens und bittet ihn, nicht mehr die Gehirne zu zerſchneiden, ſondern die Kaninchen, Katzen und Truthühner laufen zu laſſen und Skalpirmeſſer und Säge bei Seite zu legen. „Hören Sie auf," ruft er ihm zu, „die Unſterblichkeit der Seele zu beeinträchtigen! und denken Sie jedes Mal, wenn Sie Ihr Beſteck öffnen, daran, daß Sie im Begriff ſtehen, in die moraliſchen Glaubensſätze des Menſchengeſchlechts einzuſchneiden." — Er ſteigt wieder in ſein Cabriolet und fährt zum Geologen Elie de Beaumont. Er ruft ihm zu, daß durch die Lehre von der Gebirgsformation, welche die periodiſchen Zuckungen der Erdkugel nachweiſt, der Menſch ſich von dem ihm als Eigenthum beſtimmten Boden verdrängt ſähe. „Hören Sie auf, die hoffnungsvoll arbeitende Menſchheit zu entmuthigen und wählen Sie lieber eine Hypotheſe, welche tröſtlicher für das menſchliche Geſchlecht iſt!" — Taine eilt endlich nach der rue Saint-Jacques, ſteigt die Treppen des Collège de France hinauf und kommt zu Coſte, den er auffordert, die abſcheulichen Flaſchen, die unmoraliſchen Fötus, die Eier und alle Probeſtücke der Embryogenie bei Seite zu ſchaffen. „Dies riecht hier nach dem Pantheismus!" ruft er ihm zu, „verzichten Sie auf die Epigeneſis und kehren Sie zu der Theorie von den präexiſtirenden Keimen zurück!"

„Was werden die Gelehrten auf dieſe Einwendung ſagen?" fragt Taine ſchließlich. „Zuerſt lächeln ſie, dann greift der Eine wieder zu ſeinem Skalpirmeſſer, der Andere zu ſeinem Hammer und der Dritte zu ſeinen Flaſchen. Wir wollen es wie ſie machen und wieder zur Analyſe zurückkehren." —

Maine de Biran wurde erſt nach ſeinem Tode durch die Eklektiker zu einem Theilnehmer ihrer Herrſchaft ernannt. Er hatte ihnen vorgearbeitet durch ſeine Reaktion gegen den Senſualismus und durch ſein Streben, etwas Wirkſameres, Beſtändigeres als die ſinnliche Empfindung in der perſönlichen Thätigkeit des Menſchen zu erkennen. Die Materie iſt ihm ein leerer Begriff; die Kraft allein iſt geiſtiger Art. Die Weſen ſind Kräfte, und ebenbürtig iſt ihnen nur der freie Wille, die bewegende Kraft, welche ſich mit dem Ich identifizirt. Es giebt zwei Pſychologieen: die eine, den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften analog, beſchreibt und klaſſifizirt alle unſere vorübergehenden Operationen, Genüſſe, Leiden, Empfindungen und Ideen; die andere, einzig in ihrer Art, gleicht keiner jener

physikalischen Wissenschaften und stellt sich nur die Aufgabe, das beständige Subject und die dauernde Ursache jener Operationen zu beobachten und zu definiren. Biran schreibt somit dem Willen, der dem Ich zugehörenden Kraft, eine Unmittelbarkeit zu, die derselbe nicht besitzt. Sein ganzes Gebäude, meint Taine, ruhe auf einem wurmstichigen Pfeiler, und wenn man die Kraft genauer prüfe, so würde man finden, daß sie keineswegs ein Wesen sei, ebenso wenig, wie die Welt ein System von Kräften ist.

„Herr v. Biran," spricht der Analytiker in ironischem Tone, „Sie sind ja Unter-Präfekt gewesen; dort sind Rebellen, treiben Sie dieselben aus einander! Ich gebe Ihnen Kräfte, 300 Soldaten und einen Hauptmann. Um Ihnen aber keine Mühe zu machen, werde ich alle unnützen Dinge zurückbehalten: die bloße Erscheinung, die Ausdehnung, d. h. die Kleider, die Patronentaschen, die Flinten und die Körper; es bleiben Ihnen noch die Kräfte, marschiren Sie mit ihnen und verschaffen Sie dem Gesetze den Sieg! — Begreifen Sie also, daß weder der Wille, der Entschluß, noch seine Wirksamkeit, noch irgend eine Kraft Wesen sind. Ehe man so weit und mit so vieler Mühe nach der Natur der Kraft und ihrer ursprünglichen Bedeutung umhersuchte, hätte man den Sinn des Wortes analysiren müssen. Diese Analyse, die Sie verlassen und verschmäht haben, ist das, was allein Heil in der Metaphysik bringt."

Die Freiheit des Willens, wie Biran sie auffaßte, führt zuletzt zum Skeptizismus. Biran gelangte dahin, das Leben als ein beständiges Elend, als eine geistesverwirrende Mannigfaltigkeit anzusehen. Um dem Skeptizismus, der sich ihm aufdrängte, zu entfliehen, gerieth er endlich zu der vollständigen Zerknirschung des Willens, die ihm zu gleicher Zeit, indem dabei das Bewußtsein in Gott aufgehe, als die höchste Stufe erschien.

Wir sehen also auch hier einen französischen Philosophen des Willens mit dem deutschen, Arthur Schopenhauer, von der philosophischen Spekulation ausgehend, zu demselben Ziele gelangen: zu der ascetischen Zerknirschung. Schopenhauer, bei dem der Wille Naturkraft und Naturtrieb bedeutet, gelangt schließlich zu der „vorsätzlichen Brechung des Willens", zu dem Quietismus des Schusters von Görlitz. Maine de Biran, der den Willen zum Befreier des Körpers macht, ist nicht besser daran: auch er strandet mit seinem Schiff, das mit den stolz aufgeblähten Segeln der Philosophie aus dem Hafen lief, endlich auf dem dürren Sand-

ufer der Reſignation. In dieſem Sinne bemerkt Taine ganz richtig: „Es giebt in der Welt nur Thatſachen und nothwendige Beziehungen; wenn man dieſe Beziehungen und Nothwendigkeiten zu Weſen macht, ſo verfertigt man Weſenheiten nach Art der Scholaſtiker; man ſieht etwas Abſtraktes, das man für geiſtig erklärt, und kommt darauf hinaus, zu behaupten, die reale Welt ſei nur eine Erſcheinung. Man verliebt ſich derart in jene chimäriſchen Monaden, daß man das Weltall damit bevölkert. Man wird ein Mann des Mittelalters. Man hat mit Duns Scot begonnen, indem man die Beziehungen in Subſtanzen verwandelt, und man endigt, wie die Myſtiker, indem man Theorieen von der Gnade und der Erleuchtung ausheckt.“

Auch Couſin ging von der ſchottiſchen Philoſophie aus, lenkte aber ſeine Aufmerkſamkeit auf die Bewegung des deutſchen Geiſtes. Er ſtellte ſich die Aufgabe, mit der Idee der ſittlichen Freiheit alle Zweige der Wiſſenſchaften zu durchdringen. Ohne irgend einem einzelnen Syſteme den Vorzug zu geben, wollte er Alles, was aus früheren Syſtemen einer dauernden Geltung werth, in geiſtigen Beſitz nehmen und an dieſen Merkzeichen zugleich den Fortſchritt der philoſophiſchen Wiſſenſchaft nachweiſen. Mit empfänglichem Geiſte nahm er fremde Forſchungen auf; indem er ſeinen eigenen Ideengang darauf ſtützte, brachte er ſie durch ſeine außerordentliche rhetoriſche Geſchicklichkeit zu allgemeinerer Geltung. So wurde er der eigentliche Begründer des franzöſiſchen Eklektizismus.

„Die Ideen Couſin's,“ ſagt Taine, „ſtammen aus Schottland, Deutſchland und aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert; aber er verſtand es, ſie zu erklären, zu verſchönern und zu verbreiten, und wirkte als Redner, indem er ihnen eine Herrſchaft ſchuf. Neue Ideen hat er nicht geſchaffen und in ſeinen Lektionen z. B. kann man den erſtaunlichſten Gegenſatz zwiſchen Expoſition und Erfindung antreffen. Es kann nichts Ausgearbeiteteres geben, als ſeine Pläne, aber auch nichts, was weniger vorbereitet wäre, als ſeine Ideen. Er errichtet bewundernswürdige elegante Gebäude von neuer und ſymmetriſcher Architektur, aber es ſind Kartenhäuſer. In zwei Worten erfindet er die Philoſophie und die Phyſik: Attraktion und Repulſion, andere Kräfte giebt es nicht; auf dieſe laſſen ſich alle die der Chemiker und Phyſiker zurückführen; und worauf gründet ſich dieſe Prophezeiung? Nur darauf, daß alle Ideen ſich auf zwei

zurückführen laſſen: auf die des Endlichen und des Unendlichen. — Nach der Reihe boten ſich zwanzig Lehrſyſteme, um ſeine Neugierde zu wecken und ſeine Begeiſterung zu nähren. Zuerſt die Senſualiſten; dann die Schottländer, durch Royer-Collard erörtert und entwickelt; dann Maine de Biran; darauf Kant; bald Schelling und Hegel, die er entdeckt; dann Plato, Plotin, Descartes, die er wiederfindet. Dieſe verſchiedenen Lehren brannten nach der Reihe in ſeiner lebhaften Einbildungskraft, wie ebenſo viele Lichter in einer Zauberlaterne, ein wenig vermiſcht, ein wenig verändert: aus dieſem Allem hat ſich der Eklektizismus gebildet."

Auf die Ideenwelt der neueren Philoſophie, welche dem Menſchengeſchlecht das höchſte Glück verhieß, legten Couſin's Vorleſungen von 1815—1820 beſonderen Nachdruck. Die Verbindung mit dem deutſchen Idealismus charakteriſirt Taine mit kurzen Worten: „Couſin liebt Voltaire nicht und verachtet höchlichſt Condillac. Aus Mangel dieſer beiden Gegengewichte wurde er von der deutſchen Methaphyſik ergriffen und ſah ſich als Pantheiſt oder wenigſtens dem Pantheismus ſehr nahe, ohne es zu wiſſen vielleicht, ſicherlich wider ſeinen Willen."

In der That iſt der Kurſus von 1828 mit deutſchen Ideen und Ausdrücken angefüllt. „Heute," fährt Taine fort, „iſt er der größte Feind der deutſchen Philoſophie; er widerlegt ſie nicht nur, ſondern er ſchimpft ſie und man ſagt, daß er gegen die metaphyſiſchen Sünden ſeiner Jugend bald Hülfe im Weihbecken ſuchen werde." — Dieſe Veränderung erklärt ſich objectiv daraus, daß der deutſche Idealismus in ſeiner Entwickelungsphaſe dem politiſchen Radikalismus die Hand reichte. Taine erklärt ſie ſubjectiv. „Es giebt zwei Philoſophieen in Herrn Couſin: die von ehemals und die von heute. Seine beiden Philoſophieen ſind die Wirkungen zweier verſchiedener Fähigkeiten: die eine derſelben, nämlich die durch die Jugend begünſtigte poetiſche Phantaſie, treibt zur reinen Philoſophie und zu den deutſchen Ideen; die andere, die jeden Tag mächtiger werdende und vom Alter begünſtigte Beredtſamkeit, erringt endlich die Herrſchaft und drängt nach dem redneriſchen Spiritualismus, in welchem Couſin eingeſchlafen iſt. Jede Philoſophie, indem ſie durch Couſin's Geiſt läuft, läßt einige Ueberreſte darin zurück. Dieſe Ueberreſte, durch einen Strom der Beredtſamkeit getrieben, vereinigen ſich und paſſen ſich den franzöſiſchen Gewohnheiten und der pſychologiſchen Bildung des Autors an. Auf dieſe

Weiſe läßt ſich Alles erklären. — Couſin iſt kein Philoſoph, ſondern ein Poet und daher rührt ſeine Geſchichte der Philoſophie und ſein Eklektizismus. Dies war ſeine erſte Laufbahn. Sein Eklektizismus fand ſein Ziel im Pantheismus, in der Philoſophie des Künſtlers. Um das Jahr 1838 beginnt die zweite Laufbahn; er tritt allmählich in den Spiritualismus, in die Philoſophie eines Redners."

„Welcher Unterſchied beſteht zwiſchen einem Philoſophen und einem Redner?" fragt Taine. „Ein Philoſoph ſucht allgemeine Wahrheiten aufzufinden und zu beweiſen, weiter nichts. Er liebt die reine Wiſſenſchaft und beſchäftigt ſich nicht mit dem praktiſchen Leben. Er denkt nicht daran, das menſchliche Geſchlecht zu beſſern. Er denkt an die Moral, aber ebenſo, wie er an die Chemie denkt. Die Moral iſt, wie die Chemie, nur eine beſondere Wiſſenſchaft. Er giebt ſich nur damit ab, weil ſie einen Zweig der Encyklopädie, die er aufbaut, oder eine Anwendung der Methode, die er entdeckt, ausmacht. Hegel findet eine neue Methode und faßt eine neue Idee über das Weltall; dieſe Methode wendet er auf die mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, auf alle Zweige der Naturgeſchichte, auf die Pſychologie, die Geſchichte, alle menſchlichen Wiſſenſchaften an und ſtirbt, indem er conſtruirt. Condillac findet eine Methode der Analyſe und erklärt auf eine neue Weiſe die Natur der allgemeinen Ideen und der Zeichen. Er ſchreibt zwanzig Werke, welche dieſe Methode erklären und beweiſen. Mit jedem Jahre wird ſeine Definition klarer; er endigt, indem er die Langue des calculs, ſein Meiſterwerk, den beſtimmten Ausdruck ſeiner Entdeckung, verfaßt und ſtirbt, als er den erſten Band beendigt hat. Ein innerer und unbezwinglicher Naturtrieb treibt die Spinne, ewig Gewebe zu verfertigen; eine unzerſtörbare und allmächtige Bildung des Geiſtes zwingt den Philoſophen, die Ideen, die er ſich über die Wiſſenſchaft und das Weltall gebildet hat, zu erklären und zu beweiſen. Der Geiſt des Redners im Gegentheil iſt durchaus praktiſch. Cicero hat die Methaphyſik der Platoniker und des Ariſtoteles nur oberflächlich kennen gelernt, weil jene Spekulationen nur eine mittelmäßige, fern liegende und zweifelhafte Anwendung finden. Er hat eigentlich nur die praktiſche Philoſophie, d. h. die Moral ſtudirt. Dieſe dient ihm bei ſeinen Vertheidigungsreden, dieſe liefert ihm die Theorie des Rechts und des Unrechts."

Die Doktrin, worauf Couſin ſeine Theorieen gründet und mit welcher er die Senſualiſten widerlegt, ſeine eigentliche Rüſtkammer, iſt ſeine Theorie von der Vernunft. Er nennt Vernunft die Fähigkeit des Geiſtes, Axiome und Ideen von den unendlichen Dingen zu erzeugen. Dieſe Axiome und Ideen können, jener Theorie gemäß, auf keine Weiſe, durch keine Abſtraktion, Verbindung u. ſ. w. aus den Wahrnehmungen der Sinne und des Bewußtſeins hergeleitet werden. Dieſe Art, die Ideen des Unendlichen und des Nothwendigen als die Grundlagen des Endlichen und des Einzelnen zu betrachten, widerlegt Taine dadurch, daß er ihre metaphyſiſchen und pſychologiſchen Mängel nachweiſt und darauf zu Gunſten der Analyſe, welcher die Eklektiker entſagen, ein Plaidoyer hält: „Die Erfahrung giebt uns alle Thatſachen, die Analyſe giebt uns alle Geſetze. Wenn die Wahrheit in den Dingen liegt, ſo braucht man, um ſie zu ſuchen, nur die Dinge aus einander zu nehmen, ſie mittelſt der Analyſe in ihre Elemente aufzulöſen, dieſe Elemente mit genauen Zeichen zu notiren, dieſe Zeichen zu genauen Formeln zu vereinigen, dieſe Formeln gegen einander zu halten und durch Gleichungen zu der Endgleichung, d. h. zu der geſuchten Wahrheit zu gelangen. Ein Geiſt, welcher in dieſer Weiſe erzogen iſt, geht ſo geraden Weges auf die Thatſachen los, ſobald man ihm eine allgemeine Frage vorlegt. Er wählt einen beſonderen Fall und hält ihn unaufhörlich unter die Augen; er weiß, daß es kein anderes Mittel giebt, die Idee zu präziſiren. Dies iſt der Gang Condillac's in ſeiner bewundernswerthen Langue des calculs, die wir nicht mehr leſen. Wenn im Gegentheil, wie Herr Couſin annimmt, die Wahrheit in Gott iſt und die beſonderen Thatſachen nur gelegentlich unſere Augen auf jene Wahrheit lenken, ſo muß man Gott betrachten, um ſie zu erkennen. Wenn man ein Ding ergründen will, ſo muß man das ergründen, worin es enthalten iſt. Iſt man alſo konſequent, ſo nimmt man die Extaſe der Alexandriner zur Methode an. Aus Mangel an Logik und Kühnheit ſchlägt Herr Couſin nicht dieſen Weg ein. Der Methode beraubt, welche ſeine Theorie erheiſcht, bleibt er überhaupt ohne alle Methode. Da er ſelber nicht analyſirt, ſo erklärt er die Analyſe für ohnmächtig. Sie rächt ſich dafür, indem ſie ihn nöthigt, ſeine Haupttheorie und folglich ſeine ganze Philoſophie auf zwei Scheingründe und zwei doppelſinnige Wörter zu gründen."

Ein Philoſoph, welcher der Spekulation eine ſtrengere Richtung

als Couſin gab, war Jouffroy, der nicht etwa eine Revolution in der Philoſophie hervorbringen, ſondern nur ſeine Zweifel löſen und ſeine innere Unruhe beſchwichtigen wollte. Nach ſeiner Ueberzeugung konnte er nur das begreifen, was er ſelber bei Beobachtung der Seelen-Phänomene gefunden hatte, und der überlieferte Unterricht durch Bücher verlor bei ihm allen Glauben. So iſolirte er ſeinen Geiſt und erhielt jene ſchwermüthige Färbung, die ſich in ſeinen Schriften ausſpricht.

„Jouffroy," ſagt Taine, „zündete ſich ſelber ſeine einſame Fackel an. Er verſchmähte die Lampe, die in der philoſophiſchen Nekropole vergeſſen worden, wo begrabene Syſteme ſchlummern, bewacht von ſtaubigen Hiſtorikern und Alterthumsforſchern. Er trat niemals in dieſe kalten Galerien, niemals legte er ſeine Hand auf jene berühmten Reliquien, und weil er ſie unberührt gelaſſen hat, ſo verdient er einen Platz an ihrer Seite. Geſtützt auf ſeine lieben Schottländer, vorzugsweiſe aber auf ſich ſelber, verſuchte er die Wiſſenſchaft zu ergründen und ließ ſeinen Nebenbuhler Wolken um ſeinen Thron ſammeln und erborgte Lichtſtrahlen ſpenden."

Die düſtere Lebensanſchauung ſpricht Jouffroy ſelber in ſeiner Aeſthetik mit folgenden Worten aus: „Der Gipfel des Lebens läßt Euch die abſteigende Seite des Berges nicht ſehen; von ſeinen beiden Abhängen kennt Ihr nur denjenigen, den Ihr heraufſteigt. Dieſer iſt lachend, ſchön und duftig, wie der Frühling. Euch iſt es nicht gegeben, wie uns, auch die andere, von eiſigem Ufer begrenzte, düſtere Seite zu betrachten. Wenn unſere Stirn bewölkt iſt, ſo kommt es daher, daß wir dieſen Abhang ſehen." — Jouffroy eilte dieſen Abhang ſchnell hinunter: er ſtarb an der Schwindſucht.

Die erſte Sorge Jouffroy's war, eine Unterſuchung, auf welche er losging, in mehrere Unterſuchungen zu theilen. Dann prüfte er, wie dieſe von einander abhängen, welche von der anderen vorausgeſetzt wird und ſelber keine andere zur Vorausſetzung hat. Darauf ſchritt er zu den Fragen, Beantwortungen und Folgerungen: ein ganz detaillirter Plan, der die Zuhörer feſſelte. Dieſe ſtrenge Methode erkennt auch Taine an und erzählt als Beiſpiel dieſer Gründlichkeit, daß Jouffroy, als er den Beweis von der Spiritualität der Seele unternommen, drei Monate damit zugebracht habe, die Nerven, das Hirn, die moraliſchen Einwirkun-

gen von Verwundungen und Gehirnerſchütterungen zu unterſuchen, und endlich zu dem Schluß gelangt ſei, daß die Wiſſenſchaft nicht weit genug vorgeſchritten wäre, um irgend etwas Beſtimmtes darüber zu ſagen.

„Die Liebe zur Wahrheit," fährt Taine fort, „und die Kraft, ſie zu beweiſen, verleiht den Muth, aufrichtig zu ſein." Mit dieſer Aufrichtigkeit geſteht Jouffroy ein, daß er den Skeptizismus für unüberwindlich halten müſſe, ein Geſtändniß, welches er ablegt, während man um ihn her den Skeptizismus für niedergeſchmettert hielt. Trotz dieſer ſtrengen Methode und Wahrheitsliebe vermißt der Analyſt doch die Analyſe. „Obgleich Jouffroy's Geiſt tief und ſcharfſinnig war, hielt er ſich doch, wie Maine de Biran und Couſin und alle Philoſophen dieſes Jahrhunderts, beſtändig in dem abſtrakten, überſpannten und unbeſtimmten Styl." Jouffroy, der urſprünglich das Weſen nur nach dem Inbegriff ſeiner Natur beſtimmte, gelangte ſpäter aus der Philoſophie in das Gebiet, in welchem nur der Theologe mitzuſprechen hat. Er wendet alle Kraft darauf, ein Syſtem aufzuſtellen, welches nichts weiter war, als ein verändertes Chriſtenthum. „Unwillkürlich," ſagt Taine, „machte er es, wie Descartes: er heftete ſich die Methode und die philoſophiſchen Regeln an ſeine Sohlen, hielt aber die Augen nur auf ein Ziel gerichtet, welchem er zuſchritt. Er bleibt in der That im Mittelalter zurück, ahmt dem heiligen Anſelmus nach und ſucht nur ein vorgefaßtes Dogma zu beweiſen. Seine Méditations und die Théodicées ſind nichts weiter, als das Monologium und das Prologium des alten Erzbiſchofs, nur für ein anderes Jahrhundert und in einen anderen Styl übertragen. So iſt ſeine Philoſophie die Tochter der Religion, eine ſchlecht erzogene Tochter, welche zuweilen die Mutter ſchlägt, aber ihr doch gehorchen muß."

Taine betrachtet dann Jouffroy als Moraliſten mit den einleitenden Worten: „Wenn die Gewohnheit des Nachdenkens den inneren Menſchen zunächſt in die Pſychologie führt, ſo entfernt ſie ihn bald wieder daraus, um ihn in die Moral einzuſchließen. Eine inbrünſtige Seele namentlich, welche mit den Gedanken des Heiles und mit den Erinnerungen des Chriſtenthums genährt iſt, wird nur durch die ängſtliche Betrachtung der Pflicht und der Ewigkeit beruhigt. So erklärt ſich, daß Jouffroy es zur Hauptaufgabe, zum Zwecke der Philoſophie machte, die Beſtimmung des Menſchen kennen zu lernen. Sein Syſtem von der Welt wurde durch

seinen Seelenzustand bedingt; ohne es zu wissen, noch zu wollen, construirte er die Dinge nach einem persönlichen Bedürfniß. Diese Art Täuschung ist fast unvermeidlich; wir gleichen jenen Insekten, welche, je nach der Verschiedenheit ihrer Nahrung, Cocons von verschiedenen Farben spinnen. Jouffroy hatte ein leidenschaftliches Bedürfniß, die Bestimmung des Menschen zu ergründen; er stellt als Lehrsatz auf, daß jedes Wesen eine Bestimmung habe, und daraus erklärt sich alles Uebrige."

Die eigentliche Lösung der psychologischen Lebensfrage, der Bestimmungslehre, glaubt Jouffroy in folgenden Worten zu geben: „Eine Bestimmung ist keine vergängliche Thatsache, welche von äußerlichen Umständen abhängt. Sie ist ein Dekret Gottes, und ein Dekret Gottes muß erfüllt werden; wird es nicht hienieden erfüllt, so doch anderswo; da nun unsre unendlichen Bestrebungen befriedigt werden müssen und dies nicht in dem gegenwärtigen Leben geschehen kann, so werden sie im zukünftigen Leben befriedigt werden; es giebt also ein zukünftiges Leben. Außerdem ist Gott gerecht, er würde aber nicht gerecht sein, wenn die Bestimmung, die er uns hier auferlegt, von etwas Anderem, als uns selber abhinge. Es giebt aber nur ein Ding, welches vollständig in unserer Macht liegt und nur von uns selber abhängt: das ist die Tugend."

„Damit ist," ruft der Analyst ironisch aus, „das Gute definirt, die Pflicht festgestellt, das gegenwärtige Leben geregelt und das künftige Leben bewiesen. Die Verkettung scheint streng logisch und die Antwort vollständig. Aber wer empfände nicht, wenn er sie liest, eine geheime Unruhe? Das Wort „Bestimmung", welches so oft wiederholt wird, ist niemals erklärt worden. Nach dem Gebrauche seiner Schule hat Jouffroy es gebraucht, ohne es in Beispiele aufzulösen und ohne auf besondere Thatsachen, woraus es genommen ist, zurückzukommen. Ich werde das thun, was Jouffroy nicht gethan hat, und das zweifelhafte Wort mittelst Beispiele analysiren."

Taine geht nun, um die Trugschlüsse und Widersprüche, die in jener Lösung liegen, zu zeigen, auf die Analyse des Wortes Bestimmung ein. „Die Natur eines Wesens zeigt seine Bestimmung an. Dieser Satz gilt sowohl für den Ochsen, als für den Menschen. Die Natur des Ochsen ist, fünfzehn Jahre zu leben und sich zu reproduziren; also ist die Bestimmung des Ochsen, fünfzehn Jahre zu leben und sich zu reproduziren. Aber

seine gegenwärtige Lage hindert ihn daran: der Mensch verschneidet ihn mit dem sechsten Monat und speist ihn mit drei Jahren, folglich wird der Ochse, von dem ich gestern gegessen habe, in einer anderen Welt wiedergeboren werden, dort noch zwölf Jahre leben und Kälber erzeugen."

„Verlassen wir diese theologische Moral!" schließt Taine, „Jouffroy nahm sie zur Hälfte an, ohne es zu wissen und schwankte zwischen den Analysen des Aristoteles und den Erinnerungen des Katechismus; er begann als Philosoph und endigte als Theologe. Er irrte zwischen zwei Auffassungen, die sich ausschließen, und gab heidnischen Vordersätzen einen christlichen Schluß. Im Sinne des Naturforschers betrachtete er zuerst die Bestimmung als eine Thatsache, als ein einfaches Produkt der Organisation und der körperlichen Eigenschaften; darauf aber, als Gläubiger, betrachtete er sie als einen Zweck und einen göttlichen Beschluß. Er vergaß, daß die Grundsätze des Naturforschers nicht zu den Voraussetzungen des Theologen gelangen können, ebenso wenig, wie die Voraussetzungen des Theologen sich auf die Grundsätze des Naturforschers stützen."

Dies sind die Hauptzüge, wie H. Taine gegen die Eklektiker verfährt. Gegen den Eklektizismus im Allgemeinen führt er aus, daß solche Absurditäten nothwendig gewesen, weil der Sensualismus des vorigen Jahrhunderts und die kalte Analyse Condillac's unter der Restauration nothwendig zu einem Rückschlag führen mußten. „Hat der Eklektizismus etwa Erfolg gehabt, weil er wahr ist?" fragte er. „Wäre Letzteres der Fall, so hätte ihm seine Wahrheit doch nicht zur Herrschaft verholfen. Man braucht die Geschichte nur ein wenig zu studiren, um sich zu überzeugen, daß die Herrschaft nicht auf diese Weise erlangt wird. Wenn der Satz vom Quadrat der Hypothenuse unsere gewöhnliche Denkungsweise störte, so würden wir ihn bald widerlegt haben. Hätten wir ein Bedürfniß, zu glauben, daß die Krokodile Götter wären, so würden wir ihnen morgen Tempel errichten. Der Grund liegt in der Neigung zur Abstraktion, welche durch das Kaiserreich und die Restauration hervorgerufen wurde. Durch diesen Hang zur Abstraktion wurde Jouffroy dahin geführt, die Psychologie durch müßige und scholastische Fragen gefangen zu nehmen." —

Taine und seine Anhänger, die ja auch nur Epigonen der Analysten des achtzehnten Jahrhunderts sind, haben eine große Partei für sich: in

Frankreich an den Bekennern des Idealismus, der dort, als relativ neu, noch pikant ist; in Deutschland haben die modernen Analysten ihre Parteigänger an den politisch und religiös Radikalen, die sich schon vor fünfzig Jahren an die französischen Materialisten des vorigen Jahrhunderts anlehnten. Aber auch der Eklektizismus hat jenseits des Rheins seine Berechtigung behalten, nachdem er sich reformirt und, obgleich auf Descartes, den Vater des Spiritualismus, zurückgehend, auch der Psychologie Garnier's Zugeständnisse gemacht hat.

Zu diesen Eklektikern gehören die neuen Spiritualisten, welche, wie auch A. Foucher de Careil, dem deutschen Skeptizismus der reinen Vernunft, dem absoluten Idealismus den Krieg erklären, nicht nur Hegel, als die Spitze dieses Idealismus, und Schopenhauer, der denselben ihrer Meinung nach durch Sensualismus übertreibt, hart bekämpfen, sondern ihre Streiche auch gegen Kant, gegen die Thesen von der Idealität des Raumes und der Zeit richten. Es sind dieselben Spiritualisten, welche in dem notorischen Werke: „Mémoire sur la distinction de la psychologie et de la physiologie" ihr Glaubensbekenntniß in folgenden Worten ablegen: „Indem die Philosophie die Erbschaft des Descartes wieder aufnimmt, ist sie durch die Erfahrungen der Vergangenheit vor den Täuschungen des Idealismus geschützt und willens, sich nach dem Vorbilde ihrer Meister, der schottischen Weisen, den Bedürfnissen und gerechten Anforderungen der gegenwärtigen Zeit zu bequemen; sie stellt es sich zur Aufgabe, einen neuen Spiritualismus auf Basis der Erfahrung zu gründen."

2. Foucher de Careil über Hegel.

Vor Allem ist es Hegel, auf den die neueren französischen Spiritualisten zielen, und unter Letzteren hat namentlich Foucher de Careil seine Lanze gegen ihn eingelegt. Um diese Kritik der Hegel'schen Philosophie in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, müssen wir uns klar machen, eine wie wichtige Stelle dieselbe noch immer unter den Bildungsmomenten in Frankreich einnimmt.

Für uns Deutsche ist nicht nur die Hegel'sche Verflüchtigung der Realität, sondern auch die Reaktion dagegen bereits ein überwundener Standpunkt; man schätzt jene Philosophie — wenn man sie eben noch

ſchätzt — als eine einſt thätige, jetzt abgenutzte Kraft in der Wiſſenſchaft, als ein ehemals wirkſames Ferment in dem trägen Teige der einſeitigen Empirie. Während die Hegelingen vor dem Ketzergerichte ſtanden, im Jahre 1843, feierten die Hegelianer in der „Berliner philoſophiſchen Geſellſchaft" bereits ihr Veteranenfeſt. In unſeren Tagen iſt vollends der Sinn für den Hegel'ſchen Idealismus ſo weit gewichen, daß man den „Philoſophen des Willens" zu populariſiren ſuchte, der Hegel's Philoſophie geradezu eine „Narrenspoſſe", eine „abſurde, zum bloßen Gewerbe herabgewürdigte Windbeutelei" nennt. Bei uns wäre jetzt eine Kritik gegen Hegel nichts weiter, als ein Hieb gegen Einen, der ſich bereits unter dem Meſſer befindet.

Nicht ſo in Frankreich. Das Hegelthum und — wohl zu beachten! — was dazu gerechnet wird, bildet dort einen jener beiden ſich kreuzenden Hauptſtröme, welche Careil mit den Worten bezeichnet: „Der Krieg herrſcht in Europa, und zwar nicht nur zwiſchen den Völkern und Königen, zwiſchen der Tyrannei und der Freiheit, ſondern namentlich zwiſchen dem Spiritualismus und ſeinem Gegentheil. Es giebt in Frankreich Leute, welche im Eklektizismus erſticken und ſich in der franzöſiſchen Philoſophie beengt fühlen und die, ſelbſt wenn es mit Sturmesgewalt wäre, ſich davon befreien wollen; mit dem Hegelianismus iſt für ſie eine neue Epoche des menſchlichen Geiſtes, eine neue Phaſe der Gedankenentwickelung, eine beſondere Geiſtesform gefunden."

Als Hegelthum gelten in Frankreich nicht nur die Doktrinen, welche Couſin — derſelbe Couſin, welcher im Jahre 1861 die Hegel'ſche Metaphyſik einen „alten Atheismus, unter dem Namen des Pantheismus verjüngt und mit der Livree der Demagogie bekleidet" nannte — in ſeinen Lektionen von 1828 populär machte; nicht nur jene magiſchen Streiflichter, jene weiten Perſpektiven, jene plötzlichen Enthüllungen exoteriſcher Lehrſätze, welche das Auditorium blendeten und in die Wolken erhoben; als Hegelianer werden nicht nur Taine, Vacherot, Charles Dollfus, Proudhon(!) und Quinet(!) angeſehen; nicht nur Vera, der Frankreich und die Pariſer Univerſität verließ, um der Oppoſition ſeiner beiden Kollegen Saiſſet und Janet zu entgehen und in dem neuen Königreich Italien die nöthige Freiheit zu ſuchen, die neue Spekulation zu lehren und den verkannten Hegel zu Ehren zu bringen: — ſogar Renan, der wenig

Geſchmack an der reinen Philoſophie gefunden und die große Zukunft der Metaphyſik in ihrem gänzlichen Wegfall erblickt, der ſich durch ſeine Philologie von allen Ideen a priori entfernt, in ſeiner Philoſophie der Sprachen und der Racen ſogar der ſtufenmäßigen Entwickelung widerſpricht; — denn Renan zeigt trotzdem eine ſpekulative Richtung, die Neigung zu einer Metaphyſik, in welcher man den Hauptzügen nach das Hegelthum erkannte; ferner in ſeiner Philoſophie der Religionen gewiſſe Ideen a priori, in ſeiner Dogmengeſchichte einen Anflug von Hegel'ſcher Fortſchrittsidee und in ſeiner religiöſen Kritik einen Bodenſatz von deutſcher Wiſſenſchaft. Und dies Alles nennt man in Frankreich Hegelianismus, denn man wittert darin deutſchen Skeptizismus. Man nennt dort Hegelianismus alle großen Schulen des Fortſchritts, die ſich in Frankreich Geltung verſchafften; Poſitiviſten, Progreſſiſten, Humaniſten, Schüler Saint-Simon's ſollen, ohne daß ſie es wiſſen, von Hegel'ſchen Ideen erfüllt und von ſeinem Geiſte erregt ſein; wenn ſie in den Formeln variiren und jene Ideen ſich auf franzöſiſchem Stamm anders ausnehmen, ſo hält man doch dafür, daß der Saft deutſcher Natur ſei.

„Auf dieſe Weiſe ſind die wunderbaren ſubtilen Hegel'ſchen Ideen," ſagt Careil, „von der Fortſchrittsidee getragen, bis in die Ferne verbreitet worden, wie Samenkörner, die der Wind nach neuen Geſtaden trägt. Ueberall findet ſich die Idee des Fortſchritts und nimmt die Schlacken des Syſtems hinweg, wie ein läuterndes Feuer. Dieſe Idee erhellt noch die letzten Tage des in Deutſchland ſterbenden Hegelianismus und erklärt die wunderbaren Anklänge des Saint-Simonismus in Frankreich. Sie iſt es auch, welche nach Hegel's Tode noch die Lebenden begeiſtert; ein und daſſelbe Geſtirn beleuchtet den Verfall des Hegelthums und den Fortſchritt aller Wiſſenſchaften, welche Jenes für erobert hielt."

Es iſt alſo die Idee des Fortſchritts, welcher Careil die Verbreitung des Hegelianismus zuſchreibt. Dieſe Idee, auf welche er öfter zurückkommt, iſt ihm das Bleibende, obgleich er das Syſtem als ein bereits zerſtörtes anſieht.

Die Phänomenologie, in welcher Hegel das Bewußtſein, den für ſich ſeienden Geiſt behandelt, ſcheint Careil nur vereinzelt zu kennen, nicht als den dritten Theil des Syſtems. In der Phänomenologie, deren zerſtörendes Element gerade Strauß anerkennend hervorhebt, erkennt

Foucher de Careil ebenſo ein monstrum horrendum ingens. Dieſe formelle Entwickelung von der einfachſten unmittelbaren Vorſtellung bis zur philoſophiſchen Erkenntniß, zur abſoluten Wiſſenſchaft, dieſe Experimentalgeſchichte des menſchlichen Geiſtes iſt ihm nichts weiter, als ein mit den Zuthaten der neuen Methode entwickelter Gedanke Pascal's, ein Gemiſch von Geſchichte und Pſychologie, abſtrakter Logik und hochſtrebender Symbolik, womit Herr Quinet, der berühmte Repräſentant der Hegel'ſchen Schule, das nüchterne Frankreich ſchon zu ſehr bekannt gemacht habe. „Das Chaos des lebenden Univerſums, worin die Keime künftiger Generationen ſchlummern, dieſes Leben des göttlichen Geiſtes in der Welt, die Annalen des in der Zeit inkarnirten Ewigen," welche Quinet in ſeinem Pathos behandelt, ſind ihm identiſch mit dem Weltgeiſt, mit der Völker-Pſychologie, welche Hegel aus der Subſtanz der Thatſachen herleitet, ſind ihm, in das Franzöſiſche überſetzte Hegel'ſche Formeln.

„Der Symbolismus," ſchreibt Careil, „der Mißbrauch der Symbole, das gewagte Verfahren mit metaphyſiſchen Umſchreibungen, die philoſophiſchen Romane und die großen hiſtoriſchen Konſtruktionen ſchreiben ſich von dieſer Epoche der Phänomenologie her. Ein ſolches Buch iſt ein ordentliches Aegypten. Von dort her läßt die deutſche Sphinx, geheimnißvoll, wie ihre Geſchwiſter an den Ufern des Nils, ihre Räthſel laut werden. Und doch iſt die Löſung ſehr einfach und erſcheint ſogar kindiſch, wenn man den Schlüſſel dazu hat. Hegel ſchreibt die Geſchichte der Ideen in Chiffern; er hüllt die bekannteſten und einfachſten Thatſachen der Weltgeſchichte in hergebrachte Hieroglyphen. Ich möchte die Kapitel der Phänomenologie mit einer Reihe Obelisken vergleichen, welche dem Auge bizarre Schriftzeichen bieten. Der Schüler, der in das Heiligthum tritt, wird von religiöſer Ehrfurcht ergriffen; die niedergekauerten Sphinxe blicken ihn an: er wird verwirrt und beugt ſich vor dem Gott. Er würde ohne Zweifel weniger erſtaunt ſein, wenn er ahnte, daß man das, was Hegel ihm lehrt, ſchon lange wußte: nämlich, daß der Geiſt in ſeinen verſchiedenen Entwickelungsſtufen unaufhörlich neue Zuſtände durchlaufen hat, ſeit Griechenland und Rom, bis auf unſere Tage; daß der Stoizismus und der Skeptizismus eine Epoche des Uebergangs in der Geſchichte des Gedankens bezeichnen; daß das Mittelalter die Zeit des unglücklichen, und das achtzehnte Jahrhundert die des zerriſſenen Bewußtſeins iſt."

Careil vergleicht schließlich die Phänomenologie, worin die Unsterblichkeit der Seele, die Persönlichkeit Gottes, die seit Descartes als inconcussum quid in die neuere Philosophie aufgenommene Substantialität der Seele — worin dies Alles abgeschafft wird, mit Helvetius' Buch von dem Geiste und giebt diesem den Vorzug, weil es klar und gedankenreich, der Materialismus darin überdies so entschieden ausgesprochen sei, daß er gefahrlos werde, während Hegel den Leser auf Umwegen und durch eine Masse verworrener Sinnbilder und Widersprüche zu demselben Ziele führe. — Scherer hatte bereits vor zwanzig Jahren in der Revue des deux mondes der Hegel'schen Philosophie den Vorwurf gemacht: daß darin überall das Absolute weggeschafft oder zum Relativen erniedrigt werde. Unser Kritiker bestätigt diesen Vorwurf vorzugsweise in Bezug auf Hegel's Wissenschaft der Idee an und für sich, des reinen Denkens, der Logik. Einen noch ernsteren Vorwurf, wobei er sich auf das Zeugniß eines anerkannten Hegelianers beruft („Leibniz und Hegel," von Vera), macht er Hegel daraus, daß er, um jene Elimination des Absoluten in's Werk zu setzen, von Leibnitz die Ordnungen oder Stufen des Unendlichen entlehne; der ganze erste Theil der Logik, der vom reinen Sein handelt, sei nichts, als Leibnitzens Philosophie der Mathematik, seine logica imaginationis, die Hegel aber nicht einmal verstanden habe, indem er erstens die mathematische Deduktion von der Entstehung der Größen auf die Logik und zweitens die verschiedenen Ordnungen der mathematischen unendlichen Größen auf das Absolute übertragen habe.

Die französischen Kritiker lassen, wie wir sehen, unserem großen Hegel gar wenig Originalität. Nicht nur soll er Pascal, Helvetius und Leibnitz ausgestohlen haben, Michelet hat auch aus den Jenenser Heften nachgewiesen, daß Hegel ein Pantheist nach Spinoza ist, und Simon und Vacherot zeigen seine Verwandtschaft mit der Alexandrinischen Schule. — Es herrscht, wie Careil meint, in Hegel's Ideen durchaus nichts Beständiges; sein reicher Geist braucht alle Formen und Färbungen. In Descartes' Philosophie giebt es einen felsenfesten Punkt: dies ist das cogito ergo sum. Einen solchen Punkt giebt es nicht in Hegel's System; dies würde sogar seinem Grundsatze von der Entwickelung der Idee

zuwider laufen. Vor dem Abſoluten giebt es nichts Abſolutes. Diejenigen, welche Hegel erklären wollen, haben gerade darin Unrecht, daß ſie feſtſtehende Punkte ſuchen; es giebt darin nur bewegliche, ambulante Momente.

Vera wies mit großer Freude darauf hin, daß die drei Sphären des Seins, des Weſens und des Begriffs, dieſe drei Theile der Hegel'ſchen Logik, nicht identiſch ſeien, ſondern daß ein logiſcher Fortſchritt von dem Sein zur Idee ſtattfinde.

Der franzöſiſche Kritiker weiſt nun nach, wie die Idee des Fortſchritts durch Hegel weiter entwickelt wird, in der — Philoſophie der Natur! — Magnetismus, Licht, Elektrizität führen ihn auf die Chemie; der chemiſche Prozeß, der letzte Ausdruck des phyſiſchen Fortſchritts, dient ihm als Uebergang von der Phyſik zur organiſchen Entwickelung der Idee in der Natur. Hier werden, um das telluriſche Leben zu erklären, alle Begriffe der Geologie, Phyſiologie, Zoologie, Hiſtologie und Oſteologie aufgenommen, alle Wiſſenſchaften werden geplündert und gebrandſchatzt, um überall daſſelbe Reſultat, den Fortſchritt, zu zeigen. Und als äußerſte Stufe dieſes Fortſchritts erſcheint der Menſch und mit dem Menſchen der Geiſt, das Ende der Natur. Und ſo geht die Entwickelung des Fortſchritts weiter in der Philoſophie des Geiſtes, wie Hegel ſolche in ſeiner Encyklopädie behandelt.

Dieſe Philoſophie erſcheint Foucher de Careil, obgleich er ſie eine „Univerſalgeſchichte à la Boſſuet" nennt, doch als ein erſtaunliches Buch, aus den Gebeinen der primitiven Schöpfung, aus den Rudimenten einer vorſündfluthlichen Ethnologie und Anthropologie konſtruirt, wo ſich der Menſch als ein vollſtändiges Produkt des kosmiſchen, ſideralen und telluriſchen Lebens zeigt, wo die Revolution des Erdkörpers nichts weniger, als die unbewußte Arbeit des noch in den Eingeweiden der Erde hauſenden und ſich ſeine Wohnung bereitenden Menſchengeiſtes bedeutet, wo die Geſchichte aus der Philoſophie und die Philoſophie aus der Geſchichte entſteht, wo die Familie, die Geſellſchaft, der Staat und die Regierung als Bewegung eines ſich ſelbſt bewußten Ganzen dem Leſer vor Augen geführt werden, mit beſtändigem Rückblick auf die Vergangenheit, auf die Geſchichte der Sitten, der Geſetzgebung, der Künſte, der Religionen und der

Philosophien, welche der Verfasser erklärt und in seine Formeln zusammenzuziehen sucht.

Careil geht nun gleich auf Hegel's Philosophie der Geschichte, die Entwickelung des Konkreten, über, ohne weiter darauf Rücksicht zu nehmen, daß diese den Schluß der Philosophie des objektiven Geistes, das dritte Moment in der Idee des Staates, bildet. „Wenn man bedenkt," sagt er, „daß das ganze riesenhafte Gerüst der auf einander gehäuften Wissenschaften auf einer falschen Deduktion von der Kategorie des Werdens beruht, so wird man vom Schwindel befallen, als stände man auf dem schiefen Thurm von Pisa." „Wenn schon die Logik des Fortschritts," meint Careil, „wie sie Hegel formulirt, auf der Identität des Seins und Nichtseins beruhe, d. h. auf einem offenbaren Widerspruch, und auf der logischen Bewegung der Idee, d. h. auf einem ganz widerrechtlichen, in die Logik übertragenen Experimentalbegriff: so sei noch sonderbarer die Art und die Form dieser Entwickelung. Das Beförderungsmittel des Fortschritts sei der Syllogismus, diese veraltete Form der Schule; allerdings der drei-faltige oder drei-einheitliche Syllogismus; aber dies mache die Sache nicht klarer; ja, die Logik des Fortschritts sei, nach Hegel, der Zirkel, und dieses Bild des Fortschritts sei ein außerordentlich schlimmer circulus in demonstrando: danach wäre das ganze Weltall nur ein Syllogismus, der sich in drei verschiedene Fortschritte entwickelt."

Careil meint hier wahrscheinlich Hegel's in sich selbst zurückgehenden Begriff, in welchem das Denken die Identität mit dem Sein behauptet, der aber selber ein Glied der Dreiheit ist, in welche Gott dialektisch zersetzt wird. „Also zwei Bewegungen in seiner Logik:" — schließt er — „die eine, um schnell und kühn vorwärts zu gehen, wird durch einen offenbaren Widerspruch ex terminis erlangt, und das Absurde als Grundlage angenommen; die andere, in sich zurückkehrende Bewegung wird auf ein abstraktes unfruchtbares Gebiet hingelenkt und auf syllogistische Formen zurückgeführt. Es bedarf nicht großen Scharfsinns, um zu sehen, daß darin kein Fortschritt liegt. Der Syllogismus ist eine Figur, welche am Schlusse enthält, was schon in den Vordersätzen lag; die Triade ist der Schule von Alexandrien entlehnt, welche uns um fünfzehn Jahrhunderte zurückbringt. Wo ist da der Fortschritt?"

Indem unſer Kritiker noch einmal auf den Spiritualismus und ſein Gegentheil zurückblickt, auf die beiden ſich kreuzenden Ströme, von denen ihm der eine als die ſpekulative Richtung außerhalb des Chriſtenthums erſcheint, fährt er fort: „Alle, welche mit dem entgegengeſetzten Strom ſchwimmen, ſehen in dem Hegelianismus eine ſeltſame ſophiſtiſche Form des Geiſtes, welche keine Dauer verdient, der ſchöpferiſchen Kraft ermangelt und ebenſo der Form-Schönheit, wie der Wahrheit entbehrt, obgleich Hegel ehrgeizige Beſtrebungen machte, um die Aeſthetik zu erneuen; ſie ſehen, daß ſeine progreſſive Logik und ſeine dreitheilige Metaphyſik keine Prüfung beſteht; daß ſeine ſo ſehr gerühmte Geſchichte der Philoſophie nur ein mittelmäßiger Verſuch, daß ſeine Philoſophie der Geſchichte ein großartiges, aber fehlgeſchlagenes Unternehmen und ſeine Philoſophie der Religion eine Lockſpeiſe für die Menge iſt.“

Die Idee des Fortſchritts bewegt den Franzoſen jedoch zu einem gnädigen Schluſſe: „Das Syſtem iſt zerſtört, aber die Ideen bleiben. Das neunzehnte Jahrhundert gehört jener Doktrin des Fortſchritts an, welche die Philoſophie fälſchte, indem ſie dieſelbe auf Alles und zur Unzeit anwendete; aber die Kritik wird mehr und mehr die Spreu vom Weizen ſondern, die Lehrſätze prüfen und nachweiſen, was des Fortſchritts fähig iſt und was denſelben nicht zuläßt; ſie wird dem Menſchengeiſt zu gleicher Zeit eine Regel und einen Zügel verleihen.“

Dies iſt die Stimme der franzöſiſchen Kritik gegen den Hegelianismus; uns mag dieſes Buch ohne Kategorien kaum wie ein Werk des „reinen Denkens“, kaum wie ein philoſophiſches Werk vorkommen. Es ſind eben die Ideen des „geſunden Menſchenverſtandes“, die hier ohne Formel-Panzer, leicht gekleidet, behend und angriffstüchtig, wie Zuaven und Turkos, ihr Kampfſpiel beſtehen, nicht mit ſteifen Parademarſchbeinen einherſtelzen. Es iſt dies die philoſophiſche Methode, die ſeit Condorcet bis heute in Frankreich in Gebrauch geweſen. Der Kampf gegen die Hegel'ſchen Antinomien und Antitheſen iſt daher für die Franzoſen nicht nur von philoſophiſcher, ſondern auch von ſprachlicher, von kulturgeſchichtlicher Bedeutung.

Dem Weſen nach bietet uns die chriſtlich angeſtrichene methaphyſiſche Schrift nichts anderes, als jene Verhandlung der zweiten ſächſiſchen

Kammer vom Jahre 1843, wobei die deutschen Jahrbücher als Hegel'scher Fetisch dem Auto da Fé überliefert wurden; nur mit dem Unterschiede, daß Foucher de Careil eine tiefere wissenschaftliche Bildung, als die sächsischen Tendenzrichter verräth, und eine schwungreichere, anmuthigere Sprache führt, als Herr v. Wietersheim.

Während der Deutsche von Natur ein „Kerl, der spekulirt" ist und die Philosophie um ihrer selbst willen treibt (wurde doch gerade die Tendenz der Hegel'schen Philosophie von ihren eifrigsten Vertheidigern verleugnet!), so laufen alle Bestrebungen der französischen Philosophen auf eine humane und sociale Renaissance aus. Und so können wir, selbst wenn der französische Kritiker das Hegelthum nicht mit unserer herkömmlichen wissenschaftlichen Prüfung behandelte, doch damit zufrieden sein, daß er die Idee des Fortschritts dem Staats-Philosophen vindizirte, der den Krieg „eine nothwendige Zerstörung und Befreiung" nannte und die wilde Schönheit eines Tamerlan und Dschingiskhan bewunderte; daß er in Hegel's System die Beständigkeit jener Idee anerkennt, die gegenwärtig von den Majoritäten auf das Banner geschrieben wird, aber schon zu allen Zeiten bei Jenen als Devise galt, welche das Erdenglück nicht für ein unverbesserliches Ding halten und die Menschheit nicht in dem Abgrund des Buddha untergehen lassen.

Jedenfalls geht Careil zu weit, wenn er die Phänomenologie eine „Zerstörung der Form" nennt. Klinger war der Meinung, es gäbe keine Philosophie, sondern nur Methoden, zu philosophiren. Und gerade die Hegel'sche Methode wird bei uns bewundert, ihr gerade die Erweckung eines neuen geistigen Lebens zugeschrieben. Sie veranlaßte, mehr als je eine Methode, jenes Herumtummeln mit spekulativen Ideen, welches — wie Georg Forster sagt — „zur Entwickelung der Denkkraft beiträgt, mithin zur Vervollkommnung des Menschen, insofern jede Uebung des Geistes dahin abzweckt". „Aber," — setzt Forster hinzu — „gut ist es doch, daß wir nun endlich diesen Wust in's Reine haben; werfen wir die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter die Bank und halten uns an das für uns reelle Sinnliche." Forster, der Denker und Mann der That, der damals erst Kant's Gestirn aufgehen sah, ahnte nicht, welch' ein Nebelschweif von Idealität sich daran hängen würde,

ebenſo wenig, wie wir wiſſen können, wie viele Irrſterne noch am philoſophiſchen Himmel vorüberziehen werden. Denn dem Verehrer der deutſchen Philoſophie würde nichts abſurder vorkommen, als wenn man verlangte, ein „reiner Denker“ ſollte „umkehren“, ſich den Schlaf aus den Augen wiſchen und ſich die altmodiſche, aber klare Brille des ſeligen Garve auf die Naſe ſetzen.

VIII.

Arthur Schopenhauer vor der franzöſiſchen Kritik.

Arthur Schopenhauer iſt lange Zeit ziemlich unbekannt geweſen. Die „Univerſitätsphiloſophie“, die er verwarf, wollte auch von ihm nichts wiſſen; dreißig Jahre lang kämpfte er, ohne einen Parteigänger zur Seite zu haben, gegen jene Univerſitätsphiloſophie und zugleich, unter dem Oſtracismus des Nichtbeachtetwerdens, gegen eine Verſchwörung, die ihn todtſchweigen wollte. Nur Roſenkranz erwähnt ſeiner in der Kürze in ſeiner „Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie“ und in ſeiner Vorrede zu den von ihm herausgegebenen ſämmtlichen Werken Kant's nennt er Schopenhauer's Werk: „Die Welt als Wille und Vorſtellung“, eine tiefſinnige Schrift. Dies hinderte jedoch nicht, daß Schopenhauer, mit Rückſicht auf einen Aufſatz im „Deutſchen Muſeum“ von 1857, Roſenkranz vorwarf, „der Gallimathias der Hegelei hätte ihm den Kopf verrückt gemacht“. Schopenhauer berief ſich übrigens gern auf Roſenkranz' günſtiges Urtheil über ihn, namentlich da, wo es ihm darauf ankam, unter engliſchen litterariſchen Notabilitäten Gönner zu erwerben. Erſt gegen Ende ſeines Lebens wurde Schopenhauer geleſen. Es war wohl unter der Frankfurter Beamtenwelt und den kaufmänniſchen Stammgäſten des Engliſchen Hofes zu Frankfurt a. M., wo Schopenhauer die erſten Proſelyten machte; täglich legte er zu wiederholten Malen den ziemlich weiten Weg von ſeiner Wohnung, in der Nähe des Ober-Main-

Thores, nach dem Roßmarkt zurück, um sich an splendider Tafel vor aufmerksamen Ohren hören zu lassen. Gutzkow wies im Jahre 1853 in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ auf Schopenhauer's Originalität, aber auch auf seinen Egoismus hin. Allmählich mehrte sich das Publikum des interessanten Selbstdenkers. Die Journalistik (u. a. Kossak's „Montags-Post“) citirte gelegentlich Sentenzen von ihm. Corvin erzählt in seinen „Erinnerungen“, ein junger Kaufmann habe sich in Frankfurt mit der begierigsten Hast nach dem Hause erkundigt, wo der große Mann, der Schopenhauer, gewohnt habe; er selbst, fügt er hinzu, hätte damals nichts von dem großen Manne gewußt, später jedoch, als er die Schriften desselben kennen gelernt, habe er die Verehrung des Commis voyageur wohl begriffen. Gewiß ahnte Corvin dabei nicht, welchen politischen Gegner er in diesem Selbstdenker vor sich hatte! Allein die Menschenverachtung, die Schopenhauer lehrt, hat einen besonderen Reiz für die Märtyrer, welche durch das gedunkelte Fensterchen eines Zellengefängnisses auf die Plattheit, Gemeinheit und Geistesschwäche der Menschen blicken. Ueberdies gewährt Schopenhauer noch einen besonderen Reiz durch seine Belesenheit, sowie durch einen Styl, der frei von scholastischem Ballast, beinahe populär ist.

So ist es denn nicht befremdend, daß auch der Versuch nicht ausblieb, die Moral, welche sich aus Schopenhauer's Philosophie ergiebt, für den Roman zu acclimatisiren. In einem zweibändigen Roman „Sturm und Compaß“ (Berlin, Guttentag) sieht Arthur endlich (am Ende des zweiten Bandes) „den Punkt, wo die angeblich pessimistische Anschauung Schopenhauer's mit dem eigentlichen Gehalt des Christenthums, das die Welt nicht weniger verneint, zusammentrifft“. Juliette, seine Geliebte, ebenfalls von Schopenhauer's Moral durchdrungen, hat die Bedeutung der „Verneinung des Willens“ verstanden und beschließt deshalb, dem Geliebten zu entsagen. Als sie sieht, welche „Fähigkeit der Entsagung“ auch Arthur besitzt, „erbebt sie in nie gefühlter Wonne“. Sie trennen sich: nichtsdestoweniger finden wir sie zwei Jahre später als Ehegatten, und Arthur kommt nun (ganz am Ende) zu der Erkenntniß: „Viel vermag das Schicksal, mehr aber der Wille.“

Noch vor dem Erscheinen dieses Romans hatten nicht nur die Fachgelehrten Cornill („Schopenhauer als Uebergangsformation“) und Weigelt

(in seiner „Geschichte der neuern Philosophie") einen eingehenderen Bezug auf Schopenhauer's System genommen, sondern es erschienen auch mehrere populäre Darstellungen desselben; so „Schopenhauer's philosophisches System" von Rudolf Seydel; „Offenes Sendschreiben über A. Schopenhauer" von David Asher; „Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen" von Bähr. Frauenstädt, der schon 1854 „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" veröffentlicht hatte, brachte „Lichtstrahlen aus Schopenhauer's Werken", und gleichfalls erschien bald darauf auch „Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgang dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre" von Wilhelm Gwinner. Gegen letztere Schrift trat Karl Gutzkow in Nr. 13 und 14 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" von 1862 (3. Folge, 2 Band) polemisch auf. Gutzkow verleugnet dabei nicht ganz den ehemaligen Schildknappen des Franzosenfressers Wolfgang Menzel: er greift Schopenhauer zunächst an, weil derselbe sich beim Ausbruch des Krieges 1813 gefürchtet, zum Kriegsdienst gepreßt zu werden. Gerechtfertigt wäre Gutzkow's Ausfall aber nur, wenn die Gewißheit vorläge, daß Schopenhauer zu Politik und Geschichte schon damals im Leben dieselbe Stellung eingenommen, wie später in seinen Schriften; dies ist jedoch nicht der Fall, und scheint uns daher diese Art der Polemik, wie gesagt, nicht besonders glücklich.

Auch schon die früheren gegen Schopenhauer gerichteten Aufsätze in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" hatten bittere Entgegnungen seitens des Dr. Lindner in Berlin hervorgerufen, und auch den Angriffen, welche Gutzkow gegen Schopenhauer's Biographie richtete, erging es nicht besser. Lindner, ein Schüler Schopenhauer's und einer der Redakteure der Berliner Voß'schen Zeitung, veröffentlichte in den Sonntagsnummern des genannten Blattes eine Reihe von acht Aufsätzen: „Arthur Schopenhauer; von ihm, über ihn;" er verließ dabei die Schranken gemessener wissenschaftlicher Polemik, und vollends gab eine falsch verstandene politische Anspielung, die Gutzkow gemacht, Anlaß zu persönlichen Beleidigungen.

Es konnte nicht fehlen, daß Arthur Schopenhauer auch jenseit des Rheins bekannt wurde. Die Theilnahme der Franzosen an der deutschen Litteratur hat sich seit sechszig Jahren außerordentlich gesteigert; man

glaubt kaum, was unſere Nachbarn alles von und über uns geleſen und geſchrieben haben, ſeitdem Vater Goethe die große Idee einer Weltlitteratur zuerſt anregte und die Huldigungen der Redakteure des Globe empfing. Was ſpeciell Schopenhauer betrifft ſo trat zuerſt Laugel in der „Revue des deux mondes“ (Thl. XXXV) gegen ihn auf; auch Victor Hugo in den „Misérables“ führt im Vorübergehen einen Streich gegen jene düſtere nordiſche Spekulation, „die ſich etwas darauf zu gute thut, zu ſagen: die Pflanze will, anſtatt: die Pflanze wächſt“. Alsdann ließ A. Foucher de Careil, der die Franzoſen bereits mit Leibnitz bekannt gemacht, eine umfaſſende Kritik der Hegel'ſchen und Schopenhauer'ſchen, eigentlich der Conſequenzen der Kant'ſchen Philoſophie bis auf die Jetztzeit erſcheinen; dieſelbe betitelt ſich: „Hegel et Schopenhauer, études sur la philosophie allemande moderne depuis Kant jusqu'à nos jours, par A. Foucher de Careil.“ (Paris, Hachette u. Comp.)

Dieſes Werk iſt, abgeſehen von den ſpäteren Beurtheilungen, welche Schopenhauer in Frankreich erfuhr, für uns in ſo fern der höchſten Beachtung werth, als wir daraus entnehmen, in welcher Weiſe Schopenhauer zuerſt in Frankreich eingeführt wurde, — und zwar von einem Autor, deſſen Darſtellung jenes Syſtems einen Beweis dafür liefert, daß ihm die Philoſophie und Moral des „originellen Selbſtdenkers“ wirklich verſtändlich geweſen iſt.

Foucher de Careil gehört nicht zu jenen Kritikern, wie wir ſie unter den Franzoſen ſo häufig antreffen, die ſich an Descartes halten, Leibnitz als Carteſianer zulaſſen und Kant als Kritiker dulden, alles Uebrige in der deutſchen Litteratur aber bis auf den „Fauſt“ von ſich abweiſen, überhaupt die Germanen nur als eine niedere Raſſe betrachten, die in einem Chaos, in einer Dante'ſchen Hölle umhertaumelt, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen; er gehört nicht zu jenen unausſtehlichen Philoſophen des 18. Jahrhunderts aus der Schule Voltaire's, welcher der Meinung war, die Deutſchen beſäßen zu viele Conſonanten und zu wenig Geiſt. Foucher geſteht vielmehr, daß die deutſche Bildung auch auf Frankreich einen fördernden Einfluß ausgeübt, wie er denn überhaupt kein Bedenken trägt, eine nothwendige geiſtige Solidarität zwiſchen den Völkern anzuerkennen und nachzuweiſen. Namentlich von Kant und der Kant'ſchen Philoſophie ſpricht er mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus.

„Kant," sagt er, „ist der Vater der philosophischen Kritik. Welches Meisterwerk, seine ‚Kritik der reinen Vernunft'! Hat irgend ein Buch eine gleiche Umwälzung im Reiche der Gedanken hervorgebracht? Welcher Meister hat den alten Kant erreicht? Er lehrte uns die Elemente der transscendentalen Philosophie. Jene große Idee, welche Descartes ahnte und die jetzt in der neuern Geschichte waltet, daß nämlich der Mensch die Werkstätte des Gedankens sei, jene große Idee machte er zum Ausgangspunkte seines Systems, ordnete ihr alle übrigen unter, ja er übertrieb sie bis zu den subtilsten Irrthümern."

Mit derselben Anerkennung spricht er auch von Schiller und seinen philosophischen Versuchen, insbesondere von den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen". „Niemals," heißt es hier, „ist in edlerer Sprache versucht worden, die Menschen zu einem höheren Ideal zu erheben. Wer wollte leugnen, daß es Deutschland zu verdanken ist, wenn der Begriff der Kunst und Schönheit die geistige Bildung mehr und mehr durchdrang, wenn der ästhetische Standpunkt erhöht wurde? Die Quelle ergießt sich reichlicher unter die durstigen Völker. Der edle Antrieb zur Kunst und der uneigennützige Kultus der Schönheit gewinnen immer weiteres Feld. Wie die Idee der Kunst, so fand auch die der Wissenschaft immer größere Verbreitung. Die unabhängige Wissenschaft, diese neue Gewalt, welche die Menschen durch ihre Wohlthaten kennen lernten, ist in Deutschland ihrem ganzen Gehalte nach erkannt, ihren wesentlichsten Bedingungen nach bestimmt worden!" . . .

Freilich, wie in allen menschlichen Dingen, ist zu so vielem Licht auch der Schatten nicht ausgeblieben und auch diesen — oder was er dafür hält — legt unser Verfasser freimüthig dar. „Es hieße," sagt er, „den germanischen Stamm schlecht kennen, wollte man glauben, derselbe hielte am gesunden Menschenverstand fest; die Kritik artete in Kriticismus, die Kunstphilosophie in Romantismus und die reine Wissenschaft in jenen abstrakten Idealismus aus, an welchem die moderne Spekulation gescheitert ist. Deutschland muß sich leider selber diese traurige Unmacht zuschreiben. Es hat in seiner spitzfindigen Philosophie jede Spur von Kunst verwischt. Es erforschte die Wissenschaft nach allen Seiten hin, schlug aber dann selber in der Philosophie einen falschen Weg ein. Es konnte nicht anders kommen mit diesem auf die Spitze getriebenen Idealis-

mus, der das einzig wiſſenſchaftliche Gebiet in das abſolute ‚Ich' legte." — Zu dieſen Irrwegen der Philoſophie rechnet er nun auch Schopenhauer und ſein Syſtem; er iſt ihm das Letzte und Aeußerſte, was der denkende Geiſt in ſeinem Abfall von ſich ſelbſt erreicht hat, das hereinbrechende Chaos, in welchem alle Säulen brechen, und der letzte Schimmer der Wahrheit in troſtloſem Dunkel verliſcht. „Hegel," ſagt er, „gab eine ſyſtematiſche Entwicklung jener abſoluten Täuſchung, welche Deutſchland eine kurze Zeit verführte, um alle Kritik, Kunſt und Wiſſenſchaft zu vernichten. Schopenhauer vernichtete Hegel: ſein Buch ſchließt auf Trümmern. Und auf was für Trümmern! auf denen zweier Syſteme, die wohl nicht mit Unrecht als die merkwürdigſten Erzeugniſſe des philoſophiſchen Geiſtes im 19. Jahrhundert angeſehen werden können: Hegel und Schopenhauer, der Geiſt und der Wille, die beiden abſoluten Elemente: der Spekulation und der Moral."

Foucher de Careil ſcheint, aus verſchiedenen Anzeichen zu ſchließen, bei Abfaſſung ſeines Werkes Gwinner's Schrift noch nicht gekannt zu haben; eine Anmerkung am Schluß jedoch verräth, daß ihm dieſelbe wahrſcheinlich kurz vor Beendigung ſeines Buches zu Händen gekommen iſt. Dagegen hat er — und dies iſt jedenfalls von Bedeutung — Schopenhauer perſönlich gekannt; die Schilderung, die er von ihm entwirft, iſt ſogar wohlwollender und minder abſtoßend, als der berühmte „Selbſtdenker" wohl ſonſt beſchrieben wird. Gern möchten wir uns jeden Philoſophen in jener vollendeten, in ſich harmoniſchen Geſtalt vorſtellen, wie uns die griechiſchen Denker geſchildert werden: mit einfacher Geberde, ebenmäßigem Schädel, erhabener Stirn, edler Haltung, groß und ruhig, beſeelt von der erhebenden Wonne göttlicher Gedankenarbeit. Schopenhauer, den wir für unſern Theil allerdings nur aus der Büſte von Eliſabeth Ney kennen, machte nun freilich einen ganz entgegengeſetzten Eindruck. Unter den Bildwerken der Kunſtausſtellung der Königlichen Akademie zu Berlin ſtand dieſe Büſte, wie der Kamtſchadalengott Kutka in einem Jupitertempel. Natürlich iſt dieſe Bemerkung nicht perſönlich maliciös auf den todten Schopenhauer gemünzt; was konnte er dafür, daß er nicht anders ausſah? Gwinner in ſeinem mehrgenannten Werke ſucht die fehlende Liebe in ſeinem Meiſter damit zu entſchuldigen, daß in der elterlichen Ehe „die überwältigende Innigkeit der Gefühle, die wir

Liebe nennen", gefehlt habe; und daraus mag sich denn wohl auch die äußerliche Häßlichkeit des Erzeugten erklären. Wie gesagt: Schopenhauer verschuldete ebenso wenig die Häßlichkeit seines Gesichts, wie die Unförmlichkeit seines Schädels, der jetzt überdies mit Erde bedeckt ist und über kurz oder lang nur noch zu einem Todtengräbermonologe Anlaß geben wird. Es sind vielmehr psychologische, physiognomische und phrenologische Gründe, weshalb wir diese Aeußerlichkeiten hier zur Sprache bringen. Denn eben dieser unförmliche Schopenhauer'sche Kopf ist dem Gwinner'schen Buche in einer Abbildung beigefügt; diese anormalen Dimensionen, unter denen Foucher nur die Ohren verhältnißmäßig findet, werden als das Sinnbild der Denkkraft geschildert; dieser Schädel, der obenan steht in einer beigefügten Maßliste, worin Goethe gar keine, Schiller die vierte und Napoleon die fünfte Stelle einnimmt, wird uns als der „stärkste" aller bekannten Köpfe aufgeführt, und was Allem die Krone aufsetzt: dieser häßliche Kopf konnte von seinen Mitmenschen Folgendes denken, dieser häßliche Mund Folgendes aussprechen: „Die Menschen sind, wie sie aussehen und etwas Schlimmeres kann man von ihnen nicht sagen. Man betrachte nur die Gesichter, an die man nicht gewöhnt ist, und man wird sich oft schämen, ein Mensch zu sein."

Foucher schildert uns, wie gesagt, Schopenhauer's Aeußere anziehend genug. „Als ich," erzählt er, „ihn zum ersten Male, im Jahre 1859, an der Wirthstafel im Englischen Hofe zu Frankfurt am Main sah, war er bereits ein Greis mit blauem, klarem Auge, schmalem, ein wenig spöttischem Munde, den ein feines Lächeln umspielte; die breite, an beiden Seiten von einem weißen Haarbüschel begrenzte Stirn verlieh der geistreichen und spöttischen Physiognomie das Gepräge des Adels und der Auszeichnung. Seine Kleider, das Spitzenjabot, die weiße Halsbinde erinnerten an einen Greis aus der letzten Zeit Ludwig's XV.; seine Manieren waren die eines Mannes aus der feinen Gesellschaft. Da er gewöhnlich verschlossen und von Natur ängstlich, ja mißtrauisch war, so theilte er sich nur seinen Vertrauten oder Durchreisenden mit. Seine Bewegungen waren lebhaft und nahmen in der Unterhaltung eine ungewöhnliche Heftigkeit an; Discussionen und eitle Wortgefechte vermied er, schätzte aber den Reiz einer vertraulichen Unterhaltung um so höher. Er war mit gleicher Fertigkeit vier Sprachen mächtig: des Englischen, des

Französischen, des Deutschen, des Italienischen; Spanisch verstand und sprach er leidlich. Während des Plauderns schmückte der lebhafte Greis den etwas groben Untergrund des Deutschen mit glänzenden lateinischen, griechischen, französischen, englischen und italienischen Arabesken. Das war ein Schwung, ein Scharfsinn und Witz, eine Fülle von Citaten, eine genaue Kenntniß der Einzelheiten, wobei die Stunden schnell verflossen; und zuweilen lauschte der kleine Kreis seiner Vertrauten bis Mitternacht seinen Worten, ohne daß sich der leiseste Anflug von Ermüdung in seinen Zügen gezeigt hätte oder das Feuer seines Blickes auch nur auf einen Augenblick erloschen wäre. Seine klare und deutliche Sprache fesselte die Zuhörer: sie baute auf und zerlegte gleichzeitig; ihr Feuer wurde durch zarte Empfindsamkeit noch erhöht; sie verbreitete sich über alle Arten Gegenstände mit gleicher Kenntniß und Genauigkeit. Ein Deutscher, der viel in Abyssinien gereist war, erstaunte, als er ihn eines Tages über die verschiedenen Arten der Krokodile und über die Lebensweise derselben genaue Auskunft geben hörte, und glaubte einen alten Reisegefährten vor sich zu sehen. — Diejenigen können sich glücklich schätzen, welche diesen letzten Plauderer aus dem Geschlecht des 18. Jahrhunderts noch gehört haben! Er war ein Zeitgenosse von Voltaire und Diderot, von Helvetius und Chamfort; die französischen Moralisten Larochefoucauld, Vauvenargues, Chamfort und Rousseau machten die fleißigste Lektüre, die gewöhnliche Gesellschaft unsers Philosophen aus. In Frankreich vernachlässigt man heutzutage diese Meister der Lebenskunst viel zu sehr, und es ist anziehend, einen Deutschen zu sehen, der sich mit ihren Grundsätzen genährt hat und uns dieselben durch seine Schriften noch verständlicher macht. In letzteren strahlen Larochefoucauld und Chamfort wie der Diamant vom reinsten Wasser, und ihre Gedanken sind bewundernswerth in seinen Styl gefaßt."

Foucher's Schrift über Schopenhauer zerfällt in die Kritik seines Systems und in die seiner Moral.

Was das erstere betrifft, so bekämpft er dasselbe merkwürdigerweise durch den Spiritualismus des Descartes. In der That könnten wir uns darüber wundern, daß die Franzosen, die sich doch genugsam mit der atomistischen Physik und der Ideologie herumgeschlagen, jetzt, nachdem ihre demokratischen Philosophen in der sogenannten positiven Schule ihr Extrem erreicht, uns aus unserm Pantheismus, Materialismus und

Skepticismus einen Vorwurf machen und dem alten Kant, als Erzsünder, alles in die Schuhe schieben wollen. Ja, sogar biderbe Männer, wie Hufeland und Schultz-Schultzenstein, der Bekämpfer der saueren Digestionstheorie, werden von Foucher de Careil wegen ihres Pantheismus denuncirt und neben Schopenhauer gestellt, der die Verneinung des Willens lehrt.

Dennoch ist es, bei näherer Betrachtung, begreiflich, daß der Spiritualismus als Waffe dienen muß; es ist begreiflich, nachdem Benjamin Constant und Royer-Collard die Waffen der Reflexionsphilosophie gegen die materialistische und sensualistische Philosophie bereits erprobt hatten. Waren doch die sogenannten Positivisten schon im entschiedenen Sinne Spiritualisten, ebenso wie Taine und seine Anhänger, nur daß diese Alles, außer deren Thatsachen, leugneten. Um so mehr Grund, auf Descartes, den Vater des Spiritualismus, zurückzugehen, freilich nicht, ohne zugleich der Psychologie Garnier's Zugeständnisse zu machen. „Indem die Philosophie die Erbschaft des Descartes wieder aufnimmt," — heißt es in einer Kritik über ein neueres philosophisches Werk: „Mémoire sur la distinction de la psychologie, par Théodore Jouffroy" — „ist sie durch die Erfahrungen der Vergangenheit vor den Täuschungen des Idealismus geschützt und willens, sich, nach dem Vorbilde ihrer Meister, der schottischen Weisen, den Bedürfnissen und gerechten Anforderungen der gegenwärtigen Zeit zu bequemen; sie stellt es sich zur Aufgabe, einen neuen Spiritualismus auf der Basis der Erfahrung zu gründen."

Dies ist das Glaubensbekenntniß der neuen Spiritualisten, über das wir uns durchaus nicht wundern dürfen. Denn im Grunde hatte der deutsche Idealismus in Frankreich niemals so tiefe Wurzel geschlagen, wie wir uns schmeichelten, und die Herren von der „interrogation méditative de la conscience" unterschieden sich himmelweit von unsern Hegelianern und Hegelingen. Wir wollen es Herrn Foucher de Careil also nicht verargen, wenn er unserm Pantheismus so übel mitspielt. Maine de Biran, Royer-Collard und Cousin, welche zu den bedeutendsten philosophischen Genies Frankreichs zählten, sind ebenso gute Deisten, wie der alte Cartesius. Und dies ist für die Franzosen etwas Wesentliches. Der Deutsche mag eher auf seinen Gott, als auf seinen König verzichten; wir, selbst wenn wir Pantheisten, ja Atheisten sind, bleiben

immer noch gehorsame Unterthanen, gute Familienväter, die sich nebenbei noch der Waisen und noch lieber der Witwen annehmen. Aber wie würde es in Frankreich aussehen, wo schon die socialen und familiären Verhältnisse immer zerrütteter werden, wenn der Deismus vom Thron der Moral gestoßen würde!

Als Schopenhauer erklärte: „Carteſius ist allerdings ein großer Mann, jedoch nur als Bahnbrecher: an seinen sämmtlichen Dogmen hingegen ist kein wahres Wort; und sich heutzutage auf diese als Autorität zu berufen, ist geradezu lächerlich," — da ahnte er nicht, daß der alte Zeus aus der Touraine noch Blitze genug hatte, ihn zu zerschmettern. Von Descartes sagt Voltaire: „Der Philosoph vor allem muß dem öffentlichen Abscheu und der ewigen Verachtung jene Verfolger des Descartes weihen, welche ihn, der allen Scharfsinn aufbot, neue Beweise für das Dasein Gottes aufzufinden, des Atheismus zu zeihen wagten." Und diese Hochachtung vor dem Philosophen der evidenten Wissenschaft müssen wir noch heute empfinden, da sein System, angewandt von einem geistreichen Spiritualisten der neueren Schule, ausreichte, eine Consequenz des Idealismus anzufechten, deren Endresultat die politische Reaction und der Quietismus ist.

„Aller Pantheismus," — sagt Schopenhauer — „muß an den unabweislichen Forderungen der Ethik und nächstdem am Uebel und dem Leiden der Welt zuletzt scheitern. Mit den Pantheisten habe ich nun zwar jenes ἓν καὶ πᾶν gemein, aber nicht das πᾶν θέος; weil ich über die (im weitesten Sinne genommen) Erfahrung nicht hinausgehe und noch weniger mich mit den vorliegenden Datis in Widerspruch setze."

Foucher zeigt nun, daß Schopenhauer zwar von Spinoza bloß die alte Doktrin des ἓν καὶ πᾶν und nicht auch das πᾶν θέος entlehne, daß er zwar den Menschen nicht in jenes herrliche Pantheon stelle, welches das himmlische Licht von oben empfängt, daß aber derselbe Pantheismus und Idealismus, dessen Spitze Hegel einnahm, derselbe, der in Polarisation mit dem Mysticismus steht, dennoch auch auf Schopenhauer seinen Einfluß geübt habe:

„Der von Kant geschaffene Idealismus, von dem er ausging, hat verhängnißvolle Consequenzen, denen auch sein System nicht entgehen konnte. Vergebens kämpft Schopenhauer gegen diese Folgerungen an,

er kann denſelben nicht gänzlich entrinnen. Es liegt etwas Klägliches in dieſem großartigen Kampfe, der einen ſo trübſeligen Ausgang hat. Seine Größe und ſeine Schwäche, ſeine unerſchöpfliche Schwungkraft und ſeine unheilbare Schwermuth, ſeine Mängel und ſein tiefgefühltes Elend, ſeine Anläufe auf die transſcendentale Philoſophie und ſeine Immanenz in dem Grundſatze des ἓν καὶ πᾶν, endlich ſein Pantheismus und ſeine verzweifelten Beſtrebungen, davon loszukommen: dies Alles hängt mit jener unmöglichen Aufgabe zuſammen. Indem er wieder feſten Fuß auf dem Kant'ſchen Syſteme faßte, glaubte er ſich von jener Identitäts-Philoſophie, deren Gefahren er ſich nicht verhehlte, völlig freihalten zu können. Es iſt ihm nicht gelungen. Mag er ſich auch nach Indien flüchten, auch dort verfolgt ihn der Pantheismus. Kant, Plato und Buddha, ſeine philoſophiſche Trinität, vermochten ihn nicht völlig frei zu machen von Fichte, Schelling, Hegel, dieſer ſophiſtiſchen Trinität, die er ſo eifrig vor Deutſchland denuncirte und die ihm dennoch ihr Geſetz, ihre pantheiſtiſche Form, das Gepräge ihrer kühnen Negation aufdrang. Der wiſſenſchaftliche Atheismus des erſteren, der romantiſche Geiſt des andern und der Pantheismus des dritten haben einen nachhaltigen Einfluß auf ihn geübt."

Schopenhauer's Syſtem beſteht weſentlich darin, daß er vom Kant-ſchen kritiſchen Idealismus ausgeht, daß er Baco's Empirismus durch Induction, Locke's pſychologiſchen Senſualismus und Condillac's Combinationen damit verbindet: daraus entſpringt eben ſein Dualismus, daß er, in richtiger Folge ſeines Ausgangspunktes, zum Nihilismus gelangt.

„Bei mir," — ſagt Schopenhauer ſelber — „iſt der Wille, oder das innere Weſen der Welt, keineswegs der Jehovah, vielmehr iſt es gleichſam der gekreuzigte Heiland, oder aber der gekreuzigte Schächer, je nachdem es ſich entſcheidet; demzufolge ſtimmt meine Ethik auch zur chriſtlichen durchweg und bis zu den höchſten Tendenzen dieſer, wie nicht minder zu der des Brahmanismus und Buddhaismus. Spinoza hingegen konnte den Juden nicht los werden; er benannte die Welt Gott, weil Bruno's und Vanini's Scheiterhaufen noch in friſchem Andenken waren; und Carteſius hatte die Natur in Geiſt und Materie ſcharf geſpalten."

Foucher ſucht hauptſächlich nachzuweiſen, daß die Theſen von der Idealität des Raumes und der Zeit, wie ſie Kant in der metaphyſiſchen

Erörterung seiner ersten Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft“ giebt, die Grundlage des deutschen Idealismus geworden sind. Foucher hätte, statt weitläufigerer Beweise, ganz einfach Kant selber anführen können, welcher sagt: „Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntniß müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnisse erweitert würden, gingen unter dieser Voraussetzung zu nichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen: die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntniß richten.“ Schopenhauer sagt in Bezug hierauf: „Die speculative Theologie und die mit ihr zusammenhängende rationale Psychologie empfingen von Kant den Todesstreich.“ In Bezug auf Kant's spätere Aenderung der transscendentalen Dialektik schreibt er an Rosenkranz: „Nun ist es meine feste Ueberzeugung, daß Kant durch jene Aenderung sein Werk verstümmelt, verunstaltet, verdorben hat. Was ihn dazu bewogen hat, war Menschenfurcht, entstanden durch Altersschwäche, welche nicht nur den Kopf angreift, sondern bisweilen auch dem Herzen jene Festigkeit nimmt, die nöthig ist, um die Zeitgenossen mit ihren Meinungen und Absichten nach Verdienst zu verachten, ohne welches nie ein großer Mann wird.“ — Dagegen sagt Foucher mit demselben Bezuge: „Vergebens verstümmelte Kant sein Buch in den spätern Ausgaben; er konnte das auffallende Zeugniß, das er dem subjectiven Idealismus ausgestellt, nicht vernichten.“ Er weist dann fast mit denselben Argumenten, die Cousin bereits gebraucht, auf die Verwirrung, die sich aus Kant's System, auf den Skepticismus in Bezug auf die äußere Welt, die sich aus der Verleugnung aller objectiven Erkenntniß ergiebt.

Schopenhauer erklärt: „Das, worauf die Materie wirkt, ist allemal wieder Materie: ihr ganzes Sein und Wesen besteht also nur in der gesetzmäßigen Veränderung, die ein Theil derselben in andern hervorbringt, ist folglich gänzlich relativ. Wie das Object überhaupt nur für das Subject da ist, als dessen Vorstellung, so ist jede besondere Klasse von Vorstellungen nur für eine ebenso besondere Bestimmung im Subject da. — Man ist berechtigt, zu behaupten, die ganze objective Welt, so grenzenlos im Raum, so unendlich in der Zeit, so unergründlich in der Vollkommenheit, sei eigentlich nur eine gewisse Bewegung der Breimasse im Hirn-

schädel. — Diese Welt, in der wir leben und sind, ist ihrem ganzen Wesen nach Wille und zugleich durch und durch Vorstellung. — Das Ding an sich ist der Wille, sofern er noch nicht objectivirt ist. Dem Willen zum Leben ist das Leben gewiß, selbst beim Anblick des Todes. Wohl sehen wir das Individuum entstehen und vergehen; aber das Individuum ist nur Erscheinung, das Individuum hat für die Natur gar keinen Werth. — In der Sprache der Natur bedeutet Tod Vernichtung. Und daß es mit dem Tode Ernst sei, ließe sich schon daraus abnehmen, daß es mit dem Leben, wie Jeder weiß, kein Spaß ist. — Ein so unendlich kleiner Theil der Welt ich bin, ein ebenso kleiner Theil meines wahren Wesens ist diese meine persönliche Erscheinung."

Auf solche Axiome, die wir natürlich hier, unbeschadet ihrer Bedeutung, nur vereinzelt neben einander gestellt haben, — auf solche Axiome, die allerdings den Kant'schen Idealismus noch durch Sensualismus übertreiben, entgegnet der französische Kritiker:

„Mußte, nach Helvetius und Cabanis, noch auf Locke und Condillac zurückgegangen werden? Mußte man, nachdem man die Erkenntniß zu einer Frucht des Gehirns gemacht, auch noch die Vernunft zu einer bloßen Abstractionsfähigkeit machen? Schopenhauer zerstört das Object der Erfahrung; er setzt die subjective Idee, eine reine Form unserer Vorstellungen, mit dem Object gleich; er identificirt die Idee der Gattung mit der Gattung selbst, ebenso wie er die bloße subjective Erscheinung mit der materiellen und objectiven Seite des Dinges verwechselt. So verwirrt eine mangelhafte Psychologie selbst die ausgezeichneten Geister, und selbst das Genie ist nicht vor den daraus folgenden Irrthümern sicher."

Das, was nach Schopenhauer die Frucht des Gehirns ist, kann natürlicherweise das Gehirn selber nicht überleben. In seiner Ansicht über die Fortdauer stimmt Schopenhauer mit der Richtung der Encyklopädisten, worauf auch Diderot in seinen spätern Schriften hinauskam.

„Indem die Natur," — schreibt er — „ihre unaussprechlich künstlichen Organismen nicht nur der Raubluft des Stärkern, sondern auch dem blindesten Zufall und der Laune jedes Narren und dem Muthwillen jedes Kindes ohne Rückhalt preisgiebt, spricht sie aus, daß die Vernichtung dieser Individuen ihr gleichgültig sei, ihr nicht schade, gar nichts zu bedeuten habe. — Die Annahme, daß die Geburt eines Thieres eine Ent-

ſtehung aus Nichts, und, dem entſprechend, ſein Tod ſeine abſolute Vernichtung ſei, und dies noch mit der Zugabe, daß der Menſch, ebenſo aus Nichts geworden, dennoch eine individuelle, endloſe Fortdauer, und zwar mit Bewußtſein habe, iſt doch wohl etwas, wogegen der geſunde Sinn ſich empören muß. — Als Ding an ſich iſt Jeder der Wille, der in Allen erſcheint, und der Tod hebt die Täuſchung auf, die ſein Bewußtſein von dem der Uebrigen trennt: dies iſt die Fortdauer. — Schon als Naturkraft genommen bleibt die Lebenskraft ganz unberührt von dem Wechſel der Formen und Zuſtände. So weit alſo ließe ſich ſchon die Unvergänglichkeit unſers eigentlichen Weſens ſicher beweiſen. Aber freilich wird dies den Anſprüchen, welche man an Beweiſe unſers Fortbeſtehens nach dem Tode zu machen gewohnt iſt, nicht genügen, noch den Troſt gewähren, den man von ſolchen erwartet. Von der Unzerſtörbarkeit unſers wahren Weſens durch den Tod werden wir ſo lange falſche Begriffe haben, als wir uns nicht entſchließen, ſie zuvörderſt an den Thieren zu ſtudiren, ſondern eine aparte Art derſelben, unter dem prahleriſchen Namen der Unſterblichkeit, uns allein anmaßen. Wer ſein Daſein an die Identität des Bewußtſeins knüpft und daher für dieſes eine endloſe Fortdauer nach dem Tode verlangt, ſollte bedenken, daß er eine ſolche nur um den Preis einer ebenſo endloſen Vergangenheit vor der Geburt erlangen kann. Der Intellect iſt ein ſecundäres Phänomen und durch das Gehirn bedingt, daher mit dieſem anfangend und endend."

Foucher geht dann über auf das Ding an ſich, welches Schopenhauer als gefährliche Waffe braucht. Für dieſen iſt, wie ſchon erwähnt, das Ding an ſich, „der noch nicht objectivirte Wille, ein von der Vorſtellung toto genere Verſchiedenes". Dieſes Ding an ſich, der Wille, iſt nicht bloß in Menſchen und Thieren anzuerkennen, ſondern „es iſt auch die Kraft, welche in der Pflanze treibt und vegetirt, ja die Kraft, durch welche der Kryſtall anſchießt, die, welche den Magnet zum Nordpol wendet".

„Iſt der Intellect," — entgegnet Foucher hierauf — „als ein bloßes Phänomen beſeitigt, ſo bleibt nur die Idee, und dem Pantheismus iſt die Thür geöffnet. Schopenhauer, der dieſe Gefahr zu fürchten ſcheint, greift ſchnell nach der Unterſcheidung zwiſchen dem Phänomen und dem Ding an ſich und führt dieſe gefährliche Waffe mit unglaublicher Kühnheit. Aber vergebens ſucht er dem Pantheismus durch ſeine Theorie vom

Willen zu entfliehen. Denn eigentlich wird dieſer Wille, in welchen er Kant's Ding an ſich verwandelt, ſelber wieder in ſeiner Moral vernichtet, ſodaß der Abgrund des Nihilismus Alles verſchlingt."

Schließen wir die Kritik des Schopenhauer'ſchen Syſtems mit den Worten des franzöſiſchen Autors:

„Schopenhauer iſt gegen ſeinen Willen Dualiſt, und vielleicht hat der Kampf des homo duplex ſich niemals in düſtereren Farben gezeigt. Er iſt Dualiſt in der Pſychologie, indem er ſeine Wiſſenſchaft auf die Unterſcheidung von zweierlei Leben gründet; er iſt es in ſeiner Moral, worin ſich in dem Kampfe zwiſchen Egoismus und Verneinung des Willens eine Art verſteckter Manichäismus kundgiebt; er iſt es in ſeiner Metaphyſik, deren beide unter dem Titel „Die Welt als Wille und Vorſtellung" vereinigte Hauptſtücke eigentlich zwei ganz verſchiedene Welten, ohne Bezug und Verbindung, ſind; er iſt es endlich in ſeiner geſammten Philoſophie, deren Idealismus ihn nicht hindert, in den Gegenſatz zu fallen und eine Verſöhnung zwiſchen Idealismus und Senſualismus oder die noch ſchwierigere zwiſchen Kant und Cabanis zu verſuchen."

Wichtiger als die Polemik gegen Schopenhauer's Syſtem im allgemeinen iſt die Bekämpfung der Moral, die ſich von ſeinem philoſophiſchen Standpunkte ergiebt. Und hierzu hat in Deutſchland Gutzkow den erſten Anfang gemacht. Daß er in ſeinem kurzen Artikel faſt ausſchließlich gegen die Perſon und Lebensſitte Schopenhauer's eifert, geſchieht eben nur, um den Charakter aus dem Leben des Mannes, die Bedeutung ſeiner Schriften aus ſeiner Moral, den Baum nach ſeiner Frucht zu ſchildern; daß er den Philoſophen auf das populäre Terrain herausforderte, geſchah in der nicht abzuleugnenden Gewißheit, daß eine Irrlehre im Stande iſt, die theuerſten Intereſſen der Menſchheit zu bedrohen. Sehr richtig bemerkt Foucher: „Die Philoſophie, mag ſie gut oder ſchlecht ſein, iſt heutzutage ein wenig höher, als die übrige Litteratur, wurzelt aber, wie jene, im Leben des Volkes und iſt nicht von ſeinem Thun zu trennen. Sie durchdringt im Gegentheil die Sitten und läßt auf ihrem Wege überall eine tiefe Spur zurück."

In dieſem Sinne beſchuldigte Gutzkow Schopenhauer als einen perſönlichen Feind unſerer ſittlichen Weltordnung, unſerer allgemeinen Geſellſchaftsempfindung. Letztere betrachtete Gutzkow als das Princip der

Gleichberechtigung, der Mündigkeit, des Fortschritts unter dem Banner der Hoffnung; sie arbeitet an jener großen Aufgabe: das allgemeine und das sociale Glück zu fördern. Die allgemeine Gesellschaftsempfindung bekämpft — und sei es auch nur mit den Waffen des Carteſius — ein System, wie das Schopenhauer'sche, welches dem Menschen das Leben, die freundliche Gewohnheit des Daseins als Jammerthal schildert; welches ihm die Freuden des Familienlebens durch eine „Verschneidung im Geiste" verkümmern will; welches das Vertrauen auf die edlere Seite des Menschengeschlechts, den Glauben an die Erhebung und den Fortschritt, ihr Symbol, raubt. Die Demokratie erklärt als ihren persönlichen Feind den Philosophen „des Willens und der Vorstellung", der die Geschichte als historischen Schindanger, jene Verbesserung im Völkerleben als „Flausen", die Märtyrer der Freiheit als „Revolutionsmacher" betrachten will; der das christliche Evangelium der Humanisten purifizirt, um es auf ein „buddhaistisches Nirvana" zurückzuführen; der dennoch seine Lehre auf das Christenthum basirt, aber dabei das siebente Kapitel Matthäi vergißt; der, ohne die Aufopferung zu kennen, auf die Askesis des Mönchthums hinführt, nicht um die Seele für den Himmel zu retten, sondern „um der Natur einen Strich durch die Rechnung zu machen"; der, endlich „zum Behuf der tiefsten Einkehr in den Grund des eigenen Selbst, unter mentaler Aussprechung des mysteriösen Oum", den crassesten Mysticismus autorisirt, aber nicht beachtet die Lehre des Sanct-Auguſtin: „Liebet und thuet was ihr wollet!"

Gehen wir denn näher darauf ein, wie die Moral Schopenhauer's vor dem Richterstuhl der französischen Kritik erscheint!

Schneidend und treffend scharf ist Schopenhauer gegen die Optimisten, und es macht einen großen Reiz seines Buches aus, daß er die Plato-Leibnitz'sche Lehre von der „besten Welt", die sich überall in ihrer Absurdität breit macht, in der geistreichsten Weise und mit sicherem Erfolge bekämpft. Mit sicherem Erfolge: denn der Optimismus hatte schon von jeher gediegene Gegner unter den Philosophen gefunden. Schon Aristoteles sagt: ἡ φύσις δαιμονία, ἀλλ' οὐ θεῖα (natura daemonia, non divina); Bossuet, Fénélon, Malebranche, neuerdings Bordas Demoulin, haben Leibnitz bereits widerlegt; Voltaire bekämpft die beste Welt des Bolingbroke, Shaftesbury und Pope in seinem „Candide", in seinem Briefe über

das Mißgeſchick von Liſſabon, am beſten in dem erſten Theil ſeiner Fragen über die Encyklopädie. Aber noch wirkſamer, als er, drückt ſich Schopenhauer aus: „Wenn man Jedem die entſetzlichen Schmerzen und Qualen, denen ſein Leben beſtändig offen ſteht, vor die Augen bringen wollte, ſo würde ihn Grauſen ergreifen: und wenn man den verſtockteſten Optimiſten durch die Krankenhospitäler, Lazarethe und chirurgiſchen Marterkammern, durch die Gefängniſſe, Folterkammern und Sklavenſtälle, über Schlachtfelder und Gerichtsſtätten führen, dann alle die finſteren Behauſungen des Elends, wo es ſich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluß ihn in den Hungerthurm des Ugolino blicken laſſen wollte: ſo würde ſicherlich auch er zuletzt einſehen, welcher Art dieſer meilleur des mondes possibles iſt. Dieſe Welt iſt ſo eingerichtet, wie ſie ſein mußte, um mit genauer Noth beſtehen zu können; wäre ſie aber noch ein wenig ſchlechter, ſo könnte ſie ſchon nicht mehr beſtehen. Folglich iſt eine ſchlechtere, da ſie nicht beſtehen könnte, gar nicht möglich, ſie ſelbſt alſo unter den möglichen die ſchlechteſte."

Daran ſchließt ſich dann das Bewußtſein der Lebensmühe: „Unſer Zuſtand iſt ein ſo elender, daß gänzliches Nichtſein ihm entſchieden vorzuziehen wäre. Und dieſer Welt, dieſem Tummelplatz gequälter und geängſtigter Weſen, welche nur dadurch beſtehen, daß eines das andere verzehrt, wo daher jedes reißende Thier das lebende Grab tauſend anderer und ſeine Selbſterhaltung eine Kette von Martertoden iſt, wo ſodann mit der Erkenntniß die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden, wächſt, welche daher im Menſchen ihren höchſten Grad erreicht und einen um ſo höheren, je intelligenter er iſt, — dieſer Welt hat man das Syſtem des Optimismus anpaſſen und ſie uns als die beſte unter den möglichen andemonſtriren wollen! Die Abſurdität iſt ſchreiend. — Die Hauptquelle der ernſtlichſten Uebel, die den Menſchen treffen, iſt der Menſch ſelbſt. Wer dies letztere recht in's Auge faßt, erblickt die Welt als eine Hölle, welche die des Dante dadurch übertrifft, daß Einer der Teufel des Andern ſein muß, wozu denn freilich einer vor dem andern geeignet iſt, vor allem wohl ein Erzteufel, in Geſtalt eines Eroberers auftretend, der einige hunderttauſend Menſchen einander gegenüberſtellt und ihnen zuruft: ‚Leiden und ſterben iſt eure Beſtimmung: jetzt ſchießt mit Flinten und Kanonen auf einander los!' und ſie thuen es."

Deutlicher kann ſich der Peſſimismus nicht ausſprechen. Foucher freilich findet ihn übertrieben. „Schopenhauer," — meint er — „macht eine philoſophiſche Fahne daraus, unter welcher ſich ſeine Anhänger ſammeln ſollen; er iſt Peſſimiſt, Gott, der Geſellſchaft, ſich ſelbſt gegenüber. Der Peſſimismus iſt ſeine Moral."

Was Schopenhauer unter Moral verſteht, haben wir ſchon oben gehört; er ſchöpft ſie aus Kant's „Kritik der reinen Vernunft" und aus deſſen „Anthropologie", ferner aus der Moral des Buddha und aus den heiligen Büchern der Hindus. Daß Kant's Moral, die darin ausgeſprochene Idee der Pflicht insbeſondere, auf die düſteren Pfade der Aſketik führen könne, hat Schiller ſchon geahnt und ausgeſprochen; Schopenhauer hat dieſe Ahnung beſtätigt.

„Wenn man jede primitive Urſache leugnet," — ſagt Foucher — „wenn man die Grundſätze der Moral, die nach Leibnitz angeboren, nach Kant imperativ waren, nichts weiter mehr ſein läßt, als transſcendentale Gemeinplätze, wenn man der Seele die heilige Tugend der Pflicht und die belebende Kraft der Liebe raubt, wenn man zu der Verachtung der Moral noch das Aufhören des Individuums und eine bis zur Verderbtheit getriebene Menſchenverachtung geſellt, dann giebt es keine Metaphyſik der Sitten, keine Ethik, keine Myſtik, die ſolchem Atheismus und Pantheismus Stand halten könnte. Aber die Moral des Chriſtenthums hat nichts gemein mit dieſem orientaliſchen Peſſimismus, von welchem man ſie ableiten will."

Der homo lupus, von dem oben die Rede war, führt Schopenhauer zum Menſchenhaß, zu jenen Maximen: „man müſſe die Menſchen als eine fremde Species anſehen, ein grand soi-même bleiben; man finde nur elende Wichte von beſchränktem Kopf, ſchlechtem Herzen und niedrigem Sinn; jeder Vortreffliche müſſe ſich von dieſen Bipeden iſoliren."

Wenn Foucher behauptet, Schopenhauer fehle die Liebe, ſo meint er wohl jene, welche Schiller „das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung" nennt; aber er beſaß Menſchenhaß, den derſelbe Dichter als „einen verlängerten Selbſtmord" bezeichnet. Er erkannte im Menſchen weder Unſchuld noch Güte, nur die „Dummheit und Bosheit der declairten Schurken", „das Böſe und Hinterliſtige im Reiche der Thaten", und dafür citirt er Lichtenberg, Helvetius und Dr. Johnſon. Und doch ſahen wir andere Männer, die ſo hoch über der gemeinen Menge, wie die

Brahminen über den Sudras ſtanden, die ſich auch in der solitude of kings hielten und dennoch die Menſchen liebten und hochherziger Thaten fähig waren. Wir denken hierbei an den tiefgebeugten Leſſing, der den Mitmenſchen die innigſte Theilnahme zeigte und den hülfsbedürftigen Schriftſtellern monatelang gaſtliches Obdach in ſeinem verwünſchten Schloſſe zu Wolfenbüttel gewährte. Wenn Goethe den Menſchen mit einem gemeinen Hunde verglich, ſo geſchah dies eben nur gelegentlich und war nicht ſo ernſtlich gemeint.

„Indem wir uns gewöhnen," — ruft der franzöſiſche Kritiker dem deutſchen Miſanthropen zu — „die Weſen nur als eitle Schatten, und unſere eigenen Handlungen nur als bloße Erſcheinungen anzuſehen, werden wir ſchrecklich ſkeptiſch gegen die Welt und gleichgültig gegen den Werth der Menſchen."

Die Verachtung der einzelnen Menſchen führt Schopenhauer dann zu einer collectiven Verachtung aller Menſchenwerke und aller Geſchichte:

„Der ſo oft wiederholten Lehre von einer fortſchreitenden Entwickelung der Menſchheit zu immer höherer Vollkommenheit ſtellt ſich die Einſicht entgegen, daß bis zu jedem gegebenen Zeitpunkt bereits eine unendliche Zeit abgelaufen iſt, folglich Alles, was mit der Zeit kommen ſollte, ſchon da ſein müßte. — Die Völker und ihr Leben ſind bloße Abſtraktionen. — Die Thoren räumen der Geſchichte eine Hauptſtelle in ihrer Philoſophie ein und conſtruiren dieſelbe nach einem vorausgeſetzten Weltplane, dem gemäß alles zum Beſten gelenkt wird, welches dann finaliter eintreten ſoll und eine große Herrlichkeit ſein wird. Demnach nehmen ſie die Welt als vollkommen real und ſetzen den Zweck derſelben in das armſelige Erdenglück, welches doch ein hohles, täuſchendes, hinfälliges und trauriges Ding iſt, aus dem weder Conſtitutionen noch Geſetzgebungen, noch Dampfmaſchinen und Telegraphen jemals etwas weſentlich Beſſeres machen können. Beſagte Geſchichtsphiloſophen ſind mithin platte Geſellen und eingefleiſchte Philiſter, zudem auch ſchlechte Chriſten, da der wahre Geiſt und Kern des Chriſtenthums, ebenſo wie des Brahmanismus und Buddhaismus, die Erkenntniß der Nichtigkeit des Erdenglücks iſt."

Wenn Goethe die Völkerſchickſale über der Bewunderung des Vollmondes vergaß, oder die Schlachten der Champagne gering anſchlug gegen einen ſtrahlenden Regenbogen, ſo haben wir dagegen hier einen Philo-

sophen par excellence, der, die Völkerschicksale verachtend, auch den Mond und den Regenbogen, wie die ganze Welt, für eitel „Guckkastenwerk“ erklärt. („Zu sehen sind diese Dinge freilich schön, aber sie zu sein, ist etwas ganz anderes.“) Das Paradoxon: „daß, weil die Zeit von Ewigkeit her, Alles, was möglich ist, schon dagewesen und mithin eine Verbesserung nicht denkbar sei“ — dieses Paradoxon übergeht Foucher ganz. Was bedarf es der Argumente gegen einen Philosophen, dem die Scheiterhaufen des Mittelalters ebenso viel gelten, wie die Lichtstrahlen der Civilisation, das bluttriefende Schwert eines Usurpators so viel, wie eine Locomotive, ein Luftballon oder ein Dampfschiff; dem das Gesetz, dessen Erfüllung die Menschheit mehr und mehr anstrebt, dem alle Erdengröße, alle Thatkraft nichts weiter ist, als „Flauserei platter Gesellen und Eudämonisten“!

Nicht mit Unrecht findet Schopenhauer zwischen den „Völkerheerden“ Asiens und denen Europos weiter keinen Unterschied, als das jene sich wie Heerden leiten, diese hingegen, von ehrgeizigen Führern aufgeregt, sich durch leere und wohlklingende Phrasen, wie allgemeines Stimmrecht, Vervollkommnung, Nationalitätsprincip u. a. irreführen lassen. Er hebt aber auch noch hervor, der Orient hätte noch das Gute, daß er keine Barrikaden kennt. Von selbst versteht es sich auch, daß Schopenhauer die Thoren, welche in den Jahren 1848—49 die Einheit und Macht des deutschen Volkes anstrebten, ebenso verachtet, wie die übrigen eingefleischten Philister, obgleich diese Thoren gerade von der Gefügigkeit der „Völkerheerde“ abwichen. Für ihn aber sind diese alle nur Revolutionsmacher.

Aber noch mehr! Er haßte auch die „platten Gesellen“, die in jener Zeit im Kerker oder auf dem Schlachtfelde umkamen, und wollte ihre Sünden heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied. Daher verfügte er vor seinem im Jahre 1860 erfolgten Tode in seinem Testament, daß sein ganzes Besitzthum den auf den Barrikaden verwundeten preußischen Kriegern und Hinterlassenen der in den Märztagen und in den spätern Kämpfen gebliebenen Soldaten zufallen sollte. Und zwar sollte dies, wie ausdrücklich bemerkt wird, ein „Zeugniß gegen die Revolutionsmacher unserer Tage“ sein.

Nun kann ein alter Junggesell freilich sein Geld und Gut vermachen, wem er will, es wird ihn kein Mirabeau heutzutage darum anfechten;

aber wir fragen, ob Schopenhauer nicht, wie in seinem Leben in Bezug auf Asketik und Quietismus, auch hier noch im Tode seinem eigenen System untreu, ob er nicht selber befangen war in dem „Grundirrthum, daß wir einander gegenseitig Nicht-Ich sind", daß Schopenhauer befangen war im principio individuationis?

„Dem in dem principio individuationis befangenen Blick," — sagt er selbst — „entzieht sich die ewige Gerechtigkeit. Letztere wird nur Der begreifen, der einsieht, daß die Verschiedenheit zwischen Dem, der das Leiden verhängt, und Dem, welcher es dulden muß, nur Phänomen ist und nicht das Ding an sich trifft, welches der in Leiden lebende Wille ist, der hier sich selbst verkennt und die Zähne in sein eigenes Fleisch schlägt. Daher Diejenigen, die nicht erkennen, daß der Quäler und die Gequälten Eins sind und derselbe Wille in den Unterdrückten, wie im Ueberwältiger leidet, auch eine Vergeltung des Bösen fordern. Dieselbe Wahrheit ist auch eine Hauptlehre der Veden und Puranas, die Lehre von der Maja, worunter eben auch nichts anderes verstanden wird, als was Kant die Erscheinung im Gegensatze des Dinges an sich nennt."

Wenn demnach der Wolf identisch ist mit dem Lamm, das er zerreißt, der Sieger mit dem Besiegten, der siegende Royalist mit dem niedergeworfenen Republikaner, dann war Schopenhauer bei seiner lakonischen Testamentsklausel arg in dem Irrthum befangen, den er selbst das „principium individuationis" nennt, dann verhüllte ihm selber der trügerische Majaschleier den Blick.

Das Christenthum erklärt Schopenhauer für ein Product Indiens, das unterwegs in Palästina verderbt worden sei; durch sein pessimistisches Princip ursprünglich dem Heiden- und Judenthum überlegen, sei es allmählich gesunken und bei den Protestanten zum Gegentheil, zum platten Optimismus, ausgeartet. Schopenhauer unterscheidet sich in seiner Verehrung des Brahmanismus und Buddhaismus hierin noch sehr wesentlich von dem buddhaistischen Nirvana Wilhelm von Humboldt's, welches eigentlich nur denkende Ruhe, Sammlung und Erhebung des Geistes war; er ist auch von den intuitiven Nichtsthuern verschieden, die sich, vielleicht in verfehlter Nachahmung jenes Weisen, eine Zeit lang in Berlin schaarten und welche wohl jener Diplomat meinte, wenn er in Berlin zu Faucher de Careil sagte: „Wenn Sie an einem Deutschen kratzen, so kommt ein

Anhänger des Buddha zum Vorschein. Diese Leute glauben alles Ernstes an Seelenwanderung und Metempsychose, und da die Deutschen vom Ganges und die Hindus von der Spree gleicher Wiege entsprossen scheinen, so gründen sie auf diese entfernte Verwandtschaft eine Menge dünkelhafter Anmaßungen, die bei unsern Studirten zum Kastenstolz werden. Die indogermanische Rasse, für deren directe und einzige Abkömmlinge sie sich ausgeben, repräsentirt nach ihrer Meinung die erhabenste Speculation, die höchste Kunst und Poesie." — Schopenhauer führt jenen orientalischen Nihilismus zum Extrem, der in Frankreich durch Barthélemy Saint-Hilaire bekämpft worden ist. Dabei muß der Sündenfall eine Hauptrolle spielen; die Schuld, die wir zu bezahlen haben, ist bei der „Zeugung" contrahirt („einer Handlung," — wie Schopenhauer meint — „deren Alle sich schämen, ja, auf welcher betroffen, sie erschrecken, als wären sie bei einem Verbrechen ertappt worden"); der Mensch ist noch vor seiner persönlichen Erfahrung ein entlassener Sträfling Gottes, ein Erbsünder; unsere Werke können uns nicht rechtfertigen, wobei er Sanct Pauli, Augustini und Luther's fatalistische Lehre von der Prädestination verficht: „die moralischen Tugenden," — heißt es — „sind eben nicht der letzte Zweck, sondern nur eine Stufe zu demselben. Diese Stufe ist im christlichen Mythos bezeichnet durch das Essen vom Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, mit welchem die moralische Verantwortlichkeit zugleich mit der Erbsünde eintritt. Diese selbst ist in Wahrheit die Bejahung des Willens zum Leben; die Verneinung desselben hingegen, infolge aufgegangener besserer Erkenntniß, ist die Erlösung."

Diese bessere Kenntniß aber hängt mit der Entsagung, oder, was dasselbe sein soll, mit der Wiedergeburt zusammen: „Die völlige Verachtung des Erdenglücks ist der Geist und Zweck des Christenthums, der wahre ‚Humor der Sache', nicht aber ist es der Monotheismus. Diese Selbstaufhebung oder Verneinung des Willens nannte die Kirche die Gnadenwirkung; wie sie aber diese noch abhängen läßt von der Aufnahme der Gnade, so ist auch die Wirkung des Quietivs doch zuletzt ein Freiheitsakt des Willens."

Hier sind wir nun bei der vorletzten Station der Schopenhauer'schen Moralphilosophie angelangt: bei dem mit Asketik verbundenen Quietismus und Pietismus, bei der Resignation. Aber diese Resignation ist nicht

diejenige, womit Schiller das „Bewußtsein des Adels der Seele beleben" wollte, nicht diejenige, aus welcher Goethe in den „Wanderjahren" die sittlich anthropologische Weltanschauung entwickelt; es ist vielmehr, mit Schopenhauer's Worten ausgedrückt, „die vorsätzliche und anhaltende Brechung des Willens, die selbstgewählte büßende Lebensart und Selbstkasteiung".

Und dazu nun dient das Cölibat, welches Augustinus lehrt und das, wie Clemens Alexandrinus zeigt, schon aus der Urzeit des Christenthums stammt. Daß diese ewige Keuschheit im Sinne des Christenthums das höchste Verdienst des Menschen sei, beweist Schopenhauer aus dem 19. Kapitel Matthäi und dem 20. Kapitel Lucä, ferner aus allen Schriften der Ketzer seit dem 2. Jahrhundert, „die allerdings in diesem Punkte am weitesten gingen, aber der Wahrheit die Ehre gaben"; er beweist ferner der indischen christlichen und christlichen Mystiker Uebereinstimmung in diesem Punkte aus den Veden, aus Meister Eckhard und Schakia Muni.

Die letzte Station ist dann der Nihilismus, wie es so klar heißt: „Wir bekennen es: was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle Die, welche noch des Willens voll sind, allerdings nichts. Aber auch umgekehrt ist Denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen nichts."

Dies ist des Pudels Kern, und so sehen wir denn den Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" Hand in Hand mit den Mystikern gehen. Dieser Selbstdenker, der aber die Jahrmärkte des menschlichen Wissens besucht hatte und dem akademischen Vollblutshochmuth ausschließlich die Presse vindiciren wollte, dieser sieht sich zuletzt auf die phantastischen Ausgeburten Fludd's, auf die Weisheit des Schusters von Görlitz reduzirt. Der Kant'sche Idealismus vermählt sich mit dem Mönchswesen und dem religiösen Mysticismus des Bruders Eckhart und Tauler's.

Aber war Schopenhauer denn in der That ein überzeugter Aſket, der die Eitelkeit aller Dinge erkannt hat, ausgenommen den Tod? der, nachdem er gegen Welt und Leben gerungen, sich in Ruhe und Quietismus flüchtete?

Nein. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem Gymnosophisten oder Pythagoräer, welcher die gemeinen Tugenden des Lebens verachtete

und ein höheres Seelenleben erſtrebte; zwiſchen einem Montanus, der die Einkehr in das geiſtige Selbſt durch Kaſteiung erzwingen wollte; zwiſchen Antonius, dem Thebaiden; zwiſchen den Anachoreten in den freudeloſen Wüſten Aegyptens; ein großer Unterſchied zwiſchen allen dieſen contemplativ-frommen Cönobiten und Eremiten und dem Philoſophen in Frankfurt, der die Stoiker ſchalt, „weil ſie aßen, tranken und ſich einen guten Tag machten, dabei aber verſicherten, ſie machten ſich den Teufel etwas aus der ganzen Freſſerei", welcher aber ſelber ein ſolcher Spaßvogel von Stoiker war, der an der Tafel des Gaſthofes und des Caſino ſehr lecker ſchmauſte. Dieſer Märtyrer der Wahrheit liegt nicht in leerer Zelle, in abgeſchiedener Freiſtätte der Gefängnißruhe, frei von den Leidenſchaften der Welt — er liegt auf weichem Kanapee und überrechnet ſeine Zinscoupons; dieſer Trappiſt ſtreckt ſich nicht in kalter Winternacht hungernd und frierend auf den ſteinernen Boden der Kloſterkirche hin, um für ſeine Mitmenſchen zu beten, nein, es iſt ein Trappiſt, der ſeine Mitmenſchen als Schurken und Dummköpfe verachtet und deſſen Lippen von edlem Wein träufeln oder an der Bernſteinſpitze des Tſchibuk ſaugen; der mit ängſtlicher Gier ſeinen Mammon häuft und bewacht, den er ebenſo liebt, wie ſein Ich und das Behagen; der die Eitelkeit der Welt predigt und die Schriften der Madame Guion citirt und doch nicht ihre Lehre beachtet (S. „Le moyen court et très-facile de faire oraison", Köln 1699, S. 61.): „Gott ladet uns ſelbſt ein, von allen unſern Sorgen auszuruhen und beklagt ſich durch den Mund des Jeſaias, daß wir der Seele Kraft, Reichthum und Schätze zu tauſend äußerlichen Dingen ausbeuten, da wir doch der Dinge, die wir begehren, ſo wenig genießen können. Wie auch Jeſaias 55, 2. ſagt: ‚Warum zählet ihr Geld dar, da kein Brot iſt, und eure Arbeit, da ihr nicht ſatt von werden könnt? Höret mir doch zu und eſſet das Gute, ſo wird eure Seele in Wolluſt fett werden'", und an einer andern Stelle ſagt ſie: „Alles Eigenthum muß aufhören, weil nichts Gott mehr zuwider iſt, als das Eigenthum, und weil die Bosheit des Menſchen ihre Quelle im Eigenthum hat."

Die ganze Fehlrichtung dieſer Säulenheiligen-Ethik beurtheilt Foucher de Careil proteſtirend folgendermaßen:

„Es giebt zwei Arten von Peſſimismus, einen, der nicht an das abſolut Gute im Menſchen glaubt, aber, trotz allen Täuſchungen, muthig

und liebevoll für seine Besserung thätig ist; einen andern, der häufig nur das Ergebniß vereitelter Bestrebungen und verborgener Unzufriedenheit ist, der, ohne gekämpft zu haben, Alles für verloren erklärt, die Sache der Moral und des Guten aufgiebt und nur im Nichts eine Heilung von unsern Uebeln erkennt. Wenn jene erste Doctrin stark und schön ist, und kraft ihrer Grundsätze die menschliche Gesellschaft, trotz Unmacht und Elend, thätiger und vollkommener, als sie jemals war, gestaltete: so ist dagegen jene andere, die sich aus Indien herleitet, eine gefahrvolle Lehre, welche nur zum aristokratischen Quietismus einiger stolzen und düsteren Geister oder gar zum Atheismus führt. Von der Höhe jener Schädelstätte, die eine Scheide zwischen zwei Geschichtsabschnitten bildet, aber auch zwei erhabene Wahrheiten der Alten und der Neuen Welt vereinigt, kann man den Satz aussprechen: es giebt weder griechischen Optimismus, noch buddhaistischen Pessimismus mehr; das Christenthum hat seit langer Zeit diese beiden Extreme vermählt. Die Wahrheit heißt weder Optimismus noch Pessimismus, weder Hegel noch Schopenhauer. Sie ist eine Versöhnung dieser beiden Lehren: sie entlehnt von Hegel die Idee des Fortschritts, der aber nur durch die Aufopferung des bösen und verderbten Willens, dessen Schäden Schopenhauer enthüllte, erlangt werden kann. Auch sie erklärt die menschliche Gesellschaft für krank, glaubt jedoch an ihre Heilung und zeigt denen, die sie verleumden, was sie gewonnen kraft jener erhabenen Grundsätze, die sie mit gerechtem Stolz der Gesunkenheit Indiens oder Chinas gegenüberstellt. Schopenhauer täuscht sich, wenn er in seinem grausamen Fanatismus die Christen in den Abgrund stürzen will, den die Anhänger des Buddha ausgehöhlt haben. Wenn jene ersten Zeiten des Christenthums dem Kreuze noch so nahe lagen, daß die ersten Bekenner vom Schmerze verwirrt wurden, daß die Lehre sich verdüsterte und einige Asketen in die Wüste flüchteten, so hat doch die Welt allmählich ihr Gleichgewicht wieder erlangt und ein humanes Christenthum den mystischen Wahn verdrängt. Selbst wenn heute, wie Schopenhauer behauptet, die christliche Lehre mehr und mehr in platten Optimismus ausartete, so ist es doch grausamer Spott, ein seltsames Mittel, den religiösen Sinn des 19. Jahrhunderts wieder zu erwecken, wenn man uns La Trappe als einzigen Helfer, als einzige Leuchte in der dunkeln Nacht bezeichnet, wenn man einer unmöglichen Verneinung des Willens den

erhabenen Grundsatz der Moral anheimstellt. Freilich ist die Resignation ein bewundernswerther, geheimnißvoller Grundsatz, den Gott den Heiligen und Märtyrern in die Herzen pflanzte; aber diese christliche Verzichtleistung gründet sich auf die drei Tugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung. Wo findet man dergleichen in Arthur Schopenhauer's Moral? Wenn man freilich unter Resignation die Erstarrung des Fakir oder des Nirvana versteht, die tausendmal schlimmer als die Unempfindlichkeit eines Seneca ist, so wird man vielleicht einige Spuren davon in seinen Schriften finden, die besser nicht darin wären. Denn die Resignation in der Verzweiflung kann nur den Tod der Seele und die Vernichtung des Quietismus bewirken. In solcher Moral kann keine Hingebung ihre Stelle finden, denn die Aufopferung besteht nicht darin, daß man das Wesen der Moral zerstört, in jeder menschlichen Individualität einen Schatten oder bloßen Schein erblickt; die Hingebung geschieht immer von Seele zu Seele, von Person zu Person. Was kümmert uns die Askesis, die meistens nur ein Deckmantel des Stolzes ist? Der Philosoph des Willens kann nicht im Ernste glauben, daß jene indischen Asketen, die er so sehr rühmt, die große Aufgabe des Lebens, wie das Christenthum sie stellt, verstanden haben. Zu einer wahrhaften Aufopferung genügt es nicht, daß man sein physisches Wesen opfert und es mittels Ertödtung oder Kasteiung in das Nichts versenkt. Nein, diese Moral, die sich eigentlich auf einen uralten, unter dem Namen des morgenländischen Pantheismus und Mysticismus erneuerten Atheismus gründet, kann keinen gedeihlichen Boden für reine Tugenden und erhabene Opfer abgeben. Von einem Mysticismus durchdrungen, wobei Buddha und nicht Christus die Seele mit dem Nichts vermählt, weicht sie bis in das pantheistische Indien zurück, um Lebensmuster zu finden, als böte unser Europa uns nicht der Brüder genug zum Lieben, nicht Gelegenheit genug, unsere Tugenden zu üben."

Dies ist Foucher de Careil's Kritik über Arthur Schopenhauer. Er gebraucht dabei, wie gesagt und gezeigt, die Principien der neuern Spiritualisten, noch mehr aber jene bekannten und alltäglichen Wahrheiten, Thatsachen der Erfahrung und des Bewußtseins, die man gewöhnlich mit dem Namen „gesunder Menschenverstand" bezeichnet.

Wir wissen recht gut, daß unsere reinen Denker über diese Kritik so lächeln werden, wie schon der alte Kant über den gesunden Menschenverstand

eines Reid und Oswald und sie selber über den der Cousin und Jouffroy lächelten. „Wo steckt," — werden diese Denker fragen -- „in dieser Kritik die Philosophie, wo die wissenschaftliche Untersuchung, wo sind die Kategorien, wo bleibt die wissenschaftliche Beweisführung? Diese Metaphysik riecht nach dem christlichen Dogma und spricht noch kindisch dreist von Tugend, Fortschritt und Unsterblichkeit, statt die Causalität und das Ding an sich wissenschaftlich zu prüfen."

Wir aber schließen mit den Worten des großen Dichters und Denkers, auf dessen ewige Bahn nicht nur die deutsche Nation, sondern die ganze civilisirte Welt verehrungsvoll den Blick lenkt, mit Schiller's Worten: „Viele unserer denkenden Köpfe haben es sich angelegen sein lassen, den himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen, und diese Energie, diesen edelen Enthusiasmus im kalten, tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgefühle ihrer eigenen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihrem begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen und ihre eigene Beschränkung zum Maßstab ihres Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Klange ihrer Ketten die Freiheit verschreien. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menschheit getrieben und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlecht baute, zuerst seinen eigenen Namen schrieb, Swift selber konnte der menschlichen Natur keine so tiefe Wunde schlagen, wie diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinns und des Genies den Eigennutz ausschmücken und zu einem System veredeln."

IX.

Leſſing's Kritik der franzöſiſchen Tragödie, in Frankreich erörtert.

Die Franzoſen machen ſelber kein Hehl daraus, daß ſie beinahe ſeit fünfzig Jahren Schiller und Goethe nachgeahmt haben, ohne deutſch zu können; daß ſich ihre ganze Kenntniß der deutſchen Litteratur lange Zeit auf zwei bis drei Namen beſchränkte; daß ſie ganz unbekannt ſind mit jenen Anfängen und Anſtrengungen, kraft welcher ſich der deutſche Genius am Ende des vorigen Jahrhunderts von der ſervilen Nachahmung des franzöſiſchen Schriftthums zu befreien und ſowohl Selbſtbewußtſein als Vertrauen auf die Zukunft zu gewinnen ſuchte; daß ſie namentlich den großen Erwecker dieſer Bewegung, den Archäologen, Philoſophen, Kritiker und Dramaturgen, der durch Lehre und Beiſpiel das entſchlummerte Deutſchland erweckte — daß ſie Leſſing bisher faſt gar nicht gekannt haben. Indeſſen waren die Fabeln ſchon 1764 überſetzt. In der Correspondance littéraire de Baron de Grimm et Diderot, Tome III, wird der tiefe Sinn dieſer Fabeln gerühmt. Dem „poëte de Berlin“ wird viel Geiſt, Genie und Erfindung zuerkannt. „Nathan der Weiſe“ wurde in Frankreich drei Mal überſetzt, und zwar im Jahre 1783 mit Cenſurkürzungen, im Jahre 1827 in den „Chefs-d'oeuvre des théâtres étrangers“, endlich im Jahre 1863. Joſeph Chénier ahmte dieſe Dichtung nach, und Barante und Madame Staël empfahlen dieſelbe. „Emilia

Galotti" wurde ebenfalls in den „Théâtres étrangers" übersetzt. „Miß Sara Sampson" erschien in Frankreich 1764, von Trudaine de Montigny übersetzt, wurde aber nur als Manuscript veröffentlicht und kam auf dem Privattheater des Herzogs d' Ayen zu St.-Germain en Laye unter großem Beifall zur Aufführung. Das Stück wurde im Journal étranger besprochen. Ueber die „Dramaturgie" veröffentlichte M. H. Schmidt zuerst eine Studie in der „Revue d'Alsace" von 1862.

Das erste größere Werk, worin Lessing, wie er leibt und lebt, mit seinem Kampfeifer und seiner wunderbaren Thätigkeit, und zwar in geistreicher Weise und mit Kenntniß der deutschen Litteratur dargestellt ist, erschien unter dem Titel: „Lessing et le goût francais en Allemagne, par L. Crouslé." (Paris, A. Durand).

Der französische Autor, welcher die Lebensbeschreibung Lessing's von seinem Bruder Karl Gotthelf, die von Danzel, Guhrauer und Stahr, sowie die Schriften von Gervinus und Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" gründlich studirt hat, bespricht in dem ersten Theil seines Werkes Lessing's Leben und seine Werke.

Er zeigt, welchen Einfluß der französische Geist um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland übte; wie die litterarische Autorität allmählich mit dem politischen Ansehen sank. Er erwägt, welche Empfindungen Deutschland nach dem Aachener Frieden gegen Frankreich gehegt haben könne. Friedrich II. erschien schon vor dem Siebenjährigen Kriege ganz Deutschland als ein Held, und in Preußen spiegelte sich gewissermaßen der Stolz Deutschlands. Die patriotischen Herzen in Deutschland mußten sich sagen, daß der Tag endlich gekommen sei; die preußischen Bataillone erfochten sich militärischen Ruhm; warum sollte Deutschland nun nicht auch seinerseits auf die Herrschaft in der Litteratur hoffen, da doch seit dem 13. Jahrhundert die Italiener, die Spanier, die Engländer, die Franzosen dieselbe nach einander mit ihrem politischen Uebergewicht geführt hatten? Dasselbe Jahr, in welchem die kriegführenden Parteien den Frieden von Aachen unterzeichneten, erschienen die drei ersten Gesänge des großen deutschen Heldengedichts: der deutsche Genius verkündete sich durch Klopstock und die Messiade.

Aber ein großes Hinderniß hielt die Entwickelung der deutschen Originalität auf. Dies war die Vorliebe, welche noch in den höheren

Klaſſen der Geſellſchaft für die franzöſiſche Litteratur beſtand; Deutſchlands Held ſelber hielt es für ſeiner unwürdig, die Sprache der Nation, deren Ruhm er ausmachte, zu kennen und zu ſprechen.

In demſelben Jahre 1748, welches den Aachener Frieden und die Erſcheinung der Meſſiade bezeichnet, verläßt ein armer neunzehnjähriger Student die Univerſität Wittenberg und begiebt ſich nach Berlin. Kühnen und ſcharfen Geiſtes, vertieft er ſich in die drei Hauptwiſſenſchaften, in die Theologie, in die Archäologie und in die Philoſophie, endlich in die Poeſie und die dramatiſche Kritik.

In ſeinem erſten Theile beſpricht Crouslé die verſchiedenen Werke Leſſings. Eine bedeutende Arbeit, wohl geeignet, der franzöſiſchen Nation Hochachtung vor unſerm Heros einzuflößen! Crouslé ſchließt dieſen Theil mit den Worten:

„Heute gilt Leſſing für einen Schriftſteller, auf den Deutſchland am meiſten ſtolz iſt, und zwar mit Recht: denn keiner hat ſo viel zur Befreiung des Gedankens in der Neuzeit beigetragen, und die unbeſchränkte Freiheit der Kritik gehört zu den unbeſtrittenen Vorzügen der deutſchen Nation. Auch häufen ſich ſeit einigen Jahren die Werke über Leſſing; man ſtudirt ihn nach allen Seiten, und faſt immer mit Begeiſterung. Man erſtaunt über ſeinen reichen Inhalt, man findet vielleicht mehr, als er ſelber beſaß; aber jedenfalls hegte ſein Geiſt mehr Kenntniſſe und mehr Ideen, als er zu entwickeln Zeit hatte, und als nöthig ſind, mehrere Menſchen berühmt zu machen. — Die Pietät ſeiner Nation, die ein wenig zu ſpät kommt, ſcheint die verlorene Zeit wieder einholen zu wollen. Es hat ſich ein Comité gebildet, um in Berlin ein Denkmal zum Gedächtniß Leſſing's zu errichten. Zu den eifrigſten Subſcribenten gehört die israelitiſche Gemeinde, welche dem Verfaſſer von ‚Nathan der Weiſe' einen gerechten Tribut der Erkenntlichkeit zollt. Die Segnungen eines Volkes, welches über Europa zerſtreut iſt und durch Leſſing von einer ungerechten Verachtung befreit wurde, bilden für uns einen erwünſchten Schluß für die Geſchichte eines an Kämpfen ſo reichen Lebens."

Im zweiten Theil werden vorzugsweiſe die Werke beſprochen, welche ſich auf das Theater beziehen, und zwar in Rückſicht darauf, daß Leſſing ſelber ſeine Arbeiten für das Theater allen übrigen vorzog, daß er ferner, wenn nicht Hinderniſſe eingetreten wären, ſich ausſchließlich der Bühne

zugewendet hätte, endlich, daß er durch diese Schriften seinem Vaterlande die größten Dienste zu erzeigen glaubte und in ihnen auch die entschiedenen Streiche gegen den französischen Geschmack führte.

Diesen Theil des Werkes behalten wir besonders im Auge, weil er aus den eben angeführten Gründen der wichtigere und außerdem zugleich polemisch gehalten ist und weil er auch einen Gegenstand betrifft, der in den deutschen Werken über Lessing, auch in den Werken von Danzel und Guhrauer (neue Ausgabe, Berlin 1880/81), sowie in Lessing's Leben von Johannes Claasen (1881) und von Heinrich Düntzer (1882) nur obenhin behandelt worden oder gänzlich übergangen ist, nämlich: eine Prüfung der Vorwürfe, welche Lessing den klassischen Dramatikern Frankreichs macht. Auch der Engländer James Sime, dessen Werk über Lessing*) in deutscher Bearbeitung von Adolf Strodtmann erschienen ist, geht nur in Lessing's Sinne auf jene Anschuldigungen ein. In Crouslé's Werke hören wir zum ersten Male den Vertheidiger der angeklagten Partei.

In der Einleitung des zweiten Theils wirft Crouslé einen Blick auf den armseligen Zustand, in welchem sich das deutsche Theater bei Lessing's Auftreten befand. Er hebt hervor, daß nach Devrient's Urtheil die Harlekinade durch Molière's Komödie beseitigt wurde, daß Lessing sich aber gegen diese Wahrheit sträubt, um nur nicht die Ueberlegenheit der französischen Komödie zuzugestehen. Lessing habe die Harlekinade mit archäologischen Argumenten vertheidigt, um der Poesie gegen die Komödie recht zu geben.

Crouslé gesteht ein, daß Gottsched nur das französische Theater gekannt und die Engländer nur für Schüler der Franzosen gehalten, daß er die Regel des Aristoteles nur aus den französischen Kritiken von Aubignac und Corneille, aber nicht aus der Quelle gekannt, daß er, um Musterstücke zu erhalten, Uebersetzungen und Nachahmungen französischer dramatischer Werke veranlaßt habe, und daß auf diese Weise eine Sammlung schlechter Uebersetzungen entstanden sei, welche den größten Theil des Neuber'schen Repertoire ausgemacht habe. „Wie dem aber auch sei, und trotz Lessing," — fügt er hinzu — „wurde dem deutschen Theater durch Gottsched und die muthige Neuber ein wichtiger Dienst geleistet. Ein tiefer

*) Lessing, his life and writings.

Abgrund trennte vordem das Volkstheater von der Bildung der höheren deutschen Gesellschaft. Diese Kluft wurde ausgefüllt. Corneille, Racine, Voltaire, Molière, deren Sprache die Gebildeten bisher nur im französischen Theater vernahmen, konnten nun von deutschen Bühnen gehört werden."

Die deutschen Kritiker bekennen einstimmig, daß Lessing noch Alles zu thun vor sich sah, als er den großen Entschluß faßte, der dramatischen Litteratur seines Vaterlandes einen neuen Aufschwung zu verleihen.

Um dieses Unternehmen näher zu betrachten, wendet sich der Franzose gegen Lessing's Doctrinen.

Suchen wir, ehe wir auf diese negative Kritik eingehen, uns zunächst den Standpunkt des Kritikers klar zu machen!

Lessing lebt für uns Deutsche nur in der Verklärung, als die Vollendung eines messianischen Lebens in der Litteraturgeschichte, als ein litterarischer Moses, der die deutsche Nation aus der französischen Sklaverei erlöste und ihr die Gesetztafeln des Aristoteles und die Orakelsprüche des ursprünglichen poetischen Genius überlieferte. Die Beschreibungen seines Lebens, seit der von seinem Bruder verfaßten bis zu den neuesten, haben sich allmählich von der Darstellung nüchterner Thatsachen bis zur unbegrenzten Panegyrik gesteigert. Bevor man den in Wolfenbüttel zum Tode genörgelten Schriftsteller vom Fach in Marmor und Erz verewigte, mußte ihn das Todtengericht für makellos erklären. Wie in der Neuzeit der alte Arndt zum deutschesten Deutschen und der „olle Blüchert" zum Demokraten gestempelt wurde, so gilt Lessing heute als der Nationallitterat ohne Furcht und Tadel. Er ist nicht nur der große philosophische Geist von unbestechlicher Wahrheitsliebe und Alles umfassendem Scharfsinn, von eisenfestem Charakter und von unbegreiflicher Gewalt über die bis dahin verwahrloste Sprache, der überall auf Wahrheit und die Rechte der Nation drang, sondern er gilt auch als das höchste Muster, dem Inhalte wie dem Vortrage nach, als der höchste Verstand, der scharfsinnigste Kritiker, der die reinste und schönste Sprache, die Sprache Luther's, geschrieben; er ist zu gleicher Zeit der Schöpfer einer neuen Prosa und ein bewundernswerther dramatischer Dichter; er ist der klarste Menschenverstand, voll historischer allumfassender Gelehrsamkeit und der feinsten Entwickelung der Methode. Bei solcher Geltung, welche Lessing jetzt

eingeräumt wird, durfte kein Deutscher es ungestraft wagen, seinen Ruhm anzutasten. Und sollen wir es von Herrn Crouslé, von einem „schnöden Franzosenmund," — wie Ernst Moritz Arndt sagen würde — leiden? Wir können zunächst nicht minder thun, als Herrn Crouslé's Ansichten hören und prüfen. Dabei bleibt von vornherein zu erwägen, daß Lessing für die Franzosen keine messianische legendenhafte Bedeutung hat. Crouslé's Polemik parirt überdies nur Lessing's Angriffe auf das Trauerspiel der Franzosen, welches den glänzendsten Theil ihrer poetischen Litteratur ausmacht, die Aufmerksamkeit aller Nationen auf sich zog und der eigenthümlichen Gefühlsweise, der herrschenden Richtung und dem Charakter der Franzosen entsprach, mithin eine höchst vollkommene und eigenthümliche Nationaldichtungsart war, wenngleich sie nicht für eine andere Nation als Norm und Regel gelten konnte: jene Angriffe, welche voll Verachtung gegen die größten und gefeiertsten Schriftsteller der stolzen Nation und gegen die Werke, welche die Franzosen als Meisterwerke zu betrachten gewöhnt waren, von Lessing geführt wurden.

Der französische Autor bezieht sich zuerst auf die Hamburger „Dramaturgie" als das Hauptwerk von Lessing's dramatischer Kritik.

Lessing suchte den Franzosen gerade aus dem Aristoteles, aus welchem sie die Grundgesetze ihrer klassischen Tragödie geschöpft zu haben meinten, zu beweisen, daß ihre Tragödie keine Tragödie sei.

Der erste Grundsatz des klassischen Theaters ist die Unterscheidung der verschiedenen Gattungen der Dichtung, die Aristoteles genau bezeichnet, und welche die französischen Dramatiker in ängstlicher Obacht hielten. Lessing selber legt großen Werth auf die Unterscheidung der Gattung und definirt dieselbe mit scharfem Geiste; wenn aber ein französischer Kritiker, wie Aubignac, den Euripides tadelt, daß er ein Werk geschrieben, das weder Drama noch Erzählung sei, so fragt Lessing, was an diesem Gattungsunterschied gelegen sei; in didaktischen Schriften sei auf solche Trennung Werth zu legen, aber nicht in den Werken eines Mannes von Genie.

Zu den Regeln, welche für die französische Tragödie von der höchsten Wichtigkeit wurden, gehört ferner die, um welche sich die größten Tragiker am meisten Mühe machten: die Regel von den drei Einheiten.

Es war ein Joch, welches alle Welt den Dichtern auferlegte. Voltaire wagte schüchtern gegen die Strenge dieser Lehre aufzutreten, aber

vergebens; ebenso vergebens zeigte sich Marmontel sehr nachsichtig in Bezug auf die Einheit der Zeit und fast gleichgültig in Bezug auf die Einheit des Orts; das dreifache Gesetz war einmal zu einem poetischen Glaubensbekenntniß geworden.

Lessing verlangte nichts weiter, als eine einfache Handlung auf die wesentlichsten Elemente zurückgeführt, ein von zeitlichen und örtlichen Umständen befreites Ideal der Handlung. Dies bewundert er bei Sophokles, kann es aber weder in „Polyeucte“ noch in „Athalie“ finden. Er behauptet, die Franzosen könnten keinen Geschmack an einer richtigen Einheit der Handlung gewinnen.

Die Franzosen, sagt Lessing ferner, opfern der Einheit der Zeit und des Ortes die Einheit der Handlung und suchen den Zuschauer über die Zeit und den Ort der Handlung dadurch zu täuschen, daß sie dem natürlichen Tage und einem bestimmten Orte eine willkürliche Tageslänge und einen unbestimmten Ort unterschieben.

In diesem zweiten Punkte antwortet ihm Corneille in seiner dritten „Discussion sur les trois unités“ als ein genauer Kenner dessen, was die Praxis des Theaters erfordert: „Der Zuschauer,“ sagt er, „bemerkt diese kleine Täuschung nur mit Hülfe einer boshaften Kritik, deren die wenigsten fähig sind; die Mehrzahl giebt sich mit Wärme der dargestellten Handlung hin. Das Vergnügen, welches sie empfinden, verhindert sie, über die Genauigkeit nachzudenken und sich die Sache zu verleiden.“

Aristoteles definirt die Tragödie als die nachahmende Darstellung einer Handlung, die uns durch handelnde Personen vorgeführt wird und durch Mitleid und Furcht die ethische Reinigung aller mit diesen Affecten zusammengehörigen Leidenschaften zu Wege bringt. Die Franzosen, namentlich Crébillon, hatten diese Definition dadurch gefälscht, daß sie anstatt der Furcht, welche Aristoteles als vorherrschende Empfindung bezeichnet, den Begriff des Schreckens untergeschoben und dadurch der Anwendung des Schrecklichen und Entsetzlichen in der Tragödie Eingang verschafft hatten.

Crouslé giebt zu, daß das Wort terreur nicht den Sinn des griechischen Philosophen ausdrücke, und daß Lessing daher Grund habe, den französischen Kritikern im allgemeinen vorzuwerfen, sie hätten den Sinn der Poetik gefälscht. Aber dieser Vorwurf dürfte nicht Corneille

treffen, den Leſſing vorzugsweiſe zur Zielſcheibe genommen hätte; denn Corneille hätte ſich in ſeiner „Discussion sur la tragédie“ des Ausdrucks crainte (Frucht) bedient, und er hätte ſchon in ſeiner erſten „Discussion“ dargethan, daß er dieſen Ausdruck in dem Sinne des Ariſtoteles verſtanden und aufgefaßt hätte.

Eine andere famoſe Theorie war die von der Reinigung der Leidenſchaften.

„Die Tragödie,“ ſagt Ariſtoteles, „wendet die Furcht und das Mitleid an, um die Leidenſchaften dieſer Gattung zu reinigen.“ Corneille ſuchte dieſe etwas dunkeln Gedanken des Ariſtoteles ſo gut wie möglich zu erklären, verſprach ſich aber davon keinen praktiſchen Nutzen für das Theater. Voltaire, der vor den Alten viel weniger Ehrfurcht hatte, als Corneille, behandelt die Sache viel mehr obenhin, indem er ſagt: „Was die Reinigung der Leidenſchaften anbelangt, ſo weiß ich nicht, wie es mit dieſer Arznei beſchaffen. Ich verſtehe nicht, was Ariſtoteles damit meint, daß die Furcht und das Mitleid purgiren können.“

Leſſing ſucht nachzuweiſen, daß Corneille jene Beſtimmung in der Ariſtoteliſchen Definition ganz materiell aufgefaßt habe: im Sinne der moraliſchen Abſchreckung, wobei das Mitleid mittels der Furcht die Reinigung aller in der Tragödie dargeſtellten Leidenſchaften im Zuſchauer bewirken ſollte.

Corneille — geſteht Crouslé ein — hat alſo nicht verſtanden, in welcher Weiſe die Furcht und das Mitleid die Leidenſchaften derſelben Gattung reinigen ſollen, wie es Ariſtoteles meint.

„Was aber folgt daraus gegen Corneille?“ fährt er fort; „folgt auch daraus, er ſei in der Praxis auf falſcher Fährte geweſen, inſofern er den Sinn eines Satzes, der ſich ſehr zur Controverſe neigt, nicht richtig verſtanden habe? Corneille trennt nicht nur mit großem Erfolg die beiden tragiſchen Motive, welche Ariſtoteles unauflöslich bindet; er fügt auch noch ein neues hinzu: die Bewunderung. Mögen wir noch ſo viel Ehrfurcht vor dem wunderbaren Genius des Ariſtoteles haben, ſo glauben wir doch nicht, daß ſeine Theorie zuverläſſiger ſei, als die Erfahrung. Und wenn Corneille ein neues Motiv aufgefunden hat, ſo bedauern wir nur, daß Ariſtoteles daſſelbe nicht kannte.“

Vor allem iſt zu merken, was in dieſer Beziehung Friedrich von

Schlegel über die französische Tragödie sagt: „Da es im allgemeinen herrschender dramatischer Gebrauch wurde, den lyrischen Bestandtheil aus der Anlage des alten Trauerspiels wegzulassen, so entstand daraus ein großes Mißverhältniß. Fiel der lyrische Bestandtheil weg, so war die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man nun jene Mittel, um den leeren Raum auszufüllen, die auch schon bei den Alten zur Zeit des Verfalls der tragischen Dichtkunst zu gleichem Zweck gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intriguen, welche der Würde und dem Wesen des Trauerspiels ganz zuwider sind, aber man setzte Alles in die Rhetorik der Leidenschaften, wozu in jedem tragischen Stoffe die manichfaltigsten Veranlassungen sich finden. Dies ist nun eigentlich die glänzende Seite des französischen Trauerspiels; darin hat es eine Höhe und fast unvergleichliche Stärke, und dadurch entspricht es so ganz dem Charakter und dem Geiste der Nation, bei welcher die Rhetorik in allen Verhältnissen einen herrschenden Einfluß behauptet hat und auch noch behauptet und welche selbst im Privatleben zu einer solchen Rhetorik der Leidenschaften sich hinreißt. Es ist diese allerdings auch in einem gewissen Maße ein nothwendiges und unentbehrliches Element der dramatischen Darstellung."

„Die Tragödie, wie Corneille sie geschaffen hat," — meint in ähnlichem Sinne Crouslé — „ist ohne Zweifel nicht das Muster des eigentlich Tragischen; aber dem Genie steht es zu, die Typen einer Gattung zu verändern. Die Tragödien des Sophokles sind nach einem andern Ideal verfaßt, als die des Aeschylus oder des Euripides, und die Tragödie bei Corneille ist von einem andern Geiste beseelt, als bei den griechischen Tragikern. Lessing hat allerdings bewiesen, daß er den Text des Aristoteles besser verstand, als Dacier und daß er ihn treuer verdolmetschte, als Corneille, daß er ihn überhaupt besser kannte, als die französischen Kritiker seiner Zeit. Aber wenn es wirklich wahr wäre, daß Corneille und andere Franzosen die Grundsätze des Aristoteles mißverstanden hätten, folgt daraus nothwendigerweise, daß alle Regeln des französischen Theaters falsch seien und daß der menschliche Genius sich für immer auf die Anwendung einer Art von Evangelium beschränken müsse, welches in einigen dunkeln Blättern in den Bruchstücken der Beobachtung eines griechischen Philosophen enthalten sind?"

Der französische Autor untersucht nun, ob Lessing in dem Kampfe gegen die französischen dramatischen Dichter im besondern und gegen ihre Werke glücklicher gewesen sei, als in dem Kampfe gegen ihre Theorie.

„Alle abstrakten und ironischen Urtheile Lessing's," — sagt er — „haben nicht bewiesen, daß Corneille den wahren Zweck der Tragödie verfehlte, weil er zu Thränen rührte, ohne Furcht zu erregen, oder schaudern machte, ohne Mitleid zu wecken, oder den Zuschauer über sich selbst erhob, ohne weder Mitleid noch Furcht hervorzurufen. Er ist zuweilen wenig pathetisch, seine Personen sind oft zu stolz, als daß sie rühren könnten; sie raisoniren zu viel; dies Alles räumen wir ein; aber diese Kritiken sind keine Entdeckungen des Hamburger Dramaturgen."

Zwei Tragödien des Corneille allein kritisirt Lessing im einzelnen. „Das eine, sein Meisterwerk," meint Crouslé — „wird nur obenhin behandelt, das andere, ein Werk zweiter Ordnung, wird als der wahre Maßstab für das Genie des Autors angesehen."

„Polyeucte" wurde in Deutschland mit Verbesserungen des Dichters Cormarsen aufgeführt. Eine Uebersetzung der Frau Link, für das Neuber'sche Repertoire geschrieben, gestattete eine richtigere Idee von dem Werke des Corneille. Dieses Stück erweckte mehrere Nachahmungen, wie unter andern auch die Tragödie des jungen Cronegk „Olinte und Sophronie", welches auf dem Hamburger Theater gegeben wurde.

Nach Lessing's Ansicht besteht der Hauptfehler dieser Gattung Stücke darin, daß man das Wunderbare in die moralische Welt einführt; Crouslé macht dagegen geltend: „Wenn man es billigt, daß beim Sophokles Hercules dem Philoktet in einer Wolke erscheint, um seinen widerspenstigen Freund zu besiegen, so kann man es auch nicht mißbilligen, daß bei Rotrou eine Stimme vom Himmel die Bekehrung des Verfolgers Geneſt bewirkt. Wenn man den Euripides lobt, daß Venus vermittelnd eintritt, um das Herz der Phädra mit einer Leidenschaft zu erfüllen, welche der ganzen Familie des Theseus verderblich wird, so darf man auch Corneille nicht tadeln, daß er die Gnade zu Hülfe nimmt, um Paulinens Seele zu retten. Man muß entweder das christliche Wunder gelten lassen, oder das heidnische Wunder verwerfen."

Crouslé gesteht ein, daß das heidnische Drama in Bezug auf die Anwendung des Wunderbaren einen Vorzug vor dem christlichen Drama

habe. Dort sieht man die übernatürlichen Mächte, welche sich in die Handlung mischen, selber vor Augen. Sie vermehren die Zahl der handelnden Personen. Das christliche Drama dagegen läßt sie nur nach vollbrachten Werken erscheinen; Alles geschieht in der Seele der handelnden Person, und diese sieht sich plötzlich verwandelt, ohne daß man den Grund aus dem Verlaufe der Handlung erkennen kann. Crouslé hält jedoch dies nicht für nöthig, damit der christliche Zuschauer die Handlung verstehe, giebt aber auch zu, daß aus diesem Grunde die christliche Tragödie nur für ein christliches Publikum, ebenso wie griechische Tragödie nur für das griechische Volk geeignet sei.

Nicht wohlwollender als über „Polyeucte“ äußert sich Lessing über „Rodogune“.

Lessing zeigt, daß die Composition von Corneille's „Rodogune“ ein Stück ohne Wahrheit, ohne Natur sei, daß die Motive und Charaktere unmöglich, daß die Verwickelung der Intriguen steif und sinnverwirrend sei; auch die Producte der Einbildungskraft des Dichters seien unwahrscheinlich und daher zwecklos. Er wirft dem Corneille unter anderm vor, daß er eine ehrgeizige Kleopatra einer eifersüchtigen Kleopatra vorgezogen habe, nur in der Absicht, ihr einen heroischen Charakter zu verleihen.

„Letzteres ist nach der Meinung des Kritikers ein Vorwurf,“ sagt Crouslé, „uns scheint es im Gegentheil eher zu einem Lobe berechtigt. Lessing hält diese Auffassung für weniger natürlich: ein solcher Charakter könne sich einmal, vielleicht öfter finden; aber er sei eine Ausnahme. Dies geben wir zu; wenn man aber der Tragödie die Ausnahmscharaktere versagt, was soll dann aus ihr werden? Sind Elektra, Philoktet, Macbeth gewöhnliche Charaktere? Was würde Lessing von der Person der Lady Macbeth sagen? Ich fürchte, er würde sie verurtheilen, wenn er sie bei Corneille vorfände. In unsern Augen ist es kein Laster, wenn eine tragische Person sich über die Natur erhebt.“

Lessing ist der Meinung, daß Corneille in jedem Punkte der Erzählung des Appianus hätte folgen können.

Diesen Plan hält Lessing für einfach, wahrscheinlich und vollkommen geordnet. „Ich bezweifle dies nicht,“ sagt Crouslé, „aber man kann wohl annehmen, daß Corneille dies ebenso gut, wie Lessing eingesehen

habe. Warum hat er ihn nicht gewählt? Ist es nicht ein verwegenes Verfahren, einem Dichter den Plan zu einem Werke vorzuschlagen und ihn darüber zu tadeln, daß er demselben nicht gefolgt sei? Unsere Aufgabe ist es, das zu beurtheilen, was er gethan und was er thun wollte, und nicht, was er nach unserer Meinung hätte thun müssen."

Lessing hat bei seinem Verfahren den Gedanken gehabt: Corneille schreibt diesem Werke den ersten Rang unter allen seinen dramatischen Gedichten zu, und die Franzosen haben dieses Urtheil angenommen; Corneille ist der größte ihrer dramatischen Dichter; nun ist aber dieses Meisterwerk des größten ihrer Dichter nur ein mangelhaftes Machwerk, danach wird man im allgemeinen über Corneille's Tragödie und über das französische Trauerspiel überhaupt urtheilen können. Crousle fragt dagegen: seit wann es für eine ernste Kritik Gebrauch sei, die sämmtlichen Werke eines fruchtbaren und vielseitigen Dichters, ja sogar die Werke einer ganzen Nation nach einem einzigen Beispiel zu beurtheilen? Er leugnet, daß die Franzosen „Rodogune" für das schönste Theaterstück halten; Voltaire hätte dies zwar in dem „Ingénu" ausgesprochen; aber wie sich kaum bezweifeln ließe, habe er seinen Lobspruch nur in der Absicht übertrieben, um seine Kritik beißender zu machen, und dies sei auch wirklich für den ehrlichen fremden Kritiker eine Falle geworden.

Bei dem Nebenbuhler, welchen Voltaire dem Corneille mit so großer Bevorzugung entgegenstellt, verweilt Lessing nicht lange, sondern behandelt ihn in der „Dramaturgie" nur obenhin.

Man könne, meint Crousle, von einem Fremden nicht verlangen, daß er die Schönheiten zu schätzen wisse, welche selbst so viele Franzosen nicht empfinden. Wenn die große Zahl der Franzosen den Werth des Racine nur auf das Wort hin annehme, was solle man dann von den Fremden verlangen? Lessing findet, Racine habe den Styl der Etikette an die Stelle des natürlichen Styls gesetzt; er tadelt jenen vorgeblichen Adel des Styls, welchen Voltaire den Anstand der Tragödie nennt; derselbe ist für ihn nur Schwulst und Declamation.

„Die Tragödie," — entgegnet Crousle darauf — „ist bei Racine das Werk einer feinen und raffinirten Civilisation, ein Werk voller Leben und Leidenschaft in den Augen der glänzenden Gesellschaft, die sich darin geschildert sieht, aber ein kaltes, fast todtes Werk in den Augen eines

Richters, deſſen Geiſt nicht für dieſe Nuancen zugerichtet iſt. Leſſing fühlte recht wohl, daß die Art der Tragödie, welche auf der Höhe der franzöſiſchen Geſellſchaft des 17. Jahrhunderts geſchaffen war, dem deutſchen Volk des 18. Jahrhunderts nicht zuſagen könne. Die Tragödien des Racine, für eine ſtolze, vernünftelnde, religiöſe und kriegeriſche Generation, für die Generation eines Arnaud, eines Descartes, eines Pascal und eines Condé geſchrieben, enthielten ein ſeltſames Element für das Jahrhundert, welches faſt das Gegentheil des vorhergehenden ausmacht. So iſt alſo weder Racine der Mann für Deutſchland, noch Corneille der Mann des Jahrhunderts. Auf dieſen Schluß hätte Leſſing ſich beſchränken müſſen, aber, fern davon, unterfing er ſich, in einer dogmatiſchen Manier zu beweiſen, daß die Franzoſen noch kein Theater beſäßen."

Wenn Leſſing gegen Corneille ſich auf die Urtheile Voltaire's berief, ſo fragen wir, welchen Meinungsgenoſſen er gegen Voltaire aufgefunden habe.

In Bezug auf Voltaire wurde Leſſing's kritiſcher Stachel durch die Verachtung geſchärft, da er ſich einen großen dramatiſchen Dichter nicht ohne den ſittlichen Adel des Charakters denken konnte; deswegen verſpottet er in der „Dramaturgie" vorzugsweiſe die lüſterne Frivolität Voltaire's. Crouslé legt ihm jedoch eine ganz andere Tendenz unter und thut ihm jedenfalls Unrecht.

„Erwarten wir in Bezug auf Voltaire von ihm ebenſo wenig ein Wort des Wohlwollens oder der Billigkeit, wie in Bezug auf Corneille oder Racine," ſagt er. „Voltaire iſt nicht allein ein Franzoſe, welcher die deutſche Bühne beherrſcht, ſondern er iſt auch noch der Mann, deſſen Sekretär Leſſing einſt war, und dem er eine nachhaltig blutende Wunde verſetzte; auf dieſe Weiſe wird alſo der Krieg gegen den dramatiſchen Dichter zu gleicher Zeit ein perſönlicher Krieg; aber," — fügt er hinzu — „es iſt ein kleiner Unterſchied zwiſchen einem Voltaire und einem Klotz oder einem Götze."

Voltaire ſchmeichelte ſich, durch die Einrichtungen, welche die Vorſtellung der „Semiramis" erforderte, eine glücklichere Form der franzöſiſchen Bühne angeregt zu haben. Bekanntlich hatten die Schauſpieler die Sitte, den Zuſchauern Plätze auf der Bühne ſelber zu vermiethen, ſodaß die darſtellenden Perſonen kaum den genügenden Raum, ſich zu

bewegen, hatten. Bei der ersten Vorstellung der „Semiramis“ machte sich die Abgeschmacktheit dieser Sitte im höchsten Grade bemerkbar, und die zweite und die folgenden Vorstellungen fanden auf einer Bühne statt, die von allen müßigen Zuschauern gesäubert war. Lessing, der Voltaire so wenig, wie möglich, einräumen mag, bestreitet auch selbst die Wichtigkeit dieser Form. Mit Recht führt er an, daß Shakespeare's Trauerspiele den größeren Eindruck gerade in derjenigen Zeit ausübten, wo der Scenirung jede Illusion fehlte, aber er vergißt dabei, zu erwägen, daß die Zeit Shakespeare's sich von der Zeit Voltaire's sehr wesentlich unterschied.

Von den Aeußerlichkeiten der Vorstellung geht Lessing zu dem Gespenst des Ninus über. Voltaire bildete sich nicht wenig auf seine Kühnheit ein, daß er dieses Phantom auf der französischen Bühne erscheinen ließ. Lessing raubt ihm diese Freude, und Crousle gesteht ein, daß seine Bemerkungen in der Theorie fein und sinnreich seien und gute Lehren über die Art enthielten, wie man die Todten in der Tragödie erwecken müsse. Indem Lessing das Gespenst des Ninus mit dem im Hamlet vergleicht, zeigt er, daß Voltaire die Gesetze dieser Kunstgattung ebenso wenig gekannt, wie Shakespeare sie glücklich in Anwendung gebracht habe. Er weist nach, wie der Geist des Hamlet nur seinem Sohne und zwar in der Nacht erschienen sei; dagegen der Geist des Ninus sich am hellen Tage und vor einer zahlreichen Versammlung sehen läßt.

Voltaire glaubte überdies die Erscheinung seines Gespenstes durch den übernatürlichen Charakter des Stücks gerechtfertigt, und das Wunderbare dabei erschien ihm als eine glückliche Erfindung, weil es dazu diente, eine moralische Lehre festzustellen.

Lessing dagegen sprach den folgereichen Satz aus: die Poesie habe ihrem Wesen nach direct mit der Moral gar nichts zu schaffen.

Crousle erklärt sich mit diesem Gesetz nicht einverstanden, sondern macht geltend, daß eine Entwickelung, die zugleich eine heilsame Lehre enthalte, ein Verdienst mehr besitze; die größten Meisterwerke der Bühne enthielten, ohne gerade moralische Tendenz zu haben, doch im allgemeinen nützliche Lehren für die Menschheit. Der französische Autor hätte sich in diesem Sinne auf Schiller berufen können, welcher ja auch die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet und im besondern erklärt: „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem

denkenden beſſern Theile des Volkes das Licht der Weisheit herunterſtrömt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat ſich verbreitet; richtigere Begriffe, geläuterte Grundſätze, reinere Gefühle laufen von hier durch alle Adern des Volks."

Im allgemeinen giebt Crouslé dem deutſchen Kritiker Recht, indem er ſagt: „Voltaire hat, mit Einem Wort, ſich nicht auf das Uebernatürliche verſtanden und iſt ein ſchlechter Nachahmer Shakeſpeare's, deſſen kühne Conception er zu erreichen glaubt, wenn er den Charakter deſſelben fälſcht."

In der Beurtheilung der „Zaïre" zeigt ſich Leſſing nicht weniger ſtreng und macht es ſich zur Aufgabe, zu zeigen, daß Voltaire nicht die Liebe zu ſchildern verſtände. „Ich kenne nur Eine Tragödie" — ſchreibt er — „an der die Liebe ſelbſt hat arbeiten helfen, und dies iſt ‚Romeo und Julie' von Shakeſpeare."

„Ohne Zweifel" entgegnet Crouslé — „hält die Art, in welcher die Liebe in der ‚Zaïre' geſchildert iſt, keinen Vergleich mit der aus, wie Shakeſpeare ſie behandelt."

„Voltaire's leichter und ſchneller Pinſel erſcheint ſchwach im Vergleich zu den kräftigen Zügen und dem glühenden Colorit des engliſchen Dichters. Aber kennt man deswegen die Liebe nicht, wenn man Shakeſpeare nicht gleichzukommen vermag? Wir müſſen nachſichtiger ſein, oder wir dürfen in der ganzen Welt nur drei oder vier Meiſterwerke gelten laſſen und von den übrigen uns kein Wort zu ſprechen erlauben. Alle Maler müßten Michel Angelo, alle Bildhauer Phidias, alle Muſiker Mozart ſein. Sind wir übrigens verpflichtet, einen Vergleich zwiſchen Zaïre und Julie zu ziehen? Iſt der Zweck beider Dichter derſelbe? was hat Shakeſpeare's Conception mit der Voltaire's gemein? Zaïre liebt einen Ungläubigen, aber ohne zu vergeſſen, daß ſie eine geborene Chriſtin iſt; zwiſchen ihrer Religion und ihrer Liebe in Widerſtreit, bemüht ſie ſich, bald die eine der andern zu opfern, bald beide mit einander zu verſöhnen. Sie iſt mit ſich ſelbſt im Kampfe; Julie hat keinen Kampf zu beſtehen; bei jener iſt die Leidenſchaft verhältnißvoll, bei der andern iſt ſie dem Willen anheimgeſtellt. Der Geiſt der Franzoſen hat ſich niemals unter das Joch des Verhältniſſes gebeugt, ſondern immer an die Möglichkeit eines Kampfes, ja eines Sieges geglaubt. Seitdem der große

Corneille das Drama wie einen inneren Kampf zwischen der Leidenschaft und dem Willen auffaßte, hat der Geist der französischen Nation sich mit ihm einverstanden erklärt. Voltaire folgte in seiner „Zaïre", vielleicht ohne es zu wissen, diesem Glaubensbekenntnisse der französischen Tradition.

„Diese Art, das Drama aufzufassen, ist gewissermaßen das eigentliche Wesen der französischen Tragödie. Die Helden Shakespeare's kämpfen im Gegentheil gar nicht oder wenig. Bei ihnen ergreift die Leidenschaft, sie möge nun Liebe, Ehrgeiz, Eifersucht, Rachedurst heißen, den Menschen von einer einzigen Seite; er mag in der Handlung schwanken, aber fast niemals empört er sich gegen seine Leidenschaften. Das Drama mag in dieser Weise vielleicht mehr tragisch wirken; unser Theater aber, obgleich weniger tragisch, bietet eine Schönheit, welche nur ihm eigenthümlich ist: nämlich die Schönheit der menschlichen Seele, wie sie sich in ihrer ganzen Größe, d. h. in der Freiheit, kundgiebt. Es ist der Anblick der Mäßigung, an welche sich die Leidenschaft durch die unaufhörliche Ueberwachung des Willens gebunden sieht; es ist die sittliche Würde, die sogar bei innerlichen Qualen gewahrt bleibt; mit einem Worte, es ist der Sieg, den der gebildete Geist über das stürmische Begehren der Natur erringt."

Wie „Semiramis" und „Zaïre" Lessing Gelegenheit gaben, Shakespeare auf Kosten Voltaire's zu rühmen, so giebt ihm „Merope" Gelegenheit, den Euripides zum Nachtheil des französischen Tragikers zu loben.

In den Fabeln des Hyginus findet man eine Erzählung von den Abenteuern der Merope und ihres Sohnes. Der Marquis Scipio Maffei, der Verfasser einer italienischen „Merope", welche der französischen zum Muster diente, hatte die Bemerkung gemacht, daß die meisten Fabeln dieses Compilators nichts weiter seien, als Argumente antiker Trauerspiele. Diese Bemerkung faßt Lessing auf und wendet sie auf die Erzählung der Abenteuer der Merope an. Er erkennt darin die Einfachheit der Fabel einer antiken Tragödie und zweifelt nicht, daß dieselbe das Argument von Euripides' „Kresphontes" sei. Indem er die Fabeln des Hyginus mit der Intrigue in Maffei's „Merope" vergleicht, bemerkt er, als ein umsichtiger und geschmackvoller Kritiker, die Veränderungen, welche der italienische Dichter mit dem muthmaßlichen Plan des Euripides vorgenommen habe. Die ganze tragische Wirkung beschränkt sich bei den beiden modernen Dichtern auf die plötzliche Ent-

hüllung, wodurch Merope und ihr Sohn erfahren, durch welches Band sie vereinigt sind. Es fragt sich, ob dieser Theaterstreich des Aufhebens werth ist. Lessing bestreitet es.

Lessing stimmt mit Diderot über den Unterschied von Ueberraschung und Spannung überein; er nennt die erstere ein armseliges Vergnügen, indem er sagt: „Was braucht der Dichter uns zu überraschen? Er überrasche seine Personen so viel er will; wir werden unser Theil schon davon zu nehmen wissen, wenn wir, was sie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch so lange vorausgesehen haben."

So hat Lessing, wie Crouslé eingesteht, einen Grundsatz aufgestellt, welcher in der dramatischen Dichtkunst von großer Tragweite ist, und sich desselben mit Geschick bedient, um Voltaire's tragisches Theater zu beurtheilen; man dürfe aber nicht vergessen, daß er denselben dem Diderot entlehnt habe.

Es fällt dem französischen Autor ein Umstand auf, welchen auch H. Schmidt, „Revue d'Alsace 1862", hervorhebt: daß nämlich Lessing sich gegen die französischen dramatischen Schriftsteller der zweiten Gattung viel wohlwollender zeigt, als gegen die ersten Größen. Man müsse, meint er, nicht vergessen, daß Lessing bei diesen dramatischen Werken stets die Darstellung im Auge gehabt und gefunden habe, daß mittelmäßige Stücke den Talenten des Schauspielers zuweilen günstiger seien, als die Meisterwerke.

Unter den Werken, welche zur Sprache kommen, wurde der „Comte d'Essex" von Thomas Corneille besonders in Deutschland geschätzt. Lessing vertheidigt dieses Stück gegen Voltaire's Kritik und benutzt die Gelegenheit, das Verhältniß der geschichtlichen Wirklichkeit zur Poesie festzustellen und nachzuweisen, daß die historische Wahrheit für den dramatischen Dichter nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck sei. Er nimmt den jüngern Corneille gegen Voltaire in Schutz, der ihn in Bezug auf Chronologie und Geschichte angreift; er beruft sich auf Aristoteles, daß sich der dramatische Dichter nur so weit um die geschichtliche Wahrheit zu bekümmern habe, als dieselbe einer wohl eingerichteten Fabel ähnlich sei, die seinen Ansichten entspreche. „Findet er diese Schicklichkeit," sagt Lessing, „von ungefähr an einem wahren Falle, so ist ihm der wahre

Fall willkommen; aber die Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht."

Crouslé entgegnet darauf: „Lessing's Theorie scheint, ungeachtet ihres unbestreitbaren Verdienstes, dennoch einen Widerspruch zu gestatten. Er schlägt die Umstände zu gering an, die nicht immer eine Folge der Charaktere sind und welche sogar dazu beitragen können, dieselben der Tragödie gemäß zu gestalten. Ich will nur ein Beispiel in Lessing's Geschmack anführen. Was wäre der Charakter Hamlet's ohne die Umstände, welche, ganz unabhängig von ihm, ihn unter die Gewalt eines Oheims, der seinen Vater mordete, und einer lasterhaften Mutter stellten? Die Natur hatte ihm den Charakter eines gewöhnlichen Menschen verliehen; derjenige aber, den er in der Tragödie zeigt, ist unter dem Einflusse seiner Lage erwachsen. Man wird keine einzige Tagödie anführen können, worin die Handlung nicht sowohl die Wirkung der Charaktere, wie der Umstände ist. Man darf nicht einmal die Umstände der Zeit und des Orts außer Acht lassen; denn diese bringen gerade den Unterschied bei sonst ähnlichen Bedingungen hervor. Die Lage des Hamlet ist beinahe dieselbe, wie die des Orest in den „Choëphoren" des Aeschylus, und dennoch sind die beiden Trauerspiele himmelweit von einander verschieden, obgleich Lessing behauptet, ähnliche Positionen brächten ähnliche Tragödien hervor. Orest tödtet seine Mutter, auf Befehl des Apollo, mit der Axt. Hamlet schont, auf Befehl seines Vaters, seiner Mutter Leben und sie fällt einer poetischen Combination zum Opfer. Weshalb? Weil die Zeiten verschieden sind und die Religion der Griechen den Elternmord gestattete, während ein christliches Publikum denselben seinem Helden nicht erlaubt hätte. Wir halten es daher für nothwendig, daß der Dichter die historischen Charaktere achte; aber ebenso nothwendig ist es, auch die Facta festzuhalten, nicht allein insofern sie sich aus diesen Charakteren ergeben, sondern auch soweit sie dieselben in das Spiel bringen. Und wenn wir jetzt Lessing's Theorie genauer betrachten, das heißt nämlich: eines Theiles ihrer Originalität beraubt, so sehen wir nicht ein, was sie Neues für die Tragödie aufstellt. Corneille sowohl im „Cinna" wie im „Pompée", Racine im „Britannicus" haben es verstanden, die historischen Charaktere zu achten und die Thatsachen ihrem Plane gemäß zu verändern, ohne die historische und logische Wahrscheinlichkeit zu beein-

trächtigen. Es bedurfte also nicht eines solchen Aufwandes für diese Theorie über die Charaktere, welche von deutschen Kritikern zu sehr bewundert wurde. Das 18. Jahrhundert, welches sich von dem Ernst des 17. entfernte, suchte seine Stoffe mehr, als jenes, in der Geschichte, behandelte dieselben aber in romantischer Weise. Es war wohlgethan, daran zu erinnern, daß in einem tiefen Studium der wahren Charaktere viel mehr Belehrung und Interesse zu finden ist, als in gewöhnlichen Schöpfungen, denen jeder bekannte Name mangelt."

Crousle giebt zu, daß es jenem Stück des Thomas Corneille weder an Interesse, noch an einzelnen Schönheiten fehle, das Ganze aber sei falsch, schlecht motivirt und declamatorisch. Lessing lobe es auch nicht um seiner selbst willen, sondern vertheidige es nur gegen Voltaire und namentlich, um sich das Vergnügen zu machen, Voltaire zurechtzuweisen, sobald dieser große Geist sich über einzelne geschichtliche Punkte im Irrthum befände.

Wir finden in unserer deutschen Litteraturgeschichte geltend gemacht, daß Lessing bereitwillig anerkenne, was die französische Nation im Lustspiel und bürgerlichen Drama geleistet habe; er räumt nicht nur Molière einen bedeutenden Platz ein, sondern vertheidigt denselben auch gegen Voltaire's, und das Lustspiel selber gegen Rousseau's Angriffe; auch die späteren französischen Tragödiendichter fänden, trotz ihrer Fehler und Schwächen, seine gerechte Anerkennung.

Crousle, damit nicht zufrieden, äußert im Gegentheil: „Die strengsten Beurtheiler der französischen Tragödie lassen im Allgemeinen unserem komischen Theater Gnade zu Theil werden. Selbst Fremde bewilligen uns bereitwillig die Palme der Komödie. Andere Nationen vermochten große Dichter in dieser Gattung hervorzubringen, aber einen Molière, aber eine seit dem großen Corneille fast ununterbrochene Reihe von Autoren, welche alle Gattungen des Komischen erschöpften, findet man nirgends anders, als in Frankreich. Wie kann man also die französische Komödie mit einem Streich verdammen, wie Lessing die Tragödie verdammte? Dies hat der unerbittliche Kritiker auch nicht versucht. Dennoch findet man in der „Dramaturgie" selten wirklich begründete Lobsprüche, welche das Verdienst der Dichter anerkennen und dem Leser zu gleicher Zeit zur Belehrung dienen. Man muß sich im Gegentheil über die darin

enthaltenen Lobsprüche um so mehr wundern, je weiter man auf der Stufenleiter unserer komischen Dichter hinabsteigt Nur von jenseits des Rheines können wir erfahren, welche Autoren wir an einem St.-Foix und einem l'Affichard besitzen."

Lessing's Urtheil über Destouches findet Crouslé vorzugsweise paradoxal; man könne nur aus Lessing's Munde lernen, meint er, daß dieser sogar dem Molière überlegen sei. „Obgleich es paradox erscheint," fügt er hinzu, „so kann man doch behaupten, daß Lessing wenig Geschmack an Molière findet, weil er der erste komische Dichter ist. Die Reinheit der Gattung hatte keine Geltung für die Zeit, in welcher Lessing schrieb, man hielt sie für veraltet. Molière war trotz seiner Geburt und seines familiären Styls noch ein Dichter nach aristokratischem Geschmack; die Erlebnisse Lessing's und die Meinung, die er überall in seiner „Dramaturgie" ausspricht, lassen uns aus jenem Grunde seine Kälte gegen unseren großen Komiker erklären. Glücklicherweise gibt es Namen, welchen jeder verletzende Kritiker Widerstand leisten könnte: zu diesen gehören Corneille und Molière. Lessing's Mißmuth hat sich ohne Erfolg an solchen Berühmtheiten erschöpft. Er hat sie nicht einmal mit ganzer Kraft angegriffen, und wenn ihm nicht das Mißwollen der nationalen Eifersucht zu Hülfe gekommen wäre, so würde es zweifelhaft sein, ob er seine Landsleute durch seine Argumente überzeugt hätte. Und dennoch trug diese ungerechte und kunstlose, übertriebene und unvollständige Kritik etwas in sich, das besser war, als der Ausdruck und die darin ausgesprochene Gesinnung. Lessing sah, wie weit das classische Theater in Frankreich sich durch eine unkluge Nachahmung der ersten Musterstücke von dem Leben und von der Wahrheit entfernte. Die Ungerechtigkeit des Kritikers besteht nur darin, daß er die Unzulässigkeit der Schüler dem Meister selber zur Last legte. In der Mitte des 18. Jahrhunderts trug die classische Tragödie trotz Voltaire's Reformversuchen schon den Keim des Todes in sich. Lessing bemerkt dies und verlangt eine gründlichere Umgestaltung. Dies ist sein wahres Verdienst, das er jedoch mit Diderot theilt."

Der französische Autor geht nun auf die dogmatische Kritik und namentlich auf die Grundsätze des Aristoteles über, die zum Theil schon oben besprochen worden. Er findet in Lessing eine doppelte Person, in dem Kritiker, wie auch in Lessing, dem Menschen, den er in seiner Lebens-

beſchreibung zur Betrachtung gezogen hat. Der erſtere bindet ſich an den Text des Ariſtoteles, ſtellt Definitionen auf und leitet Regeln ab; der zweite giebt ſehr wenig auf die ganze dogmatiſche Unterweiſung, würde gern dem Genie volle Freiheit geſtatten und verlangt keinen anderen Richter für die Werke eines Dichters, als das Gefühl des Zuhörers.

Crouslé ſchließt dieſen Abſchnitt mit den Worten: „Es liegt nicht in unſerm Zweck, alle Grundſätze herzuzählen, welche der Dramaturg von Hamburg aus der Quelle des Ariſtoteles ſchöpfen konnte, noch auf alle Fragen zu antworten, welche er über die Praxis des Theaters aufgeſtellt hat. Er hat an viele Regeln erinnert, die man nicht ohne Gefahr vergeſſen darf, und viele nützliche Discuſſionen hervorgerufen. Indem er die von Frankreich eingeführten Regeln gering achtete, enthüllte er ſeinen Landsleuten den wahren Ariſtoteles und forderte ſie auf, nur keine anderen, als ſeine Regeln anzuerkennen. In Betreff des Gebrauchs, den die Tragödie von der Geſchichte machen kann, glaubt Leſſing Alles in den Worten geſagt zu haben: ‚Achtet die Charaktere!‘ Nirgends ſagt er: ‚Suchet die Tragödie durch das Studium der Geſchichte zu erneuern!‘ Er iſt alſo nicht, wenigſtens nicht direkt, der Erwecker der hiſtoriſchen Tragödie. Er legt ſehr wenig Gewicht auf die Lokalfärbung, ein beſonderes aber auf die richtige Zeichnung menſchlicher Charaktere. Treu die Zeiten zu ſchildern, iſt das Werk des Geſchichtsſchreibers; das Drama iſt nach dem Ausdruck des Ariſtoteles noch philoſophiſcher, als die Geſchichte. Als ein Feind der Träumerei, der langen Reden und der pomphaften Sprache, eingenommen von der Handlung, von dem Pathetiſchen und Natürlichen, hat er nichts ausgeſprochen, was den Schwulſt und die hohlen Diſſertationen der neueren deutſchen Schule beſchönigen könnte. Noch weiter iſt er davon entfernt durch ſeine Anhänglichkeit an die Regeln, deren Verfall er noch am Ende der „Dramaturgie“ beklagt. So endigt alſo dieſes Werk, welches zur Befreiung des deutſchen Geiſtes unternommen wurde, mit einer bitteren Klage über die Fortſchritte der Willkür. Und dieſe Klage folgt unmittelbar auf den Satz, in welchem Leſſing ſich ſo hart über das franzöſiſche Theater ausſpricht! Er hatte eine mittlere Grenze geſucht zwiſchen der knechtiſchen Befolgung der franzöſiſchen Regeln und der Mißachtung aller Regeln. Zwiſchen dieſen

beiden Extremen war Deutschland getheilt. Er fand sich allein in der Stellung, die er gewählt hatte."

Es ist ohne Frage in dieser Art der Rehabilitation des französischen Theaters viel Scharfsinn und viel Wahrheit enthalten. Für die Franzosen, für die sie zunächst unternommen, hat sie volle Gültigkeit, für uns eine eingeschränktere, aber dennoch wichtige. Wir müssen unserem Altmeister der Kritik ein wenig von seiner Unfehlbarkeit absprechen, um der glänzendsten Seite der französischen Litteratur gerecht zu werden.

Lessing mochte sich selber eingestehen, daß er in seiner Kritik des französischen Theaters nur aus Nationalitätsrücksichten überaus streng verfuhr und die Vorzüge desselben ableugnete; nicht aus beschränktem Nationalitätsgefühl, sondern aus Nothwehr, aus Zorn über die Versunkenheit und Götzendienerei der deutschen Litteratur, die vor dem französischen Hochmuth im Staube kroch. Seinem Freunde Gleim gibt er den Rath: „Selbst vor Voltaire müssen Sie thun, als ob Sie weiter nichts, als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das soll wenigstens meine Rolle sein." An einer anderen Stelle erklärt er, daß er „selbst im Scherz mit keinem Franzosen etwas gemein haben wolle". In diesem Sinne hat er die dummen Streiche der französischen litterarischen Koryphäen vorzugsweise im Auge behalten. Lessing würde heutzutage aus derselben Tendenz, aber mit größerem Rechte, nicht mehr die französischen Classiker angreifen, sondern die jüngsten französischen Komödienschreiber, welche sich auf unserem Hoftheater eingebürgert haben und die sittlichen Verhältnisse der Ehe zu einer lächerlichen Hahnreiwirthschaft verkehren.

Trotz der Unfehlbarkeit, die ihm die heutigen Deutschen zuschreiben, haben seine größten Lobredner auch einige Schwächen seinerseits einräumen müssen. Stahr gesteht ein, daß Lessing beim Niederreißen der hemmenden Schranke, wodurch er die deutsche Tragödie zu befreien suchte, mitunter ungerecht in den Kämpfen gegen die französische Litteratur verfuhr; Götzinger gibt zu, daß viele kritische Behauptungen Lessing's für unsere Zeit nicht mehr maßgebend sein können, daß seine Methode nicht Jedem zu empfehlen sei, und es überhaupt nicht am Platze sein würde, sie überall anzuwenden. Eine solche Unfehlbarkeit wäre auch, abgesehen davon, daß er dem vorigen Jahrhundert angehört, schon seines Berufs

wegen nicht denkbar. Er gab, wie Crouslé richtig bemerkt, faſt das einzige Beiſpiel in ſeiner Zeit, daß man der Litteratur allein ſeine Thätigkeit zuwenden könne, eine Laufbahn, welche ihm viele Täuſchungen und Schmerzen verurſachte. Ja, durch ſein Beiſpiel hat er den Stand eines Litteraten vom Fach zu Ehren gebracht, aber er konnte auch nicht von den Mängeln eines ſolchen Berufs frei bleiben; er mußte unter der Ruthe der Periodicität arbeiten und auf der Raſirmeſſerſchärfe des Augenblicks tanzen; er arbeitete faſt immer fragmentariſch, ohne wiſſenſchaftliche Durchführung, und konnte daher nicht durchweg konſequent ſein. Gerade ſeine Unterſuchungen über das Drama ſchrieb er in der ſchwerſten Zeit der Noth und des Unmuths, von 1757—58; auch die „Dramaturgie“ iſt nicht — wie Stahr meint — aus einem Guſſe und Geiſte hervorgegangen, ſondern, wie Crouslé richtig urtheilt, ohne Syſtem und voll ephemerer Ideen, wie ſie durch die Vorſtellungen des Hamburger Theaters geweckt wurden.

Die Lehren des Ariſtoteles, die ihm unumſtößlich ſcheinen, ſind für unſere Aeſthetik ohne Geltung und haben — wie Stahr mit Recht äußert — nur noch ein geſchichtliches Intereſſe. Mit dieſem Bekenntniß treten wir einen weiten Schritt zu Crouslé hinüber.

Auf die Autorität des Ariſtoteles geſtützt, führt Leſſing die Hauptſchläge gegen Voltaire und Corneille, eben weil letzterer der Schöpfer und das Muſter der claſſiſchen Tragödie Frankreichs, und beide die begabteſten Vertreter der franzöſiſchen Autorität ſind. Aber er ignorirt, daß Corneille im „Cinna“ und „Pompée“, Racine im „Britannicus“ ſeine Theorie über die hiſtoriſchen Charaktere bereits verwirklicht hatten, daß Corneille in ſeiner „Discussion sur les trois unités“ die Autorität des Ariſtoteles ſelber vertheidigt, ſeine Grundſätze über die Einheit der Handlung rectificirt, und in der zweiten „Discussion sur la tragédie“ niemals den Ausdruck Schrecken (terreur), ſondern die Bezeichnung „crainte“ gebraucht und im Sinne der Poetik des Ariſtoteles zur Geltung brachte. So führte er damit keinen ſo tödtlichen Schlag gegen das franzöſiſche Theater, wie man uns einredet, da dieſe Theorie den Franzoſen ſelber nicht unbekannt war; ja auch den Deutſchen ſagte er nichts durchaus Neues, indem viele der franzöſiſchen Diskuſſionen von Gottſched überſetzt worden waren. Diderot, den er mit Loyalität citirt, hatte vor

ihm die französische Tragödie angegriffen und Voltaire hatte in dem „Commentaire“ fast dasselbe über die Reform des Theaters gesagt, was Lessing sagte.

Obgleich er an die Auffassung des Schreckens mit so großer Wichtigkeit und so bedeutendem Erfolg anknüpft, widerspricht er sich, indem er dem Geschmack der Engländer den Vorzug giebt, mit den Worten: „Das Große, das Schreckliche, das Melancholische wirkt besser auf uns, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; die zu große Einfalt ermüdet mehr, als die zu große Verwickelung.“ Ja, die Duplicität, welcher ihn Crousls zeiht, ist nicht abzuleugnen, wenn man erwägt, daß er an vielen Orten dem französischen Dichter in harter Weise vorwirft, er habe die Regel vernachlässigt und zu gleicher Zeit einen Vorbehalt zu Gunsten des Genies macht; daß er Shakespeare zwar nicht immer nennt, ihn aber immer dabei im Sinne hat. Da er wohl fühlt, daß die Streiche, die er für die Franzosen bestimmt, auch den englischen Tragiker mittreffen, so will er für den letzteren den Vorzug des Genies in Anspruch nehmen. Denn im Grunde haben, mit Schiller zu sprechen, „die vergrößerten Finnen und Leberflecke unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Witzes“ mehr zur Verderbniß des Geschmacks beigetragen, als die französischen Stelzengänger, und es ist fraglich, ob französischer oder englischer Ungeschmack bei Weiße's „Richard III.“, welcher Lessing als Sündenbock dienen mußte, wirksam gewesen ist.

Gegen Lessing's herbe Beurtheilung kann es nichts Wohlthuenderes und Wahreres geben, als die oben angeführte Art, wie Schlegel sich über das französische Trauerspiel ausläßt. Schiller schreibt nicht Lessing, sondern Goethe das Verdienst zu, „die Schleichhändler des Geschmacks über den Rhein zurückgejagt zu haben“, und auch Goethe sah sich behufs der künstlerischen Idealisirung endlich gezwungen, die französische Tragödie wieder aufzunehmen.

Für uns hatten Lessing's Streiche gegen die französische Tragödie nur eine temporäre Geltung zum Behuf unserer nationalen Litteraturentwickelung; für die Franzosen keine andere, als die einer tödtlichen Beleidigung. Daß unter dieser stolzen Nation nicht schon früher ein Kämpe für ihren großen Sachim-Corneille und Boas-Voltaire in die Schranken trat, ist zu verwundern, und nur aus jener eingangs erwähnten,

von den Franzosen selbst zugestandenen Unkenntniß mit unserer Litteratur aus der Schlußzeit des vorigen Jahrhunderts einigermaßen erklärlich.

Crouslé kommt spät, aber er kommt. Da seine Schrift ein Merkzeichen dafür ist, daß jene Unkenntniß ihr Ende erreicht hat, so wird sie uns werth. Die darin enthaltene Refutation gründet sich auf die nationalen Unterschiede, die immer bestehen werden und welche die Franzosen ebensowohl für ihr Theater geltend machen können, wie Lessing sie gegen dasselbe brauchte; sie gründet sich nicht auf Nationalitätsdünkel, jene Völkerkinderkrankheit, von der wir heute noch freier sein sollten, als Lessing es war. Crouslé's Buch läßt sich daher sine ira lesen und würdigen. Es ist nicht wie Lewis' Goethebiographie die Beurtheilung unseres größten Schriftstellers seitens eines Ausländers, der sich nur theilweise Verständniß der Werke desselben angeeignet und dazu nicht einmal die nationalen Vorurtheile des Engländers abgelegt hat; es ist vielmehr eine auf logische Kritik basirte Abwehr gegen die tendenziösen Angriffe, welche Lessing gegen die glänzendste Seite der französischen Nationallitteratur geführt hat.

Lessing bedient sich gegen Corneille häufig der Persiflage und gegen Racine immer ironischer Ephitheta. Crouslé's Polemik ist weder in dem französischen lärmend schwatzhaften, noch im deutschen Büttelton, sondern in der gemessensten Weise gehalten. Er erkennt Lessing's Größe zu wiederholten Malen an und schließt noch seinen polemischen Theil mit den Worten:

„Um Lessing's Genie billig zu schätzen, muß man das Gemeinsame seiner Ideen, seiner Gefühle und Zwecke in Betracht ziehen. Er ist ein Mann des 18. Jahrhunderts, ein scharfer Geist, niemals träumerisch, durchaus nicht enthusiastisch; ein Feind von allem Mysticismus; mit einem Worte, die personificirte Kritik. Er ist ein Philosoph in der Religion, in der Politik, überall. Niemals war ein Mensch, wie er, mehr für Wahrheit, Gerechtigkeit und Fortschritt begeistert. Ueberall erschüttert er in kühner Weise die bestehenden Grundsätze, aber er beruft sich nie, wie die französischen Philosophen, auf den Staat, um die alten Einrichtungen zu stürzen. Durch die Discussion allein sucht er über das Vergangene zu siegen; dem Charakter seiner Nation getreu, sucht er eine Revolution in den Geistern früher, als in den Thaten zu bewerkstelligen.

Im Uebrigen nimmt er durch ſeinen litterariſchen Geſchmack eine Ausnahmeſtellung in Deutſchland ein. Er iſt darauf entbrannt, den deutſchen Geiſt zu befreien, aber er möchte ihn gewiſſermaßen in eine antike Form gießen; ja, er möchte ihn ſogar dem franzöſiſchen Geiſte ähnlich geſtalten, und nur unſere Fehler daraus verbannen. In gewiſſem Sinne hegt er eine Antipathie gegen Klopſtock und Goethe, und dennoch erweckt er die deutſche Originalität. Aber er iſt erſtaunt und verwirrt, als dieſe Originalität nicht ſeinem Ideal entſpricht. So ſieht er ſich in ſeinem Vaterlande iſolirt und ſtirbt verzweifelt, inmitten ſeines Sieges. Leſſing iſt überdies ein Schriftſteller, der ſich mehr durch ſeine geiſtige Richtung, als durch ſeine Lehrſätze auszeichnet, der größer iſt durch die Bewegung, welche er hervorrief, als durch den Ausdruck ſeiner Gedanken. Er wirkte eigentlich nur ſchöpferiſch in der Kritik, aber wenige Menſchen haben wie er die übrigen gezwungen, ihre Meinung einer Prüfung zu unterwerfen."

X.

Sturm und Drang.

Sturm und Drang! — dieſe Deviſe bezeichnet bekanntlich eine deutſche Litteratur-Periode, die Zeit vom Anfange der ſiebenziger bis in die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, eine revolutionäre Zeit, in welcher die deutſche Litteratur ein ungeſtümes Weſen annahm, weil ſie einen ſchnelleren Pulsſchlag, ein leidenſchaftlicheres Herz und einen helleren Kopf bekommen hatte. Sturm! Drang! dieſe Ausdrücke finden ſich von den verſchiedenſten Litteraten jener Zeit angewandt: die Kraftgenies am Rhein und Main gebrauchten ſie, auch Wagner, Bürger, Jean Paul, Müller, Meißner, Spieß, Vulpius, die „Halliſche Litteraturzeitung" und auch Lichtenberg in ironiſchem Sinne. Götzinger („Die deutſche Litteratur", S. 531) erklärt, daß die Ausdrücke „Stürme der Empfindung", „Drang des Genies" und dergl. überhaupt in jener Zeit durch Herder, Lavater und Goethe (Wanderers Sturmlied) in der Litteratur in Umlauf gebracht worden. Die Spötter Lichtenberg, Nicolai, Muſäus u. A. hätten dieſe Schlagwörter zum Hohn gebraucht. Daß der Name der Periode nach Klinger's Schauſpiele gebildet worden, — meint er — ſei nicht bewieſen. Klinger hätte wahrſcheinlich den Titel gewählt, weil die Bezeichnung ſchon vorhanden war. — G. v. Loeper (Anmerkung zu „Dichtung und Wahrheit", 3. T., S. 404) führt an, die Herzogin Amalie von Weimar habe jene litterariſche Rich-

tung nach dem Klinger'schen Schauspiele getauft; er giebt aber keine Beweisstellen an. — Wie Oskar Erdmann in seiner Broschüre „Ueber Klinger's dramatische Dichtungen" erklärt, so ist der Titel als Bezeichnung der ganzen Zeitrichtung erst nach dem Erscheinen von Klinger's Schauspiele vorgekommen und zwar in Wagner's „Briefe, die Seyler'sche Theatergesellschaft betreffend", und in Lichtenberg's satyrischen Alexandrinern (vorgeblich von einem Freunde) im Gött. Mag. 1783, S. 598 und ff. Uebrigens — weist Erdmann nach — hatte Klinger jedes der beiden Worte mehrfach seinen Helden in früheren Stücken als eine Bezeichnung unbefriedigten Strebens in den Mund gelegt; so in dem „leidenden Weibe", in der „neuen Arria" u. a. Der Titel des Drama's stamme von Kaufmann. Hierbei bezieht er sich (ebenso wie Loeper in der Anmerk. 67 im 4. Thl. von Dichtung und Wahrheit) auf einen Brief Klinger's an Goethe, vom 26. Mai 1814 (durch Morgenstern abgedruckt in den Verhandlungen der 8. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Darmstadt, October 1846). In diesem Briefe erzählt Klinger, Kaufmann hätte seinem 1776 in Weimar verfaßten Schauspiel den Titel „Sturm und Drang" mit Gewalt aufgedrungen.

Immerhin bleibt Friedrich Maximilian von Klinger der eigentliche Vertreter jener Litteratur-Periode.

Jene Periode liegt uns jetzt so fern, daß wir sie und ihre Bedeutung beinahe vergessen haben, ebenso wie die Meisten Klinger's Dichtungen kaum dem Namen nach kennen. Und doch sollten wir uns nicht mit Tautologien herumtragen. Wir dürfen jene einflußreiche Periode nicht vergessen, nicht ignoriren, denn sie hatte für die deutsche Litteratur beinahe dieselbe Bedeutung, wie die französische Revolution für die Politik; sie war eine geistige Revolution und behauptet ihr Recht noch heute, indem sie Schiller's „Räuber" und Goethe's „Götz von Berlichingen" auf unseren Schaubühnen fortleben läßt. Aus diesem Grunde erklären sich die neueren litteraturgeschichtlichen Werke, welche unsere Blicke auf jene Epoche zurücklenken: die Monographien von Erich Schmidt, Jena, 1875; K. Schwartz, Albertine von Grün und ihre Freunde, Leipzig 1872; Seuffert, Maler Müller, Berlin 1877. Daran schließt sich das Werk von Oskar Erdmann: Ueber F. M. Klinger's dramatische Dichtungen (Königsberg, E. Th. Nürnberger).

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche über jene ganze Epoche und ihren wichtigsten Vertreter absprechend urtheilten. Man wollte die ganze Situation nicht berücksichtigen und hielt sich an isolirte, hervorragende Kraftstellen, um die Wunderlichkeit der Richtung darzulegen. In Friedrich Schulz' Almanach der Belletristen für's Jahr 1782 heißt es: „Klinger, einer unserer Kraftmänner, die die Natur darstellen, wie sie ist; keine Regeln kennen, als die eine unbändige Phantasie ihnen eingiebt; Leute in aller Welt Augen auf's grausamste morden, Nasen und Ohren abschneiden lassen — Klinger wird nun doch überzeugt sein, daß das nicht Natur schildern heißt, wenn man einen Misthaufen mit allem Zubehör so natürlich und zum Greifen darstellend schildert, daß Magen und Nase genug hat? wird uns doch nicht mehr für so dumm halten, daß wir jugendliche, erhitzte, unbezäumte Phantasie, Ungezogenheit, tolles Springen und Geberden für Genie halten sollen?" Lichtenberg (im Parakletor, 210) schreibt über ihn: „Selbst draußen in Boötien stand ein Shakespeare auf, der wie Nebukadnezar Gras statt Frankfurter Milchbrot aß und durch Prunkschnitzer sogar die Sprache originell machte." Auch Wieland gerieth in komischen Zorn gegen die „übermüthigen Rotten und laufichten Gelbschnäbel, die mit Shakespeares Geist so gemein thuen und sich das Ansehen geben, als ob sie mit ihm Blindekuh zu spielen gewohnt wären"; er selber verschmähte es aber nicht, das angeschürte Feuer der „Tölpel" für sich auszunützen. Goethe dagegen hebt an Klinger's Produktionen die glückliche Beobachtung der menschlichen Mannigfaltigkeit hervor. „In seinen Produktionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannigfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben." Eschenburg erklärt (Allg. deutsche Bibl., Nachtrag zu II.), daß Klingers Schauspiel „Sturm und Drang" in den meisten Scenen glücklich angelegte, geschickt benutzte und gut ausgeführte Situationen enthalte. Huber rühmt in dem Drama „Damokles" die feine platonische Führung des Dialogs, die schöne Einigkeit und Harmonie zwischen Manier und Stoff, das idealische Kostüm, die schaffende Phantasie, die meisterhafte Feinheit der Charakterzeichnung

(Jen. Lit. Ztg. 1791. I. 330). Unter den neueren Litteraturhiſtorikern finden wir noch bei Götzinger (die deutſche Litteratur) das abſprechendſte Urtheil über die Sturm- und Drangzeit. Gervinus und auch R. Prutz äußern ſich vorherrſchend tadelnd, im Ganzen nach einſeitiger Auffaſſung über Klinger. Dagegen gebührt Oskar Erdmann das Verdienſt, die Klingerſche Litteratur-Periode mit großer Kenntniß und Unparteilichkeit behandelt und ſomit ein neues Intereſſe dafür erweckt zu haben; mit Recht legt er einen beſonderen Nachdruck auf den ſpäteren gereiften Abſchluß in Klinger's geiſtigem Leben und auf den Nachweis, daß jene ſtürmiſche Bewegung im Reiche der Geiſter, wie ſie ſich namentlich in Klinger's Jugendwerken offenbart, in engſtem Zuſammenhange ſtand mit einer ſocialen Umwälzung; daß ſie, wie auch die Litteraturgeſchichte anerkennen muß, eine große Wirkung nicht nur auf die Maſſe des Publikums ſondern auch auf die hervorragenden Zeitgenoſſen ausübte.

In jenen Produktionen ſpricht ſich vor Allem eine enge Verbindung zwiſchen Wildheit der Leidenſchaften und weicher Empfänglichkeit für zarte Gefühlsregungen aus. Dieſer Grundzug der deutſchen Sturm- und Drangperiode findet einen bezeichnenden Ausdruck in den „Zwillingen", wo Klinger den Grimaldi ſagen läßt: „O, der ſchwarzen Melancholie und der traurigen Phantaſie, die mich zerarbeitet! Ich ſchwitze und ſchrumpfe zuſammen! Sieh, ich bin ein zuſammengeſchrumpfter Wurm, der ſich kaum aufwenden kann, ſo haben ihn die Menſchen in Koth geſtampft, wohin er ſich wendete. Und das Alles iſt ſo ſcharf durch meinen ſonſt emporſtrebenden Geiſt gefahren, hat ſo unedel alle großen Triebe verſchlungen und das Feuer verkältet, daß mit mir nichts anzufangen iſt. O, Guelfo, es war eine blühende Zeit — ich kann jetzt nichts, als mein Herz nach und nach aufreiben und haſſen mich und Alles. Für mich iſt Natur und Leben todt, weil man mir den Sinn dafür unfreundlich tödtete. Wie das nun Alles liegt, Jugend und Vermögen! Ich ſenke meine Arme, ſenke mein Haupt — gefallen bin ich, der raſche Grimaldi. Ich ſchwirre nun in Trauergedanken, fühle mich vergehen, fühle mich gerne vergehen. Denn was iſt das Leben, wenn Einem das genommen iſt, was Leben giebt! Ja, es kam einſtens ein Sonnenblick! War das Erquickung für mein Herz, als mir die Lichtgeſtalt erſchien! Ich hatte ein Liedchen, das ich damals oft ſang."

Das Hervortretende in Klinger's litterarischer Thätigkeit ist jene Fähigkeit, welche Erdmann eine „schnelle Receptionskraft" nennt; er meint damit die Fähigkeit, andere bedeutende Erscheinungen zu erfassen und in sich weiter zu bilden. Diese Kraft beruht aber offenbar auf einer innerlichen Verwandtschaft. Klinger's Verwandtschaft mit Goethe läßt sich nicht ableugnen. „Götz von Berlichingen" war sein Vorbild; in den „Zwillingen" zeigte er sich aber sogar gemäßigter und weniger übertrieben als sein Meister, indem er die Schauerscenen, wie sie Goethe, Schiller und Gerstenberg in ihren Erstlingswerken auf die Bühne brachten, nur erzählungsweise vorführte. Auf die Verwandtschaft beider Dichter wurde bereits in der „Hallischen Litteraturzeitung" (1805, 2) hingewiesen, wo es heißt: „Zwei Landsleute und Jugendfreunde, beide voll Muth und Kraft, beide von der Natur mit tiefem Gefühl und hohem Dichtergeist reich beschenkt, Jünglinge beide, betraten zusammen die Laufbahn des Dichters. Natur war ihre Göttin, Shakespeare ihr Leitstern, das Publikum in ihrer Hand. Goethe und Klinger — Niemand wird zweifeln, ob diese hier gemeint seien." Die Kinderscenen in dem Stücke „das leidende Weib" erinnern an den kleinen Karl in „Götz von Berlichingen". Franz, in seiner sittlichen Empörung über die gefallene Schwester, läßt sich mit Valentin im „Faust" vergleichen. Klinger ist — wie Hettner richtig bemerkt — nicht so tief und in sich harmonisch wie Goethe, aber sein Sinnen geht nicht bloß auf die innere Welt der Bildung, sondern auch auf die großen Fragen des öffentlichen Lebens, auf den Gang der Politik und der Geschichte. In seinen späteren Dramen stimmt Klinger mit Goethe in dem Bestreben überein, antike Stoffe mit modernem Ideengehalte zu erfüllen.

In letzterem Punkte zeigt sich auch Klinger's Verwandtschaft mit Schiller, die noch in vielen anderen Beziehungen hervortritt. Schiller selber spricht dies mit den Worten aus: „Klinger gehört zu denen, die zuerst und mit Kraft auf meinen Geist eingewirkt haben; diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich." Schiller's tugendhafte Räuber stimmen mit Klinger's tugendhaften Ungeheuern voll titanischer Naturkraft auffallend überein. Franz Moor versagt dem Bruder nicht nur die Achtung seiner Erstgeburt, sondern auch die Achtung seines Lebens, in ähnlicher Weise, wie Guelfo in den „Zwillingen" gegen die Bevorzugung

Diderot und nebst ihm Lucrez und Goethe werden von Caro gegen die Beschuldigung des groben Materialismus in Schutz genommen. „Das Gefühl," sagt dieser geistreiche Franzose in Bezug auf Lucrez, den er mit Goethe vergleicht, „das Gefühl, welches den Dichter beseelt, welches seine Seele, Schönheit und Begeisterung ausmacht, ist nicht, wie man von einem Nachfolger Epikur's erwarten sollte, das einer rein materiellen Philosophie, welche im Weltall nur eine Summe aus Atomen zusammengefügter Phänomene erblickt und in der Natur nichts, als den abstrakten Gesammtausdruck körperlicher Eigenschaften erkennt. Es ist im Gegentheil das fast religiöse Bewußtsein von einer ganz vergöttlichten Natur, welches Demokrit, der Gründer des Lehrgebäudes, sicherlich nicht gekannt hat. So nähern sich, durch Jahrhunderte hindurch, mittels geheimer Sympathien der Seele und des Geistes, mittels gemeinsamer Inspiration und trotz der Verschiedenheit ihrer Bildungsstufen und philosophischen Ansichten die beiden Dichter Goethe und Lucrez. Letzterer entrinnt seinem System durch die Begeisterung, die ihm das Geheimniß der Dinge einflößt, durch die erhabene Schwermuth seines Geistes selber. So wird er zur Dichtkunst entflammt, während der reine Materialismus unpoetisch, die gerade Verneinung der Poesie ist. Auf diese Weise erklärt sich die Wahlverwandtschaft, welche zwischen dem entschiedenen Pantheisten Goethe und dem Epikuräer Lucrez stattfindet; auf dieselbe Weise können wir Goethe's Verwandtschaft mit Diderot, dem Haupte der Encyklopädisten, verstehen. Lucrez und Diderot, ihrer Doctrin nach Materialisten, sind es in Wirklichkeit nicht mehr, sobald sie diese Doctrin mit ihrer glühenden Einbildungskraft entwickeln. In Rücksicht auf das philosophische Bekenntniß scheint ein Abgrund zwischen Goethe und Lucrez zu liegen, aber ihre erhabene Phantasie nähert sie einander. Einerseits belebt Lucrez die kalte Mechanik der Atome zu einer geheimnißvollen Lebens- und Zeugungskraft, die er, unter dem Namen der Venus, mit religiöser Begeisterung feiert; andererseits erwärmt Goethe die geometrischen Formeln des Spinozistischen Pantheismus mit dem Feuer seines Genius, und so begegnen sich der Epikuräer und der Spinozist, obgleich sie von entgegengesetzten Punkten ausgegangen, in der dichterischen Anbetung der großen Natur, der Quelle alles Lebens." Goethe steht übrigens dem

Lucrez nicht so fern, wie Caro glaubt; denn das Dogma von den Monaden als einfachen geistigen Grundwesen, zu welchem sich Goethe bekannte, schließt sich, wie Friedrich von Schlegel richtig bemerkt, an die Atomenlehre des Epikur an.

Am augenfälligsten offenbart sich Goethe's Spinozismus im „Prometheus" und im „Faust", von welchem letztern der wichtigste Theil gleichzeitig mit jenem Dramolet entstand. Der „Prometheus", die erste poetische Enthüllung des Spinozismus, ist eigentlich als eine durch Jacobi's Einfluß genährte Reaktion gegen den intriganten Mysticismus Lavater's anzusehen. Goethe selbst theilt in Bezug darauf mit: er habe sich das antike Titanengewand angepaßt und damit begonnen, die Unzufriedenheit zu schildern, welche Prometheus bei Jupiter und den übrigen Göttern hervorgerufen, indem er mit eigener Hand Menschen erschaffen hätte. Die riesige Vorstellung von einem Himmelssturme habe ihm jedoch nicht als poetisches Element dienen können; es sei ihm angemessener erschienen, den plastischen geduldigen Widerstand zu schildern, welcher die höhere Gewalt anerkennt, sich aber derselben gleichstellen will. Diese Prometheische Idee, welche später durch Byron und Shelley, wenngleich in anderer Weise, wieder zur Erscheinung kommt, drückt den in der Menschennatur selber erwachten Widerstand gegen die Weltordnung aus, den freien Willen, der sich überall von der Nothwendigkeit eingeengt findet. Die Gesetze der Natur mit ihren Widerwärtigkeiten und der Gedanke und der Wille des Menschen stehen sich gegenüber, bilden aber die beiden alleinigen Mächte, welche in der Ordnung der Welt Platz finden. Alle anderen Mächte, selbst wenn sie dem Menschen überlegen wären, dienen ebenfalls nur dem Schicksal, wie der Mensch; bei ihnen findet er keine Hülfe, keine Theilnahme. In dem Kampfe mit der Natur offenbart der Mensch seine Freiheit, insofern er dabei nur auf seine eigene Kraft, auf seinen Geist, auf sein Herz rechnet, keinen Herrn über sich anerkennt und sich sein Geschick selber zu schaffen strebt. Dies ist die Grundidee im „Prometheus" Goethe's, der sich wesentlich von dem des Aeschylus unterscheidet. Das Fragment erschien erst ziemlich spät nach der Zeit, in der es verfaßt worden, in Druck; dennoch soll es, wie Goethe mittheilt, gleich dem Funken bei einer Explosion gewirkt haben: dem

Publikum seien plötzlich die geheimsten Neigungen, die bis dahin in den aufgeklärtesten Kreisen der Gesellschaft geschlummert, offenbart worden. Mit diesem Dramolet begann ein philosophischer Aufstand gegen die dogmatische Orthodoxie: es enthüllte den allgemeinsten Lehrsatz des Pantheismus, der jedenfalls in Deutschland schon genugsam verbreitet, aber noch nicht zum öffentlichen Bekenntniß gelangt war. Daß Spinoza dahintersteckte, blieb nicht verborgen. Jacobi reiste nach Wolfenbüttel und gab Lessing das Manuscript zu lesen. Dieser erklärte sich durch Form und Inhalt des Gedichts befriedigt und entgegnete auf Jacobi's Frage, ob er sich zur Philosophie des Spinoza bekenne: „Ja, wenn ich mich nach Einem nennen soll, so bin ich Spinozist; es giebt weiter keine Philosophie, als die des Spinoza." Beim Begriff der Freiheit ging Goethe aber nicht bis zur äußersten Grenze der Spinozistischen Logik. Nach Spinoza ist die Freiheit eigentlich nur ein Begriff, den die Täuschung des täglichen Lebens festgestellt hat. Er sah ein, daß die vorhergesehenen Beweggründe und Triebfedern der freiesten Wahl ihre Bestimmtheit haben, und so umfaßte er allen Erfolg unter dem Worte „Nothwendigkeit", und sagte: die Wahl oder Willkür vernünftiger Wesen sei Nothwendigkeit. Goethe fand aber ein Universum im Innern des Menschen: „das selbstständige Gewissen, um welches alle geistigen Kräfte harmonisch mit dem All sich bewegen sollen und das, besser als Kompaß und Polarstern den Schiffer, seine Fahrt in den Hafen lenkt, wovon er ausgeschifft." Dabei war Goethe sich jedoch wohl bewußt, daß das Problem von der menschlichen Freiheit ebenso wenig von konsequenten Spinozisten, wie von poetischen Pantheisten gelöst werden könne, und es giebt keinen herrlicheren Ausdruck für das Wesen dieses Problems, als den er in den folgenden Worten gefunden hat: „Betrachten wir uns in jeder Lage des Lebens, so finden wir, daß wir äußerlich bedingt sind vom ersten Athemzug bis zum letzten, daß uns allen jedoch die höchste Freiheit übrig geblieben ist, uns innerhalb unserer selbst dergestalt auszubilden, daß wir uns mit der sittlichen Weltordnung in Einklang setzen und, was auch für Hindernisse sich hervorthun, dadurch mit uns selbst zum Frieden gelangen können. Dies ist bald gesagt und geschrieben, steht aber auch nur als Aufgabe vor uns, deren Auflösung wir unsere Tage durchaus zu

widmen haben. Jeder Morgen ruft uns zu, das Gehörige zu thun und das Mögliche zu erwarten."

Als Peſſimiſt ſieht Schopenhauer mit ſchelen Blicken auf den Optimismus des Spinoza, der ſich nach dieſem von ſelbſt aus der Göttlichkeit der Welt ergiebt. Aber wenngleich ihm zugeſtanden werden muß, daß die Optimiſten in der Regel „platte Geſellen" ſind, ſo erſcheint doch in Goethe der Optimismus in dem edelſten und erhabenſten Ausdruck. Ein Menſch, Dichter und Künſtler, wie er, kann gar nicht gedacht werden ohne dieſes Streben, die Welt mit Liebe zu betrachten, das Ideelle zu realiſiren, das Gedachte als Wirklichkeit zu ſehen und in der Wirklichkeit aufzuſuchen. Schopenhauer behauptet, die Pantheiſten könnten keine ernſtlich gemeinte Moral haben, da bei ihnen Alles göttlich und vortrefflich ſei. Spinoza macht das Gute von der Begierde des Menſchen abhängig. „Eine Begierde," ſagt er, „iſt das Weſen des Menſchen ſelbſt, inſofern es durch jede gegebene Beſchaffenheit beſtimmt iſt. Demnach begehrt der Menſch nichts, weil er es für gut hält, ſondern er hält etwas für gut, weil er es begehrt." Goethe ſondert das Sittliche ebenfalls ſtreng von der Reflexion, aber erkennt es als einen Faktor der menſchlichen Natur. „Das Sittliche," ſpricht er zu Eckermann, „iſt kein Produkt menſchlicher Reflexion, ſondern es iſt eine angeſchaffene und angeborene ſchöne Natur. Es iſt mehr oder weniger dem Menſchen im allgemeinen angeſchaffen, in hohem Grade aber einzelnen, ganz vorzüglich begabten Gemüthern. Dieſe haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches ſodann durch die Schönheit ſeiner Erſcheinung die Liebe der Menſchen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog. Der Werth des ſittlich Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtſein gelangen, indem das Schlechte ſich in ſeinen Folgen als ein ſolches erwies, welches das Glück des Einzelnen, wie des Ganzen zerſtörte, dagegen das Edle und Rechte als ein ſolches, welches das beſondere und allgemeine Glück herbeiführte und befeſtigte. So konnte das ſittlich Schöne zur Lehre werden und ſich als ein Ausgeſprochenes über ganze Völkerſchaften verbreiten."

Der Zuſammenhang des „Fauſt" mit dem Dogma Spinozas'

und den Prometheiſchen Ideen braucht wohl kaum nachgewieſen zu werden. Im „Fauſt“ wird die ganze Metaphyſik des Böſen durch Mephiſto ausgedrückt. In der Philoſophie der Schöpfung, in der ewigen Entwickelung der Subſtanz, in der räumlich und zeitlich unendlichen Reihe von Kräften und Geſtaltungen ſtreckt dieſer verneinende Geiſt ſeine eifrige Hand der göttlichen Macht entgegen, ſucht die Maſchen des göttlichen Gewebes zu zerreißen, die Schönheit zu zerſtören; er wirft ſeinen Schatten auf das ſchöpferiſche Licht; er, mag er Tod oder Zerſtörung oder das Böſe genannt werden, iſt die eigentliche Verneinung des Guten, jener Theil des abſoluten Weſens, welches ſich theilweiſe ſelbſt zerſtört, indem es ſich in verſchiedenen Geſtalten offenbart, die ſich unter einander beſchränken. Das Gute und Göttliche, wie es in der Bruſt des Menſchen wohnt, wird bei verſchiedenen Gelegenheiten im „Fauſt“ als das Bewußtſein von der Veredelung unſeres Weſens, als Liebe und Freude bezeichnet. Die angenehme Empfindung, welche mit der Freude verbunden iſt, bildet, der Spinoziſtiſchen Lehre gemäß, eben den Uebergang des Menſchen von geringerer zu größerer Vollkommenheit. Es iſt die „laetitia“ des Spinoza, auf welche Schopenhauer ironiſch mit den Worten anſpielt: „saute, marquis! semper luſtig, nunquam traurig!“ Goethe aber meinte: „Darin liegt der Spaß des Lebens, das man luſtig ſei, wo nicht — vergnügt!“ Er bekannte ſich, wie er auch an Schiller ſchreibt, Zeit ſeines Lebens zu dieſem memento vivere, welches Spinoza in der „Ethik“ mit folgenden Worten documentirt: „Homo liber (i. e. qui ex solo rationis dictamine vivit) de nulla re minus quam de morte cogitat et ejus sapientia non mortis sed vitae meditatio est.“

Die Mißachtung der Thiere, welche Spinoza in ſeiner Moralphiloſophie, namentlich im 26. Kapitel des 4. Theils der „Ethik“, verräth, leitet Schopenhauer aus dem Optimismus und andererſeits aus dem foeter judaicus her, den er beinahe ebenſo ſehr zu haſſen ſcheint, wie die Demokratie. Was der Optimismus mit der Thierquälerei zu thun habe, bleibt er aber zu zeigen ſchuldig, und in ſeiner Anſchuldigung des Judenthums bezieht er ſich nur auf ein paar Stellen in der Geneſis, ohne diejenigen anderen Stellen des Alten

Teſtaments zu beachten, welche ausdrücklich die Pflichten des Menſchen gegen die Thiere ausſprechen. Wenn Spinoza wirklich die Fliegen zu ſeinem Vergnügen gequält hat, wie Schopenhauer angiebt, ſo kann dies bei einem Manne, deſſen Charakter von ſeinen Zeitgenoſſen und Biographen als überaus wohlwollend geſchildert worden iſt, nur aus einer beziehungsweiſen Abirrung des Verſtandes erklärt werden, welcher faſt alle tiefen Denker unterworfen ſind. Wer weiß, wen er in jenen Blutſaugern zu ſehen meinte, ähnlich dem alten Blücher, der nach jeder Fliege mit dem Degen ſtach, weil er ſich Napoleon darunter vorſtellte. Spinoza's Geringſchätzung der Thiere begegnet Schopenhauer mit den Worten: „Hunde ſcheint er gar nicht gekannt zu haben, und auf den empörenden Satz im 4. Theil der ‚Ethik' ertheilt die beſte Antwort der ſpaniſche Belletriſt Larra, wenn er ſagt: ‚Wer nie einen Hund gehalten hat, weiß nicht, was Lieben und Geliebtſein iſt.'" Entweder war nun Schopenhauer's Pudel ein ausnahmsweiſe liebenswürdiges Thier, was ſich übrigens von dem Hunde eines Menſchenfeindes kaum vermuthen läßt, oder Schopenhauer machte es, wie die Hundebeſitzer überhaupt, die nur im Auge behalten, was ihr Hund ihnen iſt, nicht, wie er Andere beläſtigt. Daß dieſe Thiere auch ſehr lobenswerthe Eigenſchaften beſitzen, erkannten jene Aſtronomen an, die einen großen und einen kleinen Hund bis zu den Sternen erhoben; unter den Neueren Voltaire, welcher in ſeinen „Questions sur l'Encyclopédie" dem Hunde einen beſonderen Abſchnitt voll Lobeserhebungen ſpendet; Lord Byron, der auf ſeinen Neufundländer eine rühmende Grabſchrift verfaßte. Andererſeits aber wurde die Unverſchämtheit des Hundes ſchon von Achilles gekennzeichnet, indem er von Agamemnon ſagte: er ſei unverſchämt, wie ein Hund. Hier muß auch des Verhältniſſes zwiſchen Goethe und den Hunden im Allgemeinen gedacht werden, da ſeine Abneigung gegen dieſe Thiere ziemlich bekannt iſt und daraus ihm, dem Spinoziſten, wohl gar jene unwürdige Geſinnung gegen die Thiere, welche Schopenhauer an dem Optimismus Spinoza's rügt, zur Laſt gelegt werden könnte. Wenn es aber unbeſtreitbar iſt, was Schopenhauer ſagt: „Mitleid mit Thieren hängt mit der Güte des Charakters ſo genau zuſammen, daß man zuverſichtlich behaupten darf, wer gegen Thiere grauſam iſt, könne kein

guter Menſch ſein," ſo erhellt von ſelbſt, daß jener Vorwurf auf Goethe keine Anwendung finden könne. Zwar hat er in manchem Xenion einige Jagdhiebe an die Hunde ausgetheilt, doch war es damit mehr auf kläffende Bipeden als auf Quadrupeden abgezielt. Auch ſein Spruch:

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

drückt weder Menſchen- noch Hundehaß aus, ſondern iſt nur ein im Unmuth ausgeſprochener Erfahrungsſatz. Als er in Göttingen aus ſeinem Fenſter einer Rotte bellender Hunde eine Kanonade mit den ſchönſten Ammonshörnern lieferte, war er krank und nervös überreizt; daß er wegen eines Pudels ſeine Theaterdirektion aufgab und mit dem Herzoge zerfiel, geſchah, weil ihm das Theater ein Heiligthum geweſen war. Jener Hund mochte derſelbe Pudel-Feuergeiſt ſein, von welchem er in ſeltſamer Ahnung den Fauſt ſagen ließ:

Mir ſcheint es, daß er magiſch leiſe Schlingen
Zu künft'gem Band um unſ're Füße zieht.

Und dieſe letztere Stelle in „Fauſt" gemahnt wieder lebhaft an jenen von Falk mitgetheilten Ausruf, den Goethe von ſeinem Zimmer aus an einen auf der Straße bellenden Hund gerichtet haben ſoll: „Mich ſollſt du gewiß nicht unterkriegen!" Dieſe Apoſtrophe erklärt Riemer daher gewiß mit Unrecht für einen „Falkianismus" — ſoll heißen: eine Lüge. Vollends iſt Goethe als Spinoziſt gegen den Vorwurf einer inhumanen Averſion gegen die Hunde gerechtfertigt, wenn man erwägt, daß er in die Lage verſetzt worden, Hunde als „vieljährige Lebensgeſellen" zu halten, und daß er die ſchöne engliſche Dogge ſeines Sohnes ſogar lieb hatte. Er konnte, wie Riemer beſtätigt, die Hunde nur wegen ihres Gebells nicht leiden, was ihm Niemand verargen wird.

Wenn Goethe bei Gelegenheit von Wieland's Begräbniſſe von der Fortdauer nach dem Tode auf den Hund zu ſprechen kam, ſo leitet uns hier umgekehrt der Hund auf Goethe's Anſicht über die

Unsterblichkeit; denn jene obenerwähnte Apostrophe an die bellende Bestie stand in enger Verbindung mit seiner Auffassung der Lehre von den Monaden.

Klar spricht sich Goethe's Spinozismus in seiner Ansicht über die Fortdauer aus, wenngleich wir dieselbe nur aus Mittheilungen von Anderen kennen, in welche sich, wie bei dem Porträt das Gesicht des Malers, zugleich immer die Individualität des Berichterstatters und Erzählers mischt. Das Ausführlichste darüber theilt uns Falk in dem merkwürdigen Gespräch mit, welches er mit Goethe nach Wieland's Tode gepflogen und woraus hier nur einige Stellen in Erinnerung gebracht werden mögen.

„Was die persönliche Fortdauer unserer Seele betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegentheil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandtheile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnitz'schen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. — Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so unbedeutend, daß sie sich höchstens nur zu einem geringfügigen Dienst und Dasein eignen. Die letzten pflegen daher Alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Thier oder, noch höher hinauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Weltmonaden, Weltseelen, wie

Ameiſenmonaden, Ameiſenſeelen, giebt, und daß beide in ihrem Urſprunge wo nicht völlig Eins, doch im Urweſen verwandt ſind. — Jede Sonne, jeder Planet trägt in ſich eine höhere Intention, einen höheren Auftrag, vermöge deſſen ſeine Entwickelungen ebenſo regelmäßig und nach demſelben Geſetze, wie die Entwickelungen eines Roſenſtocks durch Blatt, Stiel und Krone zu Stande kommen müſſen. Mögen Sie dies eine Idee oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, daß dieſe Intention unſichtbar und früher, als die ſichtbare Entwickelung aus ihr in der Natur vorhanden iſt. Die Larven der Mittelzuſtände, welche dieſe Idee in den Uebergängen vornimmt, dürfen uns dabei nicht irre machen. Es iſt immer nur dieſelbe Metamorphoſe oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatt eine Blume, eine Roſe, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Uebrigens gehorchen die niederen Monaden einer höheren, weil ſie eben gehorchen müſſen, nicht aber daß es ihnen beſonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dies auch im Ganzen ſehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. dieſe Hand. Sie enthält Theile, welche der Hauptmonas, die ſie gleich bei ihrer Entſtehung unauflöslich an ſich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Dienſte ſtehen. Ich kann dieſes oder jenes Muſikſtück vermittels derſelben abſpielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Taſten eines Klaviers umherfliegen laſſen. So verſchaffen ſie mir allerdings einen geiſtig ſchönen Genuß, ſie ſelbſt aber ſind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf alſo vorausſetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Klavierſpiel gelegen iſt. Das Monadenſpiel, wodurch ich mir ein Ergötzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zu Gute, außer daß ich ſie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit beſſer ſtände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten ſie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden iſt, anſtatt auf den Taſten meines Klaviers müßig herumzufliegen, lieber als emſige Bienen auf den Wieſen umherſchwärmen, auf einem Baume ſitzen oder ſich an deſſen Blüthenzweigen ergötzen. Der Moment des Todes, der darum auch ſehr gut eine Auflöſung heißt, iſt eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienſtes entläßt. Wie das Entſtehen, ſo betrachte ich auch

das Vergehen als einen selbstständigen Act dieser nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas. — Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt Alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monade enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels, oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt sein kann. Er vergleicht nämlich den Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingetheilten Raume, in dessen Mitte ein großer befindlich ist. Nun wollen wir annehmen, daß aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Kreaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen in den großen Saal begeben; eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was wird davon die unmittelbare Folge sein? Das Vergnügen, beisammen zu sein, wird bald genug aufhören; aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein ebenso heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katzen zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besonderen Gattungen wird auch wo möglich ein besonderes Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unseren Monaden nach ihrem irdischen Ableben. Jede Monade geht, wohin sie gehört, in's Wasser, in die Luft, in die Erde, in's Feuer, in die Sterne, ja der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimniß ihrer zukünftigen Bestimmung. An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken, aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte

ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinestheils nicht ganz zu beseitigen."

Riemer schenkt diesem Gespräche keinen Glauben, sondern hält es für „im Falk'schen Idiom abgefaßte Meta- und Paraphrasen". Goethe aber hat sich, wenngleich in einfacherer, doch nicht in widersprechender Weise bei anderen Gelegenheiten ausgelassen. Das Leben selbst definirt er als „die rotirende Bewegung der Monas um sich selber, welche weder Rast noch Ruhe kennt". Diese Monadologie ist aber, obwohl Goethe sie mit Recht eine Idee Leibnitz' nennt, doch streng genommen dem Spinozismus zugehörig. Die Schwierigkeit, das Verhältniß zwischen der denkenden und der ausgedehnten Substanz des Carteſius festzustellen, trieb Leibnitz zur Annahme der harmonia praestabilitata, eines Systems, welches schon durch die Gedanken Malebranche's angedeutet war und welches Spinoza in ähnlicher Weise in dem 2. und 5. Theile seiner „Ethik" verarbeitete, indem er das Ideale und das Reale identificirte. Leibnitz wollte er vor Allem die Unzerstörbarkeit und Einfachheit seiner Substanz retten und erfand zu diesem Zwecke die einfachen geistigen Substanzen, die zum Theil schlafenden, zum Theil percipirenden Monaden, die Grundwesen, die wir in den sinnlichen Gegenständen nur als ein verworrenes Chaos wahrnehmen, worin aber Ideales und Reales gleichgesetzt, Körper, Atome, mathematische Punkte und — wie Goethe sagt — Seelchen identificirt sind. Die Erklärung, welche Goethe von den Monaden gegeben, bestätigt die geistreiche Deutung, welche M. E. Caro den „Müttern" im 2. Theile des „Faust" zuspricht. Er versteht darunter die Hüterinnen jener höheren Wesen, welche als Grundwesen betrachtet und daher aufbewahrt zu werden verdienen. Das Uebrige vergeht und löst sich in die Elemente auf. Goethe spricht dies deutlich am Ende des 3. Acts durch den Mund des Chors aus, welcher der Helena als Gefolge dient. Als die Königin auf's neue vom Verhängniß in den Hades getrieben worden, wird ihr Gefolge auf der Erde zurückgehalten. Die ewig lebende Natur übt ihr Recht an ihnen. Die Chorführerin ruft ihnen zu:

Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an — so fahret hin!

Sie werden Windesſeufzer, Zweigegeflüſter, die murmelnden Stimmen der Bäche:

Ein Theil des Chors.

Wir in dieſer tauſend Aeſte Flüſterzittern, Säuſelſchweben,
Reizend tändeln, locken leiſe wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit Blüthen überſchwenglich
Zieren wir die Flatterhaare frei zu luftigem Gedeih'n.

Ein anderer Theil.

Wir an dieſer Felſenwände weithin leuchtend glattem Spiegel
Schmiegen wir, in ſanften Wellen uns bewegend, ſchmeichelnd an;
Horchen, lauſchen jedem Laute, Vogelſingen, Röhrigflöten;
Sei es Pan's furchtbarer Stimme, Antwort iſt ſogleich bereit;
Säuſelt's, ſäuſeln wir erwidernd, donnert's, rollen unſ're Donner
In erſchütterndem Verdoppeln, dreifach, zehnfach hintennach.

Ein dritter Theil.

Schweſtern! Wir, bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne reichgeſchmückte Hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer, wäſſern wir, mäandriſch wallend,
Jetzt die Wieſe, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.

Ihr perſönliches Daſein hört auf; ſie ſind nicht ſolche Grundweſen, welche Leibnitz zu den percipirenden Monaden zählt; ſie vermiſchen ſich mit Laub, Luft und Waſſer. Helena, als unſterbliches Grundweſen, entgeht der Auflöſung. Schließlich faßt Caro dieſe Monaden freilich vorzugsweiſe von der idealen Seite auf und läßt ihre Bedeutung als reale Atome faſt ganz außer Acht, indem er ſagt: „Die Mütter ſind die ewigen Hüterinnen dieſes Schatzes von Grundweſen. Sie wehren jedem Profanen den Zutritt und geſtatten ihn nur den Eingeweihten, den Dichtern, den Künſtlern, denen der Zauberſchlüſſel des Fauſt, die Begeiſterung, zu Gebote ſteht. Unter den Müttern ſind einige ſitzend: dieſe ſtellen die Vergangenheit vor, welche in Unbeweglichkeit verharrt, bis ſie auf's neue vom Strome des Lebens fortgeriſſen wird. Die Gegenwart hält ſich aufrecht, zwiſchen Vergangenheit und Zukunft vermittelnd; andere ſchreiten einem noch unſichtbaren Ziele entgegen. Keins dieſer Grundweſen iſt übrigens zu ewiger Ruhe verdammt; das Geſetz der allgemeinen Umgeſtaltung wirkt auch auf dieſe Weſen ein. Abſolute Ruhe beſteht nirgends,

ebenso wenig in diesem Reiche der Urwesen, wie in der lebendigen Natur. Auch dorthin bringt die Verwandlung, der Fortschritt. Die Grundwesen erwachen zu neuem Leben, entweder in der wirklichen Welt, wo die schöpferische Kraft sie abermals an das Tageslicht fördert, oder in der Kunst, wo der Beruf des Dichters ihnen ein ideelles Leben verleiht. Davon bietet Helena selbst ein Beispiel: sie hat ein zweites Mal für Faust gelebt, sie wird ein drittes Mal für den Dichter, für Goethe leben. Das scheint mir der tiefe Sinn dieses bewundernswerthen ästhetischen und zu gleicher Zeit metaphysischen Symbols von den Müttern zu sein, von den göttlichen Wesen, welche die Unsterblichkeit der Urwesen gegen Zeit, Vergessenheit und Entweihung schützen und sie den großen Künstlern aufbewahren, welche fähig sind, sie zu erhalten und zugleich zeitgemäß umzugestalten."

Goethe blieb auch hier nicht bei den geometrischen Formeln des Pantheismus stehen: er läßt Faust nicht in die ewige Einheit aufgelöst werden, sondern verleiht ihm eine christliche Unsterblichkeit. Es erinnert dies an seinen Ausspruch in dem Briefwechsel mit Jacobi: „Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, so ist dafür auch schon gesorgt." „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja, ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle Diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu sein," sagt er zu Eckermann. Wie aus der Unterredung mit Falk bei Wieland's Hinscheiden erhellt, fand Goethe die sicherste Bürgschaft für die Fortdauer in der Thätigkeit. „Es ist etwas um die Erlangung so geistig zarter Gesinnungen, wie sie in Wieland's Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle miteinander übertraf! Vom Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie."

Die gleiche Ansicht drückt er in einem Gespräch mit Eckermann in den Worten aus: „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein

Ende raſtlos wirke, ſo iſt die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daſeins anzuweiſen, wenn die jetzige meinem Geiſte nicht mehr auszuhalten vermag."

In That und Thätigkeit läßt er Fauſt das beruhigende Gefühl der Beſchränkung wiederfinden; in „Wilhelm Meiſter's Lehr- und Wanderjahren" bezeichnet er die geregelte Thätigkeit als die wahre Quelle des menſchlichen Glücks; ſie giebt endlich die Bürgſchaft für die Unſterblichkeit. „Die Geſtalt dieſer Welt vergeht, und ich möchte mich nur mit dem beſchäftigen, was bleibende Verhältniſſe ſind, und ſo nach der Lehre des *** meinem Geiſte erſt die Ewigkeit verſchaffen." „Es iſt ein Artikel meines Glaubens," ſchrieb er ſchon 1781 an Knebel, „daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zuſtande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und ſie zu betreten fähig werden, es ſei nun hier zeitlich und dort ewiglich." Dieſem Grundſatz iſt er unverändert treu geblieben, als er an Zelter ſchreib: „Es iſt doch in uns beiden eine ruhige, ſtetige, ernſt-leidenſchaftliche Thätigkeit, immer in gleicher Richtung. Nach außen wird wenig gefragt, Jeder geht ſeinen Gang und läßt das Uebrige werden." Auch Fauſt erlangt nur um ſeiner mühevollen, ſtrebſamen Thätigkeit willen die Erlöſung, nach dem Ausſpruch der Engel, die ihn aus Mephiſto's Gewalt befreien:

Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen.

Dieſer raſtloſe Thätigkeitstrieb, der Goethe bis an das Ende erhalten blieb, iſt der ungedämpfte Nachhall jener Prometheiſchen Idee der Jugendjahre, wo aber die That heldenmüthig vermeſſen ſich der Welt bemächtigen will. So hat er ſich bewährt, getreu ſeinem Spruche:

Wie das Geſtirn
Ohne Haſt
Aber ohne Raſt
Dreht ſich jeder
Um die eigne Laſt,

anerkannt von den beſten der Mitlebenden ſeines Volks und auch jener „friends in England", welche ihm als Zeichen der Verehrung ein Petſchaft mit dieſer Deviſe überſendeten.

Und um auch im Alter als Spinoziſt bewährt zu bleiben, motivirt er ſeinen Glauben an die Fortdauer gegen ſeinen alten Freund Zelter mit den Worten: „Die entelechiſche Monade muß ſich nur in raſtloſer Thätigkeit erhalten; wird ihr dieſe zur anderen Natur, ſo kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beſchäftigung fehlen.“

III.

Goethe's Verdienste um die Naturwissenschaften.

„Die Männer der Wissenschaft spotteten über Goethe bei seinen Lebzeiten und thun es heutzutage noch; nur die Bestunterrichteten nicht." Der Engländer George Henry Lewes hat hiermit in seinem anerkennenswerthen, wenngleich überschätzten Werke über Goethe's Leben und Schriften ein sehr wahres Wort gesagt. Der Goethe-Kultus hat sich in Kommentaren über des Dichters poetische Werke, seinen Briefwechsel und über jeden noch aufgefundenen Papierschnitzel erschöpft, über seine großen Gedanken und wichtigen Entdeckungen im Reiche der Naturwissenschaften jedoch geschwiegen. Nur einige der „Bestunterrichteten", wie Lewes sie nennt, haben davon Notiz genommen, aber auch nicht in durchaus anerkennender Weise; wir nennen: Reichenbach, Clemens, Geoffroy Saint-Hilaire, Carus, Oken, Schmidt, Bertholdt, Helmholtz, Lewes, Stieler, Oskar Schade und Rudolf Virchow. Das Ausland schien uns Deutsche in dieser Würdigung unseres größten Denkers zu beschämen. Ein großer Theil der wissenschaftlichen Werke Goethe's wurde schon vor langer Zeit in der Schweiz durch Lassaraz, in England durch Eastlake, in Frankreich durch Charles Martins und Frederic Sauret, in Italien durch Robiati übersetzt und endlich erschien eine Gesammtausgabe aller wissenschaftlichen Werke Goethe's in französischer Sprache, mit kritischen und analysirenden Beiträgen von

des Bruders opponirt. Noch entschiedener, als Schiller, spricht Klinger in den Romanen seiner späteren Lebensperiode die Nothwendigkeit aus, auf die Verwirklichung der Ideale verzichten zu müssen, aber übereinstimmend mit Jenem, daß das Schöne, Wahre und Gute in dem dichtenden Menschengeiste eine subjektive Wirklichkeit erhalte. Daß Klinger's Drama „Die falschen Spieler" als Vorbild für Schiller's „Räuber" gedient habe, wie Gervinus behauptet, widerlegt Erdmann durch chronologische Gründe. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß Schiller's Marquis Posa Einfluß auf die Charakteristik des „Roderico" gehabt hat, wie auch Carrière nachweist.

Plutarch und Rousseau bildeten bekanntlich die Lieblingslektüre der Kraftgenies und so finden wir denn auch bei Klinger häufige Anlehnungen an „Die neue Heloise" und an den „Emil". In dem Drama „Das leidende Weib" geht der Schluß auf die Rückkehr zu Rousseau's einfachem Naturleben und zur ruhigen Entsagung.

Die meisten Vergleichungspunkte aber bieten Klinger's Dramen mit den Dichtungen Shakespeare's dar. Shakespeare war ihm ein Leitstern — wie es in der oben angeführten Stelle der „Halle'schen Jahrbücher" lautete. Mit ihm vergleichen ihn Viele nicht mit Unrecht, unter anderen Otto Ludwig in den „Shakespeare-Studien". Es läßt sich nicht nur Klinger's tiefes Verständniß Shakespeare's nachweisen; man muß ihm auch zugestehen, daß es ihm nicht selten gelang, eine Shakespeare'sche Originalität in den Charakteren und eine hinreißende Wirkung zu erreichen; vor Allem sind es „Die Zwillinge", in denen sich jene meisterhafte Charakterzeichnung, jener tragische Ton und die vollendetste Durchführung in der Schilderung der Seelenzustände kundgiebt. So finden wir auch in den „Zwillingen" wesentliche Vergleichungspunkte mit den Söhnen Gloster's in „König Lear" und im „leidenden Weibe" einzelne gefühlvolle Liebesscenen, welche mit der Mondscheinscene in „Romeo und Julie" übereinstimmen.

Erdmann geht besonders genau auf die bedeutungsvollen und doch vergessenen Jugenddramen Klinger's ein. In dem „leidenden Weibe" finden sich in größerem Maße die Fehler der Jugend, als in den späteren Stücken: getheiltes Interesse, zersplitterte Handlung, eine lose zusammengestellte Fülle von Personen. Das anonym erschienene Stück wurde von

Schubart und Tieck für ein Werk von Lenz gehalten; Letzterer nahm es auch in die Ausgabe der Lenz'schen Schriften auf. Erdmann ignorirte bei dieser Angabe, daß Schubart später von diesem Irrthume zurückkam. Wie Fécamp (Revue critique, 1878, Nr. 6) nachweist, ließen sich die meisten Zeitgenossen, wie Reichardt, Heinse u. a. nicht über die Autorschaft täuschen, wenngleich Klinger selber das Stück in keine Sammlung seiner Schriften aufgenommen hat. „Die Zwillinge" trugen bekanntlich bei der von Schröder ausgeschriebenen Bewerbung den Sieg über Leisewitz und einen dritten Bewerber davon. Erdmann führt von 7 Ausgaben des Stückes nur drei an. Daß die drei konkurrirenden Dramen sämmtlich einen Brudermord behandelten, ohne daß weder dieses Thema, noch überhaupt ein tragischer Ausgang vorgeschrieben war, erklärt Erdmann theils aus der Vorliebe der jüngeren Schriftsteller für gräßliche Stoffe, theils aus der Einwirkung gleicher Vorbilder, wie Fielding's „Tom Jones", Shakespeare's „König Lear", Geßner's „Tod Abel's", Klopstock's „Tod Adam's, Müller's „erschlagener Abel". Es wären noch drei englische Autoren, welche denselben Stoff behandelten, hinzuzufügen: Massinger, A very woman or the prince of Tarent, 1655; Cockain, The obstinate Lady, 1688; Rider, The Twins, 1695. (Vergl. Revue critique a. a. O.) Das unter allen Werken Klinger's am häufigsten genannte Schauspiel „Sturm und Drang" wird zwar von Eschenburg für das beste Schauspiel des Verfassers erklärt; es enthält aber fast die meisten unmotivirten Wunderlichkeiten und eine Ueberfülle solcher Kraftstellen, welche unbilligen Kritikern zu einer Verurtheilung jener Dichtungsperiode Anlaß geboten haben. Das Schauspiel erschien nicht, wie Erdmann angiebt, zuerst bei Decker in Leipzig, sondern bei Mylius in Berlin (1776); erst die zweite Ausgabe erschien bei Decker in Berlin und Leipzig.

Klinger's Motive weist Erdmann sehr richtig in dem Drange nach, den Konflikt unserer vorgeblichen Willensfreiheit mit dem nothwendigen Gange des Schicksals darzustellen, den Kampf gegen das dunkle Verhängniß, welches die Handlungen der Menschen bestimmt; den pflichtgemäßen Streit des edlen Menschen gegen die Beschränkung, in welcher sich das Schicksal personifizirt, und als höchste Stufe, wie sie Schiller von der tragischen Kunst forderte: die Versöhnung mit dem Schicksal und die

Ahnung einer weisen Verknüpfung der Dinge. Das Prinzip der Schule ging besonders darauf hinaus, die herkömmlichen Charaktere und Psychologie bei Seite zu lassen und dem Idealen das Charakteristische überzuordnen. Klinger richtet demnach sein Hauptaugenmerk auf eine originelle Zeichnung starker und leidenschaftlicher Charaktere; seine Personen sollten poetisch, individuell ausgeprägt sein und sich über die alltägliche Wirklichkeit erheben. Seine Gestalten lassen seine eigene Sinnesart und Bestrebungen erkennen. Seine Lieblingsgestalten sind edle, hoch begabte Naturen, für Edles und Schönes empfänglich, für weiche Gefühle der Freundschaft und der Liebe zugänglich, aber dennoch im Gefühle der eigenen Kraft zur Auflehnung gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse angetrieben oder zu ruhiger Entsagung, nicht selten auch zu Schwermuth und Menschenhaß hingeführt.

Klinger selber äußerte sich in späteren Jahren mit kalter Strenge über seine Jugenddramen in der Vorrede zum „Theater" und in der Zueignung an Kayser vor der zweiten Auflage der „neuen Arria". Er nimmt das Kolorit der Jugend in Schutz und das Recht des Dichters, seine innersten Gedanken und Gefühle auszudrücken, gesteht aber ein, daß die auftretenden Menschen zu jung seien, zu hoch und zu abgerissen vom natürlichen Verlauf der Dinge stehen. Diese Dichtungen gingen in unklarem Drange über die vorhandene Wirklichkeit hinaus und müßten für Träumereien, ja, für Kontrebande in der Gesellschaft gelten.

Das Werk von Erdmann geht alsdann auf Klinger's spätere Dramen über, von denen mehrere eine politische Tendenz haben.

Das Drama „Elfriede" übergeht Erdmann und führt nur an, daß Schiller denselben Stoff behandeln wollte und Paul Heyse später behandelt hat. Es ist außerdem noch Bertuch zu nennen, dessen Trauerspiel „Elfriede" 1775 zu Weimar erschien. „Roderico" erschien nicht als Fragment, wie Erdmann irrthümlich angiebt, sondern als vollständiges Trauerspiel in Klinger's Theaterstücken (Petersburg und Leipzig 1790). Diese Tragödien gehören ebenso wie „Der Günstling" und „Stilpo und seine Kinder" zu der Gruppe der politischen, sind aber meist ohne Anspielung auf wirkliche geschichtliche Ereignisse.

Wie bereits angedeutet, führt Erdmann seine Würdigung Klinger's als Dichter und Mensch in der sprechendsten Weise dadurch aus, daß er

den sittlichen und humanitären Abschluß des Dichters und Schriftstellers nachweist. Wenn Klinger in der Jugend die Darstellung erhabener Gestalten erstrebt hatte, diese ihm nur als übermenschliche und unmögliche Gestalten gelungen waren, so gelang es ihm doch später, die sittlichen Schwächen des gesellschaftlichen Lebens wahrheitsgetreu zu zeichnen. In der letzten Gruppe seiner Dramen, wozu auch die Tragödie „Damokles" gehört, schließt er sich jener litterarischen Renaissance an, welche die Stoffe des Alterthums in unserer Sprache und in moderner Auffassung aufleben ließ. Zugleich tritt in dieser Periode der Klinger'schen Dramen ein philosophisches Motiv auf: die Behandlung der Frage, ob der Einzelne sich über die angeborenen Schranken erheben dürfe und ob solche Erhebung der Gesammtheit der menschlichen Gesellschaft zum Segen gereiche. In einer Reihe gediegener Werke behandelte Klinger in späterem Lebensalter dieselben Ideale, welche ihn in der Jugend begeistert hatten, aber ernster und gereinigt von allen Uebertreibungen. Frei von aller Ueberschwänglichkeit, aber doch voll jenes edlen Idealismus, den sich der würdige Mann im glänzenden Hof- und Staatsleben zu bewahren wußte voll Einfachheit und Klarheit, zeigt er uns im „Pyrrhus" und in der „Medea" die reichste Lebenserfahrung, die achtbarste Gesinnung. Jene ernste Rousseau'sche Entsagung, der wir bereits erwähnten und die sich schon an dem ersten Drama „das leidende Weib", nachweisen läßt, kehrt in den späteren Werken häufiger wieder; immer deutlicher tritt der Gedanke hervor, daß die Dichtung in der Sittlichkeit aufgehen müsse; immer deutlicher jene idealische Erhebung, die der Dichter nicht in der Umgebung, sondern in der eigenen Brust zu suchen hat, jene Poesie, welche, um mit Klinger's eigenen Worten zu sprechen: „weder von Aristoteles noch von Batteux definirt worden ist". In der letzten Periode seiner litterarischen Thätigkeit wählte Klinger zur Erörterung der bedeutungsvollsten Fragen die Form des philosophischen Romans; aber nicht alle Romane führte er aus, die er in einem Briefe an Goethe vom 26. Mai 1814 planmäßig und ausführlich dargelegt hatte.

Bulgarin erzählt in seinen Memoiren, Klinger habe selber dahin gewirkt, daß seine Werke in Rußland verboten würden, damit seine Feinde keine Gelegenheit hätten, ihn wegen derselben anzugreifen; diese Angabe, auf welche Schwarz und auch Erdmann zurückkommen, findet aber ihre

Widerlegung durch die Thatſache, daß faſt ſämmtliche Werke Klinger's 1790 in Petersburg bei Jacobäer erſchienen ſind.

Das trefflich gearbeitete Werkchen von Erdmann beſtätigt übrigens das Urtheil über Klinger, welches Hettner bereits ausgeſprochen hat: „Peinvoller und dennoch ſiegreicher hat ſelten Jemand den ſchweren Kampf zwiſchen Dichter und Weltmann beſtanden als Klinger. Nie hat er im Trubel und Lärm der rauſchenden Weltbegebenheiten den Blick und die ideale Begeiſterung für die letzten und höchſten Ziele der Menſchheit, nie im Glanze des Hofes ſeine warme Volks- und Freiheitsliebe, nie unter den Fährlichkeiten einer vielfach ausgeſetzten hohen amtlichen und geſellſchaftlichen Stellung ſeinen tiefen ſittlichen Ernſt, ſeine unbeugſame Charakterſtärke entweiht und verleugnet. Wie kann der Deutſche ſolche Schätze ſeiner Litteratur überſehen und vergeſſen?"

XI.

Georg Forſter und S. Th. Sömmering.

Georg Forſter und Samuel Thomas Sömmering! — wir nennen hier zwei Männer, welche beide in Wiſſenſchaft und Kulturbeſtrebungen eine hervorragende Stellung einnahmen, von denen der Erſtgenannte außerdem an der politiſchen Geſchichte unſeres Vaterlandes einen Antheil nahm, welcher, obgleich aus redlicher Geſinnung entſtanden, doch einen verderblichen Einfluß auf ſein Lebensglück bewirkte und eine abfällige Beurtheilung ſeitens vieler ſeiner Zeitgenoſſen erhielt. Aber durch das von Hettner herausgegebene Werk: „Georg Forſter's Briefwechſel mit S. Th. Sömmering", wird Forſter's Charakterbild weſentlich ergänzt, indem uns durch den Einblick in ſeine freundſchaftlichen Verhältniſſe zu einem ſeiner bedeutendſten Zeitgenoſſen ein Mittel mehr zur richtigen Würdigung ſeines viel bewegten äußeren und inneren Lebens dargeboten wird.

Welche Geltung Beide neben einander hatten, drückt Forſter ſelber in wenigen Worten an den Freund aus: „Es iſt doch Triumph für uns, beſter Bruder, daß die erſten Köpfe Deutſchlands uns kennen und uns ehren!" Schon die Beſchreibung ſeiner Weltreiſe, ein Jugendwerk, verbreitete Forſter's Namen und Ruf in ſeinem Vaterlande. Dieſes Werk erweiterte das Weltbewußtſein der Deutſchen. „Durch Forſter, meinen berühmten Lehrer und Freund," ſagt Alexander von Humboldt, „begann

eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde ist. — Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Tahiti und anderen, damals glücklicheren Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster mit Anmuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in Beziehung auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung." — Die „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich" schildern die modernen Zustände nach den verschiedensten Seiten in einem lichtvollen, meisterhaften Gemälde. — Lichtenberg erklärte sie für eines der besten Werke in unserer Sprache. Ueberhaupt muß Forster zu den klassischen Schriftstellern der Deutschen gezählt werden. Seine Sprache ist klar, lebendig, gerundet und vollendet in der höchsten Feinheit, maßvoll im höchsten Schwunge. In allen seinen Schriften spricht sich eine überraschende Umsicht in den bedeutungsvollsten Aeußerungen aus. Als ein Verdienst ist es ihm auch anzurechnen, daß er durch die Uebersetzung des köstlichen Werkes „Sakontala von Kalidas" der indischen Litteratur zuerst Bahn in Deutschland gebrochen hat. Forster war von der edelsten Idealität erfüllt; sein Geist und Streben stets auf großartige Ziele gerichtet, nach neuen Vorstellungen und Begriffen ringend. „Was das Schicksal an uns Einzelnen fortbildet, indem es uns in neue Thätigkeit versetzt, uns neue Berührungspunkte verschafft, uns auffordert, für Andere zu wirken, das — meinte er — ist der erhabene Zweck unseres Daseins, wobei wir nur das Zusehen haben."

Sömmering's Namen begegnen wir überall, wo wir in der Naturgeschichte nach den Zeugen der untergegangenen Vorwelt, nach dem Wirken der Natur in und außer der Erde forschen. Als thätiger Arzt, als Verfasser vieler bedeutender Schriften, als Entdecker untergegangener Thiergeschlechter, als einer der Begründer und Mitglied der Seckenbergischen naturforschenden Gesellschaft hat er sich ein bleibendes Denkmal in den Registern der Wissenschaft und in der Erinnerung der Zeitgenossen gestiftet.

Forster wurde mit Sömmering zuerst im Jahre 1771 in London bekannt; sie schlossen sich eng aneinander, als Landesgenossen, denn beide

waren in polnisch Preußen geboren, und als gleichaltrige, wissenschaftlich strebsame Jünglinge, welche gleichen Studien oblagen und den gleichen Vorbildern nacheiferten. Durch Forster's freundschaftliche Bemühungen erhielt Sömmering die Lehrerstelle an der Anatomie zu Kassel, und hier lebten beide Freunde lange Zeit mit einander. Im Jahre 1784 trat Sömmering seine Professur in Mainz an und 1792, nachdem er sich mit der Frankfurterin Elisabeth Grunelius vermählt hatte, zog er auch Forster dorthin. Das innige Einverständniß Beider finden wir in einem Briefe Forster's ausgesprochen: „Lebendig stand es vor mir da, wo wir zusammen gewesen, was wir gemeinschaftlich gethan, wie Einer den Andern gefördert, gebessert hatte, — ein schöner, schöner Traum! Wie forschten wir nach Wahrheit so absichtslos und unbefangen! Im Genusse der schönen Gegend, wie heiter philosophirten wir nicht am Abend über das Studium des Tages! Ein wohlthätiges Verhältniß waltete über uns, daß wir einander verstehen lernten, daß unser ruhiger, hochachtungsvoller Bund der Freundschaft entstand und Einer des Andern Schutzengel ward; daß strenger Wahrheitssinn zur Schonung sich gesellte, und wir einander fortbildeten da, wo die gemeine Erziehung aufhört, zu diesem hohen Bewußtsein der Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, diesem Frieden, der höher ist, als alle Vernunft."

In der von Hettner herausgegebenen Sammlung sind Forster's Briefe in der Mehrzahl gegen Sömmering's; der Mangel an gegenseitigen Mittheilungen, gerade aus der Zeit, als Deutschland in die französische Revolution hineingezogen wurde, erklärt sich dadurch, daß beide Freunde diese Zeit mitsammen in Mainz verlebten. Ziemlich zahlreich sind die Briefe von Forster's Gattin, Therese, an Sömmering; alle zeugen von klarem Verstande und edler Gesinnung; die meisten sind anmuthig in der Darstellung der Verhältnisse, und die aus Wilna datirten geben uns ein vortreffliches Bild von Forster's dortiger Lebensstellung. Außerdem enthält die Sammlung den Briefwechsel zwischen Sömmering und Heyne und mehrere Briefe, welche der wunderliche alte Reinhold Forster aus Halle an Heyne richtete.

Der Briefwechsel zwischen Georg Forster und Sömmering zeugt durchweg von der innigsten Freundschaft, die durch gleichartige wissenschaftliche Bestrebungen, ja auch durch gemeinsame Theilnahme an der

damals herrſchenden Geheimbündelei noch befeſtigt wurde. Nur aus der herrſchenden Zeitrichtung, von welcher ſich nur ſelten der einzelne Menſch zurückhalten kann, läßt es ſich erklären, wie zwei ſo klare Köpfe ihre idealen Beſtrebungen durch eine Betheiligung am Roſenkreuzerbund zu fördern meinten. Beide widmeten ſich lange Zeit jenen Geheimbeſtrebungen, welche die Befreiung vom politiſchen Druck und zugleich die Rettung aus Geldverlegenheit durch Experimente im Schmelztiegel erhoffen ließen; natürlicher Weiſe kamen ſie ſpäterhin von dem Wahne zurück, auf dieſe Weiſe die Weltſtellung und ihren Hausſtand verbeſſern zu können. „Ich habe Alles geglaubt," ſchreibt Forſter, — „die Ueberzeugung, daß Diejenigen, die mich zu dieſem Glauben verführten, keine moraliſch guten Menſchen wären, öffnete mir die Augen; ich glaubte nun das ganze aufgethürmte Gebäude auf einer Nadelſpitze ruhend zu ſehen, und als ich die unterſuchte, fand ich ſie auch verroſtet und unſicher." — „So vorbereitet, mußten wir in's Garn," — ſchreibt er im Mai 1784 von Leipzig aus; — „wie wir ſo lange drin geblieben ſind, ohne das Loch wieder herauszufinden, iſt freilich auffallender, aber doch auch erklärbar. Es ging uns ja wahrhaftig, wie den armen Enten auf einem Entenfang; hat man ſie einmal in den mit Netzen bedeckten Graben gejagt, ſo ſtehen hinter jeder Kouliſſe Leute und jagen ſie immer weiter vorwärts und immer vorwärts, und ſo können die armen Thiere es nicht gewahr werden, daß der einzige Weg, ſich zu befreien, da liegt, wo ihre Nachſteller Poſten gefaßt haben." — Nach ſeinem Austritt äußert er über die ehemaligen Ordensbrüder, mit denen er zuſammengetroffen: „Hätte ich Leute an ihnen gefunden, die wie Cicero's Auguren über ihre eigene Geheimnißkrämerei lächelten, ſo wäre es möglich geweſen, mich mit ihnen einzulaſſen; aber heucheln und etwas hoch und ehrwürdig nennen, was ich nie wieder dafür halten kann, das iſt mir unmöglich, und dieſe Leute ſind ſo intolerant, ſo ganz im Geiſte dieſes Ordens, wie je." —

Nach ihrem Ausſcheiden hegten Beide, namentlich Sömmering, Beſorgniß vor Verfolgungen ſeitens der Geſchworenen; ſelbſt noch nach Forſter's Tode beſchwor Sömmering die Wittwe, bei der Herausgabe der Briefe nicht jener Ordensverbindung zu erwähnen. „Ich warne Sie ernſtlich," — ſchreibt er am 30. Mai 1780 an Thereſe Huber — „denn Sie machen ſich dadurch viele und ſehr bittere Feinde, die Ihnen deſto

gefährlicher sein möchten, weil sie nicht nur ungekannt, sondern mitunter von großem Einflusse sind. Ich selbst habe mir durch meine treuen Warnungen an meinen seligen Freund sehr geschadet, weil ich ihn von Manchem zurückhielt, es aber erst nach seinem Tode erfahren."

In fast allen Briefen zwischen den beiden Freunden ist die Rede von wissenschaftlichen Plänen und Arbeiten; in vielen werden wissenschaftliche Erscheinungen der Gegenwart, Theorien oder Probleme des Tages besprochen oder geprüft. „Herder's Buch," — schreibt Forster 1785 aus Wilna — „ist unstreitig ein herrliches Buch, weshalb ich ihn mehr noch, als wegen aller seiner übrigen liebe und schätze. Was mir mißfallen hat, sind Kleinigkeiten. Er läßt mir z. B. die Natur zu sehr auf menschliche Art allegorisiren in ihren Werken. Ich kann mir nicht vorstellen, daß gerade die aufrechte Stellung des Menschen ein Bild seiner Vollkommenheit und Vorzüge sein sollte. Der aufrecht gehende Mensch hat freilich Vorzüge, allein wer bürgt uns, daß es in den Augen der Natur edler und geistiger ist, den Kopf hoch, als niedrig zu tragen? Das nenne ich aus menschlichen Begriffen allegorisirt. Die Natur brachte ein Geschöpf hervor, welches fähig sein sollte, Gedanken zu reihen; sie bildete es zweckmäßig dazu, und da kam der Kopf am weitesten von der Erde ab zu stehen. Aber was ist oben und unten in der Natur; was ist edel, was unedel? Freilich, wenn der Kopf zugleich auch Organ der Bewegung gewesen wäre und den ganzen Körper hätte tragen müssen, so kann ich mir unzählige Schwierigkeiten vorstellen, wodurch die Denkkraft gehindert worden wäre, zu wirken; also nicht, weil es edler, schöner, göttlicher ist, den Kopf in die Höhe zu tragen, sondern weil es zweckmäßig und nothwendig war, mußte es geschehen. Tragen denn nicht alle Vögel den Kopf in die Höhe; am meisten die allerdümmsten? Er geht mir mit seiner aufrechten Stellung des Menschen auf der einen Seite ebenso sehr zu weit, wie Moscati auf der anderen, welcher haben wollte, daß wir auf allen Vieren laufen sollten. Da die menschliche Gestalt so erstaunlich verzerrt und verunstaltet werden kann, ohne doch geradezu die Denkkraft aufzuheben, so sehe ich nicht, daß die Thiere bloß und lediglich, weil sie nicht aufrecht gehen, von der Vernunft ausgeschlossen sind. Vielmehr, hätte nicht die Natur den Sack in des Orang-Utangs Kehle gebildet, der ihn zur Sprache unfähig macht, wir hätten ein zweites vernünftiges

Geſchöpf; minder vollkommen, und vielleicht durch die Verwirrung, die es anrichten würde, abſcheulich, allein ſobald es durch Töne Dinge bezeichnen könnte, vernünftig. Was machte die verwilderten Kinder, picella campanica, puer hybernicus u. ſ. w. zu Thieren? Sie hatten keine Sprache. Warum hatte das eskimoiſche Mädchen noch Beſinnung? ſie hatte noch Reſte von Sprache. Wie entwickelt ſich bei Kindern die Vernunft und das Vermögen zu denken? Durch mechaniſch-nachahmend erlernte Wörter. Was iſt mehr Thier, als das Kind, ehe es ſpricht? Welcher Menſch iſt der vollkommenſte und richtigſte Denker, als der, welcher vieler Töne Bedeutung hat und dieſe oft unter einander verbindet? Der Menſch geht von Natur aufrecht; er bildet Töne, womit er die Gegenſtände unterſcheidet; er behält dieſe Töne im Gedächtniß; ſo erhält er abſtrakte Ideen der Dinge und durch dieſe endlich Selbſtbewußtſein; dies gehört freilich Alles zuſammen, aber nur nicht darum, weil die erhabene Göttergeſtalt, die künſtliche Hauptſchönheit der Erde, ihr Schmuck und ihre herrſchende Krone eine aufrechte Figur mit zwei Beinen iſt."

„Kant," ſo lautet eine andere Briefſtelle, „hat im November 1785 der Berl. Monatsſchrift und im Januar 1786 etwas über die Menſchenraſſen und über Urſprung des Menſchengeſchlechts drucken laſſen, wogegen ich unendlich Vieles einzuwenden habe. Es wäre doch gut, wenn überall der Schuſter bei ſeinem Leiſten bliebe! Kant iſt ein vortrefflicher Kopf, und doch kommt der verzweifelte Paroxismus, der den Philoſophen von Profeſſion eigen iſt, auch über ihn, die Natur nach ihren letzten Diſtinctionen modeln zu wollen. Der Plunder iſt doch wahrlich mehr ſchädlich, als nützlich." — „Irre ich nicht," heißt es in einem andern Briefe, „ſo finde ich in Kant's Schriften Spuren, daß er gar ſehr auf die Jacobi'ſche Seite hängt, zu glauben, wo man nicht beweiſen kann. Ich habe dieſer Tage Jacobi über den Spinoza und auch ſeine Antwort auf die Beſchuldigung geleſen, und erſehe daraus, was ich ſchon ſelbſt aus den Morgenſtunden urtheilte, daß Mendelsſohn gar der große Kopf nicht iſt, wofür ihn ſeine Berliner ausſchrieen, zugleich aber, daß Jacobi ſo fürchterlich ſchwärmt, ja ſo gefährlich ſchwärmt, als je ein Schwärmer gethan, und das — erbarm' es Gott! — nach Anleitung eines ſo jämmerlichen ſophiſtiſchen Schluſſes, als ich je einen gehört habe. Alle unſere Erfahrung, ſagt er, das heißt, all' unſer Wahrnehmen durch die Sinne, iſt Glauben,

denn wir glauben, daß wir einen Körper haben, weil wir ihn verſchieden empfinden von Allem, was außer uns da iſt und auf unſere Sinne wirkt; ja, wir glauben, daß außer uns Dinge da ſind, weil wir Veränderungen in uns verſpüren; ob wir gleich aus der Empfindung noch keine Wirklichkeit demonſtriren, ſondern bloß eine glauben. Folglich können wir auch glauben, was die Religion lehrt; was nie Veränderungen in uns zuwege brachte, was nie auf unſere Sinne wirkte, was allem unſern ſinnlichen Glauben, wenn ich ihn ſo nennen darf, widerſpricht. Wie kläglich hängt das zuſammen! Und wie natürlich folgen daraus die gewöhnlichen Litaneien aller Schwärmer, die herrſchſüchtigen, alleinweiſen, intoleranten Ausdrücke gegen Alle, die nicht ſo denken, wie Er, Ausdrücke, die auf jeder Seite des Jacobi'ſchen Buches zu finden ſind." — „Was Lavatern betrifft," fährt Forſter fort, „ſo glaube ich gar wohl, daß er ein guter Mann und ein Mann von Kopf ſein kann; ich glaube, daß er es ſagt, wie er es meint, und ſchränke meinen Tadel nur auf eben das ein, was ich an Jacobi table, nämlich auf die grenzenloſe Schwärmerei, grenzenlos, weil man durchaus keinen terminum ad quem hat, ſondern mit dem Strome immer weiter geht und zuletzt allemal unfehlbar auf Abſurda kommt, wie das Desorganiſiren und Magnetiſiren und Somnambuliſiren, den Glauben an Gaßner und an andere Wunder jetziger und vergangener Zeit. . . . . Die Berliner gehen ebenſo tadelhaft zu Werke, wie andere Menſchen; ſie haben aber auch ihr Gutes. Crypto-Jeſuitismus exiſtirt gewiß; nur vielleicht nicht in dem Grade und Umfange, wie die Berliner ſagen; allein der Parteigeiſt muß ſo ſprechen, und ſobald man dem Crypto-Jeſuitismus zu Leibe will, iſt es natürlich, daß Alles mit verdächtigt wird, was ähnliche Symptome zeigt." — An anderer Stelle ſchreibt er: „Nicolai, Bieſter und dieſe Leute beurtheilſt Du unrichtig. In der Sache, glaube ich, haben ſie Unrecht, denn es hat mit dem Jeſuitismus lange nicht ſo viel zu ſagen, wie ſie daraus machen wollen; allein rechtſchaffene, aufgeklärte Menſchen ſind es, die ein wahres, unauslöſchliches Verdienſt um deutſche Litteratur haben."

Der Briefwechſel beginnt mit dem Jahre 1779 aus Kaſſel. Wir wollen in der Kürze an die wichtigſten vorangehenden Momente aus Forſter's Leben erinnern.

Der Vater, Johann Reinhold Forſter, lebte als Dorfpfarrer zu

Naſſenhuben bei Danzig, wo ihm am 26. November 1754 ſein Sohn, der erſte Sprößling, geboren wurde. Mehr auf das praktiſche, als beſchauliche Leben gerichtet und voll wiſſenſchaftlicher Neigungen, verließ der Pfarrer 1765 ſeine Heerde, als der ruſſiſche Geſchäftsführer in Danzig ihm den Antrag machte, die deutſchen Kolonien an der Wolga im Auftrage der ruſſiſchen Regierung zu bereiſen. Er nahm ſeinen elfjährigen Knaben Georg mit ſich. Auf dieſer Reiſe bildete derſelbe zuerſt ſeinen Sinn für Völkerkunde, Naturgeſchichte und Sprachwiſſenſchaft. Die Denkſchrift, welche der Vater über die Reiſe ausarbeitete, erregte das Mißfallen der ruſſiſchen Hofpartei, und der Verfaſſer mußte in Folge deſſen lange Zeit in Petersburg vergeblich auf den Lohn für ſeine Bemühungen warten. Der junge Sohn wurde genöthigt, Ueberſetzungen aus der franzöſiſchen in die ruſſiſche Sprache anzufertigen, um die Bedürfniſſe der verarmten Familie zu beſtreiten. Des unbeachteten Wartens müde, ſchifft ſich endlich Reinhold Forſter mit ſeinem Sohne nach England ein. In London gab Georg Sprachunterricht und überſetzte nebenbei eine Menge Reiſebeſchreibungen in's Engliſche. Noth und Erwerb machen den jungen Menſchen früh ernſt und reif; da fällt plötzlich ein neuer Lichtſtrahl in die düſteren Lebenstage; es wird dem Vater und dem Sohne Gelegenheit geboten, den Kapitän Cook auf ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe zu begleiten; eine dreijährige Wanderfahrt, deren leidige und freudige Abenteuer Georg ſelber in reizender Weiſe erzählt hat.

Nach der Rückkehr nach London verfaßte Reinhold eine wiſſenſchaftliche Beſchreibung der Weltreiſe, erzürnte ſich aber mit den Lords der Admiralität; ſeine Arbeit wurde, im Widerſpruche mit dem Vertrage, verworfen, er ſelber gerieth in die größte Bedrängniß. Während er von hartherzigen Gläubigern im Schuldgefängniß feſtgehalten wird, begiebt ſich ſein Sohn auf die Reiſe, um eine Anſtellung für ihn zu ſuchen. Er kam nach Kaſſel, der Reſidenz des Landgrafen Friedrich II., der die ausgezeichnetſten Männer der Wiſſenſchaft um ſich verſammelte. Der alte Forſter erhielt keine Anſtellung, aber der Sohn gefiel und nahm das Anerbieten an, als Profeſſor der Naturkunde in Kaſſel zu bleiben; vor Antritt ſeiner Stellung begab er ſich aber auf eine Reiſe nach Preußen. Auf dieſer lernte er die bedeutendſten Männer Deutſchlands kennen, kam

auch gegen Ende des Jahres 1779 nach Berlin, wo er mit Nicolai und seinen Anhängern und Gegnern bekannt wurde.

Bald nach seiner Niederlassung in Kassel trat Georg Forster mit der Universität Göttingen in Verbindung. Dort zog ihn vor Allem das gastliche Haus des Professor Heyne an, des großen Philologen, welcher die hervorragendste litterarische Zeitschrift durch seine Beiträge belebte, durch Vorlesungen und Klassikerausgaben eine neue Aera der Philologie schuf und ein halbes Jahrhundert lang die Zierde der Universität war.

Nach fünfjährigem Aufenthalt in Kassel erhielt Forster im Jahre 1783 einen Ruf als Professor der Naturgeschichte an der neuen Universität zu Wilna. Obgleich ihm vor Polen bangte, nahm er doch die Berufung an, denn sie sollte den Hauptzweck haben, die Naturprodukte jenes Landes bekannter zu machen und ihren Nutzen für die Wirthschaft und die Industrie zu studiren. Diese neue Thätigkeit mit ihren neuen Berührungspunkten erschien ihm als ein erhabener Zweck, und nebenbei tröstete er sich mit dem Gedanken: „Wenn auch alle Phantome von Gemeinnützigkeit, vom Einfluß auf Menschenbildung, von Aussaat und Hervorgrünen wissenschaftlicher Kultur unter einem fremden Himmel zerronnen sind, dann finde ich mich selbst dort noch wieder.“

Auf der Hinreise machte er eine Station in Wien und erhielt die belebendsten Einflüsse von der schön gelegenen Stadt und ihrem freigebigen Klima. Sein dortiger Aufenthalt im August 1784 gehört zu den Glanzpunkten seines Lebens und die Reisebriefe von dort enthalten eine muntere, vortreffliche Schilderung des geselligen Lebens in der reichen Hauptstadt. „Wien,“ so schreibt er an Sömmering, „ist der Ort, der unter allen mich noch am meisten gefesselt hat. Vielleicht würde er Dir nicht so gefallen, wie mir, denn unsere Temperamente sind sehr verschieden; ich bin sinnlicher, als Du, und bin es mehr, als jemals, seitdem ich der Schwärmerei auf immer Adieu gesagt und einsehen gelernt habe, daß es Thorheit sei, um des ungewissen Zukünftigen willen das sichere Gegenwärtige zu verscherzen. Es giebt in Wien einen sehr angenehmen Ton in Gesellschaften; man ist gleich vom ersten Eintritt auf dem freundschaftlichen, vertrauten Fuß, der ein gegenseitiges Zutrauen voraussetzt, und daher ist man auch inter bonos bene, ohne ängstliche Zurückhaltung, ohne steifes Ceremoniell. Es ist wahr, daß ein feiner Epicuräismus aus dieser Stimmung hervor-

leuchtet, daß man im Durchschnitt den Freuden des Lebens offen ist und sie gern genießt, aber wer von sich im Ernste behaupten kann, daß er alle Affecten bezwungen habe und daß diese Selbstverläugnung wahrhaft glücklich macht, nur dem will ich erlauben, den ersten Stein auf die Wiener zu werfen; — doch nein! auch dem nicht; denn man sollte überhaupt nicht gestatten, daß Steine auf Den geworfen werden, der anders thut und denkt. Der reisende Franzos spricht viel von der Liederlichkeit der Wiener. Alle großen Städte haben heimliche und öffentliche Dirnen; alle Höfe sind mehr oder weniger verderbt; der Adel überall, der das Recht besitzt, zu thun, was er will, mißbraucht es oft, zu thun, was ihm nicht ziemt; die Weiber, wo sie Freiheit haben, arten so leicht aus, wie die Männer und ihr Temperament ist vielleicht noch reizbarer; also ist wohl kein Zweifel, daß auch in Wien barmherzige und unbarmherzige Schwestern genug zu finden sind. Allein, freien Ton nimmt der Mensch, der an's Kleinstädtische gewöhnt ist, oft für Anzeige der Ausschweifung, und es ist nichts weniger, als das. Die Frauenzimmer hier sind hübsch artig, witzig und auf die angenehmste Art ungenirt. Französisch und Italienisch kann Jedermann, und zum Erstaunen Viele können Englisch." — Später schreibt er aus Wilna: „Kaum mache ich mir aber Hoffnung, nach Wien zu kommen, wofern es dem Kaiser nicht einkommt, die Gelehrten honett zu besolden. So lange noch wälsche Sänger und Komödianten mehr Gehalt genießen, als ein Professor an der Universität oder überhaupt ein Gelehrter hoffen kann, so lange wird es weder für mich noch für Dich etwas in Wien sein. Denn mich dünkt, darin bist Du mit mir einstimmig, wenn man schon gezwungen ist, als ein obscurus homo zu leben, sich bis auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse einzuschränken und auf den Umgang und die Vergnügungen der Gesellschaft Verzicht zu leisten, so thut man dieses lieber und gelassener an einem unbedeutenden Orte, als an einem großen, wo man fühlt, wieviel man sich Gewalt thut und was man Alles entbehren muß."

Wilna erschien dem Ankommenden leer und traurig. Durch die letzten Kämpfe war die Stadt abwechselnd von Russen und Konföderirten geplündert und viele Häuser in Asche gelegt worden; die Umgegend indessen, obgleich nur sandig und mit Fichtenwaldungen besetzt, bot doch eine hügelige Abwechselung dar. Als ein berühmter Professor, der hier in

Adelsrang trat, lernte Forſter bald alle Schattenſeiten der Geſellſchaft kennen. Die Spielſucht war namentlich überall eingeriſſen. Aber der Umgang mit vornehmen Perſonen war auf dem ungezwungenſten Fuß, von Adelsſtolz nichts zu merken; in Religionsſachen herrſchte neben tiefem Aberglauben doch vollkommene Duldſamkeit. „Alles geht ſchlecht gekleidet," ſchreibt Forſter, „zumal das weibliche Geſchlecht. Polniſche Fräulein kämmen ihr Haar zum Fenſter hinaus und Cavaliers mit dem Stanislaus-Orden ſchnäuzen ſich zwiſchen den Fingern die Naſe; vornehme Schnurrbärte, mit ihren Säbeln an der Seite, haben ſtatt Strümpfe Stroh in den Stiefeln — wenigſtens ſagte es mir Madame Przesincka." — Beſonders niederſchlagend war für den Menſchenfreund der Anblick des eigentlichen Volkes, welches durch die lang gewohnte Sklaverei zur Thierheit, Fühlloſigkeit und Faulheit herabgeſunken erſchien. „Die Menſchen hier um mich her ſind nichts werth," ſo lautet es in einem ſpäteren Briefe von Forſter's Gattin, „noch mehr betrogen und gedrückt, als Andere, drücken und betrügen ſie noch mehr. Laſter ohne Seelengröße, Schurkerei ohne Feinheit, Wolluſt ohne Verfeinerung, Ueberfluß ohne Bequemlichkeit, Pracht ohne Zierlichkeit, Glanz ohne Reinlichkeit — phyſiſche und moraliſche Ausartung. Selbſt die Beſten zum Lernen zu ſtolz. Brodneid und Läſterſucht unter den Profeſſoren, das iſt mein Tod. Forſter wird aus dem Spiel gelaſſen, weil er ſich nicht hineinmiſcht."

Forſter fand ſeinen Wirkungskreis ſehr beſchränkt. Einen großen Theil des Einkommens verwendete der Primas auf die Förderung der Univerſität Krakau, für welche er eine Vorliebe hegte. Die Vernachläſſigung traf beſonders die Einrichtungen, welche zu Forſter's Lehrbetrieb gehörten: das Naturalien-Kabinet, den botaniſchen Garten und die ſpecielle Bücherſammlung. Forſter tröſtete ſich indeſſen. „Ich ſehe die Jahre, die ich hier zu bleiben verſprochen habe," ſchreibt er an ſeine Thereſe, „als eine neue Vorbereitungszeit an, in welcher ich mich für eine dereinſtige beſſere Lage, wo ich mehr Gelegenheit zu nutzen finden möchte, durch meine Studienfortſetzung anſchicke."

In dieſer Hoffnung legte er die 200 Meilen lange Reiſe nach Göttingen zurück, um Thereſe Heyne als Gattin heimzuführen. Er hatte die Tochter des Profeſſors zuerſt als fünfzehnjähriges Mädchen, als ſie aus einer hannoverſchen Penſion in das elterliche Haus heimkehrte, kennen

gelernt; aber erst in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Kassel hatte er sich bei seinen Besuchen von ihr einnehmen lassen. Ohne schön zu sein, war sie interessant, emporstrebenden Geistes, frei und natürlich in Gefühlen und Handlungen. Mitgefühl für die vereinzelte Lage des berühmten Mannes, Vertrauen und Achtung bewogen sie, ihm ihre Hand zu reichen. Wir wissen, daß sie als Gattin nicht frei von Leidenschaftlichkeit war und sich durch solchen Antrieb verleiten ließ, ihr Herz einem Anderen zuzuwenden. Forster's Aeußeres war nicht gerade an und für sich einnehmend, wurde es aber durch seinen feinen Anstand, seine theilnehmende Güte und geistvolle Sicherheit. „Seine Persönlichkeit vermehrte das Interesse, das er als Weltumsegler einflößte," — so schildert ihn Therese — „nicht weil er hübsch war; seine ursprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeschrumpft und mit Narben bedeckt; der heftige Scorbut, den er auf seiner Seereise erlitten und von dem seine Säfte auf immer angesteckt waren, hatte das Weiße seiner Augen gefärbt und seine Zähne verdorben; aber sobald er durch das Gespräch belebt wurde, erhielten seine Züge den mannigfaltigsten Ausdruck, und kaum sah ich je ein Gesicht, das durch Geist und Empfindung einer größeren Verschönerung und eben auch des Gegentheils fähig gewesen wäre." — An einer anderen Stelle schreibt sie: „Als ich Forster heirathete, zog ich ihn allen Männern zum Gemahl vor; für ihn allein mochte ich, konnte ich Alles sein, was ich jetzt zu unser Beider Glück bin. Ich kenne außer ihm verschiedene Männer, die ich ebenso heftig, aber nie so ruhig und zärtlich lieben könnte, und keinen, der mich würde glücklich machen." — Forster andererseits schilderte in vielen Briefstellen sein eheliches Glück. „Ich glaube allerdings," schreibt er, „daß Therese einen gutmeinenden Mann glücklich gemacht hätte; allein je länger ich sie besitze, desto fester überzeuge ich mich, daß sie selbst bei keinem leicht so glücklich geworden wäre, wie bei mir, und dieses fühlt sie noch mehr, als ich. Therese kannte mich nicht, als sie mich heirathete, und wie hätte sie es auch gekonnt, da wir uns so wenig gesehen hatten. Sie wußte nur, das ich unter allen Männern ihrer Bekanntschaft der gutherzigste und sanfteste war. Sie hatte auch keinen Begriff, daß ein Mensch so denken und handeln könnte, wie sie seitdem bei

mir erfahren; sie erwartete keine völlige Befriedigung für ihr Herz und fand sie doch!"

Bald sollte Forster mit einem Lebensabschnitte wechseln. Die Kaiserin von Rußland ließ ihn zu einer Entdeckungsreise nach der Südsee anwerben; er erklärte sich dazu bereit, um so freudiger, als auch Sömmering an der Expedition theilnehmen wollte. Im August 1787 verließ er Wilna, um vorläufig die Gattin nach Göttingen zu geleiten. Aber der Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte hinderte das Unternehmen, und nach längerem Unterhandeln wurde Forster endlich aller Verbindlichkeit gegen Rußland ledig erklärt.

Schon im folgenden Jahre erhielt er einen neuen Posten als Bibliothekar zu Mainz und hoffte, hier in reizender Natur und im einfachen Verkehr mit wenigen Menschen des Lebens froh zu werden. Zu den wenigen Freunden, die sich um den Theetisch des Weltumseglers versammelten, gehörte Ludwig Ferdinand Huber, Legationssekretär der sächsischen Gesandschaft in Mainz, der sich später als Redacteur der „Allgemeinen Zeitung" und als geistreicher Schriftsteller und Kunstkritiker einen ehrenvollen Namen erwarb. Zwischen Huber und Theresen entspann sich allmählich eine zärtliche Freundschaft, welche Forster gekannt und gebilligt zu haben scheint, vielleicht nicht ahnend, daß er selber diesem Verhältnisse weichen sollte. Nicht ohne Einfluß mochten hierbei Forster's ökonomische Verhältnisse geblieben sein, indem dieselben wohl geeignet waren, die ehelichen Bande zu lockern. Forstern wurde es stets schwer, zu wirthschaften und seine Ausgaben zu messen; immer wiederkehrende Verlegenheiten riefen Verstimmungen hervor; obgleich er mit der Frau höchst einfach lebte, so wendete er doch viel auf die Einrichtung der Wohnung und noch viel mehr auf Anschaffung gelehrter Hülfsmittel, welche er keiner Berechnung unterwarf.

Die Ereignisse des Jahres 1790 brachten Waffenlärm und Kriegsgetümmel. Der Kurfürst hatte den Verbündeten ein Regiment gegen Frankreich gestellt; bald darauf wurde dasselbe von Cüstine völlig geworfen; Schrecken kam über Mainz; die Reichen und Vornehmen flüchteten.

Forster war seiner Natur nach geeignet, an den politischen Bewegungen den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Schon in seiner ersten

Reiſebeſchreibung hatte er eine Revolution „im Denken, Thun und Laſſen von Millionen Menſchen“ vorhergeſagt; das allgemeine Sehnen nach Formveränderung und nach Abhülfe der Mängel, ſo wie das Auflehnen der Vernunft gegen den Zwang, welcher das Gefühl beherrſcht, — dieſe Regungen am Ende des Jahrhunderts — hatten ihm den Antritt „einer neuen Lehre und eines neuen Lehrers“ verkündet; ſchon in früheſter Jugend hatte er auf den großen Weltplätzen Europas reiche Erfahrungen geſammelt und ſeine Natur für das praktiſche Weltleben gebildet. Nach reiflichem Bedenken brachte er die Frau und die Kinder nach Straßburg, wo ſie im Hauſe eines Jakobiners Aufnahme fanden, nach kurzem Verweilen aber einer Einladung nach Neufchatel folgten. Dorthin kam auch Huber, der auf einen Staatsdienſtpoſten Verzicht geleiſtet hatte, um Freund und Pfleger der verlaſſenen Familie zu werden.

In dem Glauben, daß er der Univerſität und den Bürgern von Mainz verpflichtet ſei, verſtand ſich Forſter zu mancherlei Geſchäften für das öffentliche Wohl. Man ſtellte ihn an die Spitze der Deputation, welche den General Cüſtine begrüßte und ſich um ſeinen Schutz bewarb; er trat auch mit dem Kriegs-Commiſſariat in Berührung, um die Lieferungen der Univerſität zu reguliren. An dem Club, welchen ein Adjutant Cüſtine's errichtete, nahm er anfangs keinen Antheil, weil ihm die erhitzten Sprecher, welche dort auftraten, zuwider waren, ſpäter ließ er ſich jedoch dort einführen. Als es galt, eine neue Behörde für die Verwaltung des linken Rheinufergebietes einzuſetzen, bedurfte es der ernſteſten Ueberlegung, ob er ſich als Mitglied dieſer Behörde betheiligen ſollte; auf Cüſtine's Antrag nahm er endlich ein Amt im Verwaltungsrathe an und unterzog ſich einer großen Laſt von Arbeiten und Verdrießlichkeiten. Die politiſchen Verhältniſſe geſtalteten es inzwiſchen für die Partei, welcher Forſter angehörte, zu einer Lebensbedingung, daß dem Rheinlande die neu erworbenen Freiheiten geſichert blieben. Forſter wurde zu den Abgeordneten gewählt, welche den Nationalkonvent dazu bewegen ſollten; er reiſte nach Paris ab. Dort fand er das Volk verrathen, ſelbſt aber leichtſinnig und nur vom Schein edler Anregung getrieben. Durch ſeine Abreiſe war er indeſſen dem traurigen Geſchick entronnen, welche die Clubbiſten traf, nachdem die Preußen Mainz eingenommen hatten. „Die Erbitte-

rung des Publikums und die Rachsucht der Parteien gegen die Clubbisten ist grenzenlos," schreibt Sömmering an Heyne. „Ohngeachtet man vorgiebt, gegen Anarchie zu kämpfen, verfällt man in den nämlichen Fehler. Dem Beispiel des gütigen Königs und bescheidenen Herzogs scheinen seine eigenen Offiziere zu trotzen." — „Sie können," antwortete Heyne, „auf meine innigste Erkenntlichkeit rechnen, daß Sie an meinem Kummer über meine Kinder Antheil nehmen. Denn Forster geht mir nicht weniger zu Herzen, als die Verirrte. Bei Lesung ihres letzten Briefes war ich in Todesangst, bis ich am Ende las, daß Forster wirklich in Paris angekommen ist. So ist er doch den Mißhandlungen entgangen, welche ihn so, wie die Anderen, treffen konnten."

Forster entledigte sich noch einer Mission nach Cambrai, um englische Gefangene gegen französische auszuwechseln, mußte aber vor den anrückenden Engländern nach Arras fliehen. Die fränkische Freiheit nahete der Krisis. Dem Heimathlosen gelang es nur mit großer Mühe, seine Frau und Kinder in der Bauernschenke eines schweizerischen Grenzdorfes noch ein Mal wiederzusehen. Mit dem Keime einer tödtlichen Krankheit nach Paris zurückgekehrt, nahm er sich vor, eine Darstellung der Mainzer Revolution und der Pariser Ereignisse auszuarbeiten; aber bald erkrankte er an einer Brustentzündung; aller häuslichen Pflege entbehrend, aber mit Ergebung in sein Geschick, erlag er am 12. Januar 1794, im 39. Lebensjahre, dem Uebel, das er auf seiner frühen Weltfahrt in sich aufgenommen hatte und das nun durch den Kummer über alle vereitelten Hoffnungen zu einem zerstörenden Ausbruch gelangt war. Therese, welcher er als Bräutigam geschrieben hatte, er hoffte, dereinst, von ihrer Hand gepflegt, ruhig zu entschlafen, war fern von seinem Todtenbette; sie reichte später ihre Hand dem Hausfreunde Huber, der in würdiger Weise die Pflicht eines Versorgers der bedrängten Familie auf sich nahm.

An Sömmering hatte Forster vor der Trennung geschrieben: „Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß. Eins allein ist unantastbar mein, weil nur ich allein es antasten könnte:

das ist mein Bewußtsein." — Und das war der Scheidebrief der beiden Freunde.

Der alte Reinhold Forster hatte sich gegen den Sohn, der ihm große Opfer gebracht und ihm mit rührender Hochachtung angehangen hatte, fast immer abhold, rechthaberisch, sogar neidisch gezeigt. „Es thut mir unendlich weh, daß ich immer mit meinem alten Vater in Collision komme; dies ist für mich ein bitteres Schicksal!" schrieb Forster schon aus Wilna an seinen Freund. Der politische Parteigeist erweiterte die Kluft bis zur Feindschaft seitens des Vaters. Heyne dagegen bewahrte dem Schwiegersohne seine Liebe, aller Meinungsverschiedenheit zum Trotz. Im Januar 1794 schrieb er an Sömmering: „Die traurige Nachricht von Forster's Tode rührt mich schmerzlicher, als ich Ihnen sagen kann. Ich kann mich gar nicht fassen, nicht sammeln. Ich liebte den Mann ganz unaussprechlich; er war mir mehr, als Kind. Welch' Schicksal verfolgte ihn! und was hat er mir die ganzen Jahre über für Kummer und Mitleiden gekostet! Ein paar herrliche Menschen mußten doch durch einander unglücklich sein, und ich mußte durch Beide leiden." — Und einen Monat später: „Mein Forster ist mir unabläßig vor den Augen und im Sinn! Er war mir der Gegenstand des Kummers seit so vielen Jahren, da ich sah, was er durch seine unglücklichen Verhältnisse mit Therese litt; die Liebe zu ihm erhält dadurch etwas weit Theilnehmenderes, Weicheres und Rührenderes. Noch schmilzt mir das Herz, wenn ich an ihn denke."

Wenngleich nicht zu leugnen ist, daß Forster von den Wogen der Revolution fast willenlos mit fortgerissen worden, so liegt doch in seinem Benehmen und in seinem thatsächlichen Antheil der Beweis ausgedrückt, daß er sich mit vollem Bewußtsein, mit ruhigem Ueberblick, ja, mit wahrhaft staatsmännischem Genie über dem Strudel der Ereignisse hielt. Wie richtig er die Revolution beurtheilte, ihre Prinzipien und Ziele erkannte, ja theilweise ihre Wendungen voraussah, hat er in seinen „Pariser Umrissen" — nicht ohne Spott über die Erbärmlichkeit der damaligen deutschen Verhältnisse — und in seinen Briefen aus Paris in der vollendetsten und klarsten Sprache dargestellt. Aus diesen Schriftstücken geht auch hervor, daß Forster die Ereignisse mit jener philosophischen Innerlichkeit betrachtete, welche

in allen Erſcheinungen der Geſchichte eine göttliche Ordnung und Weltleitung erkennt.

Die edleren Zeitgenoſſen trugen Leid um Forſter's Verluſt: und heute, da die Stimme jenes Parteizwiſtes verſchollen iſt, ſtimmt man darin überein, daß in dieſem Manne ein wahrer Gemeingeiſt und Freiheitsſinn lebte, und daß er, obgleich er in den Konflikten der Revolution zu Grunde ging, doch die Bedeutung der geiſtigen Bewegung mit tiefem, hiſtoriſchen Bewußtſein begriffen hatte.

II. Abtheilung.

Essays zur Goethe-Litteratur.

I.

Goethe's letzter Sekretär.

Im Spätsommer des Jahres 1870 wurde das liebe Goethehäuschen auf dem Kickelhahn bei Ilmenau ein Raub der Flammen. In jener Zeit, wo die Kriegsfurie tobte und stolze Paläste, ja ganze Städte in Asche sanken, mögen die erhitzten Gemüther kaum Zeit gefunden haben, den Verlust eines unscheinbaren Bretterhauses zu beklagen. Nur jene sinnigen Menschen, welche der Kulturgeschichte den Vorrang vor der Kriegsgeschichte einräumen, werden gefühlt haben, daß ihnen einer jener heiligen Pilgrimsörter, eine jener klassischen Stätten, wo die Früchte friedlichen Menschenglücks gediehen, verloren gegangen ist.

So verfallen die Schlösser und Hütten, so sterben die alten Bäume hin, die uns an jene Blüthezeit unserer Litteratur erinnern, und noch hinfälliger, als die Tempel und die heiligen Haine, sind die Priester und Priestergehülfen, die darin Dienste verrichteten. Es ist fast Niemand mehr übrig von Denjenigen, welche den großen und edlen Männern der Weimarer Litteratur-Epoche persönlich nahe gestanden haben.

Fast gleichzeitig mit jenem Jagdhäuschen, zwei Tage früher, ging ein lebender Zeuge von Goethe's Wirksamkeit und seiner letzten Greisenjahre voll Weisheit und Milde aus der Welt: Johann Christian

Schuchardt, der letzte Sekretär des Altmeisters, ein Mann, der zuletzt einsam in dem modernen Weltgetriebe dastand, wie jenes Häuschen inmitten der Weiß- und Rothtannen, die üppig emporgeschossen sind und dem Blick nicht mehr gestatteten, über die Gipfel zu schweifen und jener Aussicht zu genießen, welche den Dichter einst zu wehmüthiger Sehnsucht nach Ruhe stimmte; wie aber jenes Einsiedlerhäuschen an seiner Fensterwand die süßen, melodischen Strophen des berühmten „Nachtliedes" bewahrte, so standen auch dem alten Schuchardt die Lehren seines Meisters Goethe mit unauslöschlichen Zügen in das Herz geschrieben.

Schuchardt's Zeugnisse von Goethe's menschlichem Wandeln sind um so werthvoller, als es ihm vergönnt war, als ein strebsamer Jüngling dem großen Mann zur Seite zu stehen und mit schon gereiftem Verständnisse zu ihm aufzublicken.

Joh. Chr. Schuchardt, am 5. Mai 1799 zu Buttstädt geboren, hatte das Gymnasium zu Weimar besucht, in Jena die Rechte studirt und nach bestandener Prüfung eine Anstellung als Accessist bei der Weimarischen Landesregierung gefunden. Neigung und Fleiß für die Zeichenkunst machten ihn frühzeitig dem Hofrath Meyer, dem Director der Zeichenschule, bekannt, in dessen Umgange er sich für die Beurtheilung zeichnender Kunst bildete; dieser bewog ihn auch, seine juristische Laufbahn zu verlassen und nach dem Tode des Professor Müller in Gemeinschaft mit Director Schorn die Oberaufsicht über die vom Großherzoge und von Goethe unternommene, früher in der Bibliothek gelegene Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen und nebenbei eine Stellung als Sekretär und Erzieher in Goethe's Hause anzunehmen. Jene Sammlung wurde 1836 größtentheils in das Fürstenhaus versetzt und erhielt durch die Großherzogin Maria Paulowna viele Verwilligungen.

Mir waren die kunstlitterarischen Arbeiten des trefflichen Mannes wohl bekannt: die Lebensbeschreibung der beiden Lucas Cranach, die Herausgabe der Kupferstiche nach Lucas Cranach, sowie die der Goethe'schen Kunstschriften und des Aufsatzes von Meyer „über Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste"; die Textbearbeitung zu Müller's Heften nach Carsten, der Katalog der Goethe-Sammlungen

nebst Anmerkungen, und mehrere kleinere Aufsätze in einem Weimarischen Lokalblatte über seinen Umgang mit Goethe. In allen diesen Arbeiten hat er werthvolle Erfahrungen und Ansichten ausgesprochen. Persönlich lernte ich ihn aber erst in seinen letzten Lebensjahren kennen, als ich behufs meiner Goethe-Studien das litteraturgeschichtliche Terrain recognoscirte und Weimar zu wiederholten Malen besuchte.

Das erste Mal geschah dies im Sommer des Kriegsjahres 1866.

In Weimar war Quartier für die preußischen Truppen bestellt worden. Auf dem Bahnhofe entluden sich die Wagons von Landwehrmännern des 20. Infanterie-Regiments; starke Abtheilungen stämmiger Gestalten im mittleren Mannesalter mit gebräunten Gesichtern, bei denen langjährige Arbeit und Tagesmühe die straffe preußische Haltung, die der Landwehrmann im Gefühl seiner Waffenkundigkeit auch nicht anstrebt, einigermaßen verwischt hatten. Die Station war mit einem Piquet besetzt, auf dem Dach des Bahnhofgebäudes waren Posten ausgestellt, welche unaufhörlich nordwärts in das Land hinauslugten.

Die angemeldeten Quartiere wurden nicht benutzt. Rastlos ging es durch die Stadt, die Höhe des Ettersbergs hinauf. Es galt eine versprengte Abtheilung der hannoverschen Armee, welche auf ihrem Marsche südwärts begriffen war, von jeder Stütze abzuschneiden, zu umzingeln und zur Kapitulation zu nöthigen.

Ich wollte mich in meinen „Goethe-Studien" nicht stören lassen und, unbeirrt durch das Kriegsgetöse, die klassischen Stellen des Ettersburger Parks besuchen. Zu beiden Seiten der Chaussee, auf der ich dahinschritt, dehnten sich üppige, eine reiche Ernte versprechende Kornfelder aus; die Lerche erhob sich, kühn wie das Herz der Jugend, mit freien Schwingen zu den luftigen Höhen. Alles erschien reich, gesegnet und in der Fülle des Friedens. Aber die wenigen Menschen, die mit mir wanderten, mochten dasselbe Gefühl empfinden, wie ich: diese reizende Landschaft war nur die fertige Staffage zu einem werdenden Schlachtengemälde, nur eines jener trügerischen Gukkastenbilder, wie sie die Natur dem entzückten Optimisten bietet.

Beim Eingange zum Gehölz, welches die Höhe meilenweit krönt, lagerte die erste Feldwacht; von nun an wiederholten sich die Feldposten in kurzen Entfernungen.

Auf der Rückkehr, wobei ich die Chauſſee vermied, fand ich die Dörfer von Truppen beſetzt; auf der Landſtraße wurden Alle, die von Weimar kamen und keine beſondere polizeiliche Legitimation bei ſich führten, zurückgewieſen. Indeſſen blieb es bei einem freundlichen Verkehr; die Bürger und Bauern plauderten mit den fremden Okkupanten und betrachteten ihre Waffen, auch das ſchöne Geſchlecht ſchmiegte ſich ſchon an die bewaffnete Kraft; Amor, den ich in Tiefurt die Nachtigall hatte füttern ſehen, ſah ich hier mit dem Zündnadelgewehr ſpielen.

Als ich wieder in dem Ilm-Athen angelangt war, trieb es mich, nach den halb kriegeriſchen Erlebniſſen, die Stätte aufzuſuchen, wo das „Kind des Friedens“ — ſo nannte ſich Goethe ſelber — geweilt hatte.

Ich wollte einen Vermittler ſuchen und begab mich zu dem Cuſtos der Goethe'ſchen Nachlaſſenſchaften und Director der im Jägerhauſe befindlichen Kunſtſammlungen, zu Chr. Schuchardt.

Gern hätte ich die Gelegenheit benutzt, recht Vieles über Goethe von ihm zu erfragen, aber Director Schuchardt, eben erſt von einer ſchweren Krankheit erſtanden, war in hohem Grade angegriffen. Ich wollte daher auf jede Unterredung verzichten, der alte Herr jedoch mochte die Tiefe und Wahrheit meiner Verehrung für Goethe erkannt haben und ſich dadurch zur Mittheilung bewogen fühlen. Er wurde geſprächig und mittheilend und ſpendete manche ausdrucksvolle Charakterzüge und Beiträge zu einer wahrheitsgetreuen Tradition, ſo ſchwer es ihm, dem Anſchein nach, fiel. Ich hielt faſt jedes Wort, das aus ſeinem Munde kam, für ſchätzenswerth, ja für Goethe-Verehrer der Aufbewahrung werth. Hatte ich es doch hier mit einem Jünger des Meiſters zu thun, mit einem lebendigen Zeugen ſeiner letzten Jahre voll weiſer, ruhiger, ſtetiger Thätigkeit! Neben den unſterblichen Geiſteswerken Goethe's werden die Zeugen ſeines menſchlichen Wandelns immer weniger. Die ſprachloſen, die nur durch ihre Exiſtenz zu uns reden, ſind durch den Strom der Zeit umgeſtaltet oder vernichtet worden. Die Räume, in denen er lebte und mit ſeinen großen Zeitgenoſſen verkehrte, ſind nur theilweiſe der Umwandlung entgangen, nur noch theilweiſe vor Verfall bewahrt geblieben; auch von den herrlichen Bäumen, die er als Jünglingsmann gepflanzt und an deren Schatten er ſich im Alter erfreute, iſt mancher vom Sturm gefällt oder von der Jahre Laſt geknickt. Von

den Lebensgenossen des Meisters sind fast nur Diejenigen noch vorhanden, die als Kinder, eines reiferen Verständnisses unfähig, zu ihm aufblickten. Um so kostbarer schätze ich die Worte eines Greises, der als strebsamer, bildungswilliger Jüngling dem großen Manne zur Seite stand, dessen Lebenswandel eine ungetrübte Ueberlieferung allen Generationen der Deutschen als Muster aufbewahren sollte.

Der alte Herr erschien mir als ein wohlgestalteter Greis am Ausgange der fünfziger Jahre. Seine ernsten Gesichtszüge drückten ein humanes Wohlwollen aus, obgleich sie auch von körperlichen Leiden zeugten. Seine zunehmende Kränklichkeit bot Goethe's Enkeln einen Grund mehr, das Heiligthum auf dem Frauenplan nicht nur vor dem profanen Menschenkehricht, sondern leider auch vor den Rittern vom Geiste verschlossen zu halten.

„Goethe," erzählte er „war ein liebenswürdiger, stets heiterer und hnmaner Mensch, der selbst mit unleidlichen Personen Nachsicht hatte." — „Er war ein verdammt liebenswürdiger Kerl!" rief er, sich halb vergessend, in seiner treuherzigen thüringischen Mundart. „Stets war er ruhig, heiter und human; ich habe ihn nie anders gesehen. Mit Jedem hatte er Geduld und Nachsicht, selbst mit Kerlen, die ich am liebsten zur Thür hinausgeworfen hätte. Erst im reiferen Alter wurde es mir klar, weswegen er Jeden so ruhig und widerspruchslos anhörte: es lag ihm vor Allem daran, die Menschen, mit denen er, wenn auch nur vorübergehend, zu thun hatte, kennen zu lernen, und er wußte wohl, daß dies am besten dadurch erreicht wird, wenn man das Individuum, anstatt es durch Widerspruch zu verwirren und zu reizen, frei seine Meinung aussprechen läßt."

„Auch an mir, dem damals noch jungen und unachtsamen Manne, hatte er oft genug Gelegenheit, seine Geduld und Nachsicht zu bewähren. Niemals schalt er, wenn ich, gegen oder ohne seinen Willen, nach meinem eigenen Sinne gehandelt hatte, sondern wies mich nur mit bündigen Gründen zurecht. Er fragte mich nur in der größten Ruhe: „Warum haben Sie das gethan?" und widerlegte mich dann mit wenigen überzeugenden Worten. Sobald ich mich in irgend einer Sache unanstellig zeigte, so half er praktisch nach und legte mir z. B. selber die Hand zurecht, wenn ich mich beim Liniiren ungeschickt benahm."

„Ein Tintenfleck auf dem Manuſkript war ihm ein Greuel, aber dennoch wurde er niemals unwillig, ſondern ſuchte mich ein für alle Mal durch eine kleine moraliſche Anekdote zu beſſern. ‚Ich will Ihnen einmal etwas erzählen, junger Mann,‘ ſagte er bei dieſer Gelegenheit, ‚wenn es dem Herzog von Gotha beim Briefſchreiben begegnete, daß die Schleife eines Buchſtabens, wie beim h, g, u. ſ. w. in der Tinte zuſammenlief, ſo fing er den Brief von Neuem an.‘“

„In Geldſachen war er ſtets großmüthig, und als ich, bei noch geringem Gehalte, einen Vorſchuß, der mir für eine Urlaubsreiſe zu Statten gekommen war, in Erinnerung brachte, erfuhr ich, daß Goethe ſtillſchweigend die Koſten meines Aufenthalts in Dresden auf ſeine eigene Rechnung genommen hatte.“

Ueber die Art und Weiſe, wie Goethe ſeine erhabenen Gedanken dictirte, theilte Schuchardt Folgendes mit:

„In den letzten acht Lebensjahren, während welcher Zeit ich ſein Sekretär war, habe ich ihn niemals mehr, als ſeinen Namen am Stehpulte ſchreiben ſehen; er pflegte nur zu dictiren. Beim Dictiren ging er nicht auf und ab, denn dazu war das Zimmer zu klein, ſondern um den Tiſch herum. Dabei floß es ihm ohne Unterbrechung, ohne Stockung vom Munde, daß ich kaum mit der Feder zu folgen vermochte. Keine Störung konnte ihn weſentlich irre machen. Es geſchah leider oft genug, daß er durch läſtige Beſuche abgerufen wurde. Er zog dann gewöhnlich in der Eile einen blauen Ueberrock an und begab ſich in das Empfangszimmer. Wenn er aber zurückkehrte, nahm er das Dictat an der Stelle auf, wo er ſtehen geblieben war, ohne ſich die letzten Sätze erſt wieder in die Erinnerung zurückrufen zu laſſen. Er hatte ſeine Stoffe ſchon vorher im Geiſte völlig ausgearbeitet. Profeſſor Meyer, gegen den ich mich verwundert darüber ausſprach, erzählte mir ſogar, Goethe habe ihm auf einer Fahrt von Jena nach Weimar im Wagen ganze Abſchnitte aus den Wahlverwandtſchaften, von denen damals noch nichts niedergeſchrieben war, ſo geläufig vorgetragen, als ob er aus einem Buche vorläſe. Er verſetzte ſich beim Vortrage ſo ganz in die Sache, daß er ſeine Schilderungen im Geiſte mit erlebte, indem er ſie mit dramatiſchem Ausdrucke und mit mächtiger, oft donnernder Stimme vortrug und die Perſonen draſtiſch oder pathetiſch

vorführte. Von der gewöhnlichen Umgebung schien er dabei nichts wahrzunehmen."

Es fiel mir hierbei das Wort ein, welches Goethe, als er den Grundgedanken von der Urpflanze erklärte, zu Schiller sagte: „Es freut mich, daß ich nicht nur Ideen habe, sondern sie auch mit meinen Augen sehe."

Wir sprachen dann über die verschiedenen Abbildungen, Büsten und Portraits von Goethe.

Schuchardt rühmte namentlich die von Rauch im Jahre 1820 modellirte Büste. Ich brachte nun das Gespräch auf David's Kolossalbüste Goethe's, die sich in der großherzoglichen Bibliothek, auf der linken Seite der Eingangsthür des Hauptsaals befindet. Mir war diese Büste, noch ehe ich sie im Original gesehen, die liebste, und ich besitze sie in einer kleinen Kopie. Sie ist — wie ein geistreicher französischer Kritiker bemerkt — die einzige Verwirklichung jener idealen Aehnlichkeit, welche nicht das Objekt selber, sondern mehr, als dieses: die innerlich aufgefaßte göttliche Intelligenz darstellt.

Herr Schuchardt erzählte mir eine interessante Anekdote über diese David'sche Büste: Niemand hatte sich mit dem Modell befreunden können und man überredete deswegen den Künstler, vor der Ausführung der Büste noch ein Relief auszuarbeiten. Als aber auch dieses dieselben fremdartigen Eigenthümlichkeiten erscheinen ließ, — die übermäßig vorragende Stirn, die zu mächtige Nase, die zurückstehenden Ohren, das fast zerzauste Haar — da entschloß sich der ehrliche Meyer dazu, dem Franzosen offen zu erklären, daß sich an dem Modell zu viel Theatralisches geltend mache, was von der deutschen Kunstansicht völlig abwiche. Der gute Schweizer nahm auch einen mächtigen Redeanlauf, brach aber gerade bei der Pointe ab und als Soret ihn nachher darüber tadelte, entgegnete er in höchst komischem Tone: „Sapperment! das kunnt ich ihm doch nicht sagen."

Daß Meyer sich übrigens später mit David's Auffassung und Darstellung befreundete, ergiebt sich aus seinem Aufsatze in dem 6. Bande von Kunst und Alterthum. „Näher tretend," schreibt er, „wird der kundige Beschauer allmählich befriedigt und fühlt bei genauer Untersuchung der Details sich gern zum Beifall verpflichtet. Die Augen, so wie der

Mund, ſind beſonders lobenswerth; jene, mit treueſter Sorgfalt der Natur nachgebildet, haben einen geiſtreichen, ſinnigen Blick, erſcheinen jedoch im Verhältniß zu den übrigen Theilen, vornehmlich zur Naſe, etwas klein. Der Mund iſt, unſeres Erachtens, vortrefflich gelungen, höchſt wahrhaft, von angenehmer Form; die Lippe ein wenig gehoben, wie zum Sprechen, und dadurch gleichſam beſeelt. Das Milde, Weiche, wodurch der treffliche Künſtler den äußerlichen Charakter aller fleiſchigen Theile auszudrücken wußte, bewährt ſeine überaus große Fertigkeit in Behandlung des Marmors. Auch die Ohren ſind mit löblichem Fleiß ausgeführt; ſie ſtehen indeſſen etwas weit zurück und dürften vielleicht ein wenig größer gehalten ſein. An den Haaren verdient der meiſterhaft geführte Meißel unſern vollen Beifall; hingegen möchte man ihnen noch etwas gefälligeren Lockenſchlag wünſchen; ſie ſehen faſt ein wenig zerzauſt aus, umſtarren das Haupt und bewirken zum Theil den minder angenehmen Eindruck aus der Ferne; übrigens ſind ſie, was günſtig bemerkt und als wirkliches Verdienſt anzurechnen iſt, um die Stirn ſehr gut angeſetzt."

Von den Portraits gefiel dem Director Schuchardt am beſten das von Stieler 1828 gemalte, welches auch Goethe ſelber am höchſten geſchätzt haben ſoll; das von Sebbers gefertigte Bildniß fand er am ähnlichſten, mochte es aber wegen mangelnder Idealität nicht für rühmenswerth gelten laſſen. „Diejenigen Bilder," bemerkte Schuchardt, „welche im naturaliſtiſchen Sinne am ähnlichſten ſind, können durchaus nicht als die beſten gelten. Ich rechne zu ſolchen ein ſehr ähnliches Halbbruſtbild von Goethe, welches in Beſitz eines Frankfurter Kaufmanns gekommen iſt, und vor Allem das bekannte, von dem Braunſchweiger Hofmaler Sebbers 1826 auf eine Porzellantaſſe gemalte Bildniß."

Ich hatte nachher Gelegenheit, das mir aus einem Stich bekannte Portrait im Kunſtkabinet der großherzoglichen Bibliothek im Original zu ſehen. Die gelungene Ausführung des Kunſtwerkes läßt ſich erſt vermittelſt der Lupe genugſam ſchätzen und bewundern. Es iſt Alles mit übermäßiger Gewiſſenhaftigkeit der Natur nachgebildet, doch iſt freilich das Aeußerliche, der Buchſtabe des Geſichts, zu ſehr gegen den

Geist bevorzugt. Goethe äußerte sich jedoch sehr anerkennend. Scherzend fügt er in einem Briefe an Zelter hinzu:

„Sibyllinisch mit meinem Gesicht
Soll ich im Alter prahlen!
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Desto öfter wollen sie's malen."

Ueber die Handzeichnungen Goethe's äußerte Schuchardt: „Die von Schwerdtgeburth herausgegebenen halte ich für untergeordnet und habe mich auch gewundert, daß Goethe diese Herausgabe überhaupt billigte." Es stimmt dies übrigens mit Goethe's eigenem Urtheile überein, indem er selber jene flüchtigen Skizzen nur als ein Mittel ansah, Bilder, Zustände, an denen er vorübergegangen, festzuhalten und die Reproduktion derselben der Einbildungskraft zu erleichtern. Im Gefühl der Unzulänglichkeit dieser Skizzen fügte er im 39. Bande seiner Werke kleine Gedichte hinzu, um den inneren Sinn der Beschauer zu täuschen und eine Annäherung an den Zustand, in welchem der Zeichner sich befand, zu bewirken. So gab uns der Dichter hundertfältig, was uns der Zeichner schuldig blieb.

Den größten Werth legte Schuchardt auf eine im Goethe'schen Familien-Archiv aufbewahrte Sammlung von etwa zwanzig Handzeichnungen, welche Goethe, der „abstrusen" Beschäftigung mit der Farbenlehre müde, ohne fremde Beihülfe im Jahre 1810 zu Jena angefertigt; er selber habe darüber geäußert: es hätte ihn gedrängt, nun einmal zu zeigen, was er in diesem Kunstfache zu leisten vermöge. Die Zeichnungen, welche Schuchardt meinte, sind diejenigen, über welche sich Goethe selber in den Tages- und Jahresheften äußert: „Eine Anwandlung, landschaftliche Skizzen zu zeichnen, wies ich nicht ab; bei Spaziergängen im Frühling, besonders nahe bei Jena, faßte ich irgend einen Gegenstand auf, der sich zum Bilde qualifiziren wollte, und suchte ihn zu Hause alsdann zu Papier zu bringen. Gleichermaßen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, so daß ich Gegenden, von denen im Gespräch die Rede war, alsbald zu entwerfen trachtete. Dieser wundersame Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise und verließ mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervorzutreten."

Als ich auf die neueste Textkritik der Goethe'schen Schriften zu sprechen kam, mußte Schuchardt einräumen, daß sich in den Cotta'schen Ausgaben viele Nachlässigkeiten aufweisen ließen, wollte aber nicht zugeben, daß dies ausschließlich einer sorglosen Korrektur seitens der Goethe'schen Gehülfen zur Last zu legen sei; er erinnerte sich auch, gesehen zu haben, daß Goethe sich oft selber dieser mühseligen Arbeit unterzog. Durchaus stellte er in Abrede, daß die Himburg'sche Ausgabe dabei zu Grunde gelegt worden, da diese in der ganzen Goethe'schen Umgebung als schändlicher Nachdruck verpönt gewesen sei.

Abweichend von der bekannten Thatsache, daß, als es sich um das Verlagsrecht für die Gesammtausgabe handelte, mancherlei Mißhelligkeiten zwischen Autor und Verleger zur Sprache kamen, versicherte Schuchardt, Goethe hätte mit Beharrlichkeit auf Cotta bestanden und dabei in Betracht gezogen, daß derselbe zur Förderung einzelner Werke anfänglich Opfer gebracht hatte.

Ich brachte Einiges zur Erinnerung, was ich irgendwo über die Kindheit der Enkel Goethe's und über ihr herzliches Verhältniß zum Großvater gelesen hatte. Der Walther, meinte ich, müsse der „Käferknabe" gewesen sein, der dem Alten beim Frühstück auf dem Rücken krabbelte, den er, wenn er ihm bei der Arbeit störte, hinausbringen und, wenn er vor der Thüre weinte, wieder zu einer andern hereinholen ließ. „O nein," entgegnete Schuchardt lachend, „der Walther flennte nicht und kam auch von selber zu einer andern Thür wieder herein, wenn er aus der einen hinausgewiesen worden war." Beide Enkel, Wolfgang wie Walther, rühmte Schuchardt als überaus geistig befähigt und, was er besonders hervorhob, als höchst brave Männer. Wolfgang, der sich in Wien aufhalte, sei körperlich leidend. Meine Frage, ob sie in den Gesichtszügen Aehnlichkeit mit dem Großvater hätten, bejahte Schuchardt: Beide hätten im Profil die charakteristischen Umrisse von Goethe's Antlitz.

Ich lenkte das Gespräch wieder auf den alten Dichter und pries das mühevolle und verdienstliche Werk, das uns Riemer zu seinem Verständnisse ausgearbeitet hat, tadelte aber, daß sich darin eine einseitige, verbissene Polemik, viele Nörgeleien gegen Schiller und ein ganzer Abschnitt voll Schimpfwörter gegen die Juden vorfänden. Schu-

chard lächelte. „Riemer," entgegnete er, „war ein sehr feiner, gebildeter Mann, aber er hatte die fixe Idee, daß sich alle Welt verschworen habe, Goethen zu verkleinern und herabzusetzen."

Eckermann schilderte er als einen Mann von milder, hingebender Natur, der aus wirklichem Herzensdrange, nicht bloß, weil er Goethen seine Subsistenz verdankte, sich ihm angeschlossen habe.

Ich sprach dann über Goethe's Verhältniß zu Zelter und äußerte, daß mir der Briefwechsel zwischen beiden als die werthvollste aller bekannt gewordenen Goethe-Korrespondenzen gelte; es sei zwar weniger Wissenschaftliches, Theoretisches, dafür aber eine Fülle rechter Herzensergüsse und kostbarer Lebenserfahrungen darin; Zelter müsse, meiner Vermuthung nach, der intimste Freund Goethe's gewesen sein. Schuchardt wollte das nicht zugeben; Zelter sei zu einseitig gewesen. „Derjenige," sagte er, „mit welchem Goethe im herzlichsten Einvernehmen stand, war Heinrich Meyer." — „„Jedenfalls, weil derselbe in allen Kunstanschauungen mit ihm übereinstimmte." — „Ja, aber merkwürdiger Weise standen sie sich dessen ungeachtet immer gegenüber und hatten stets mit einander zu streiten." — Dies war mir neu und widerlegte die oft ausgesprochene Behauptung, daß Goethe sich am liebsten mit unterthänigen Nachschleichern und solchen Leuten umgeben habe, die ihm keinen Widerspruch entgegensetzten.

Ueber seinen von ihm hochverehrten Lehrer Heinrich Meyer wußte Schuchardt interessante und ausführliche Mittheilungen zu geben und ich muß gestehen, daß mir durch ihn erst ein völliges Verständniß über die Bedeutung dieses würdigen Mannes zu Theil geworden ist, an dem sich recht offenbar zeigt, daß die gute alte Moral: jedes redliche Streben komme früher oder später zur Anerkennung — wenigstens in unserer Zeit keine allgemeine Gültigkeit hat. Meyer vermied bei Lebzeiten, aus beispielloser Bescheidenheit, in den Vordergrund zu treten, und wenige der Mitlebenden wußten, was sie ihm zu verdanken hatten, wenngleich er im engsten Bündnisse mit Goethe und Schiller stand und die hervorragendsten Zeitgenossen, wie Herder, Voß, Wieland, Böttiger und Schadow, ihre anerkennenden Aussprüche nicht zurückhielten. In neuester Zeit ist von mancher Seite höchst absprechend über seine Leistungen als Kritiker und Künstler geurtheilt worden.

Diesen Wohlthäter, der den Armen der Stadt Weimar sein beträchtliches Vermögen vermachte und noch heute nach seinem Tode durch eine milde Stiftung segensreich wirkt, nannte Schuchardt mit Stolz seinen väterlichen Freund und Lehrer, dessen Neigung er schon im vierzehnten Lebensjahre gewonnen und dem er seine Kunstbildung zu verdanken hatte.

Vom Jahre 1791, wo Meyer nach Weimar übersiedelte, um dort die Stelle eines Professors der Zeichenschule einzunehmen, stand er bis zu seinem Tode in der seelenvollsten Uebereinstimmung mit Goethe, wie kein Anderer, selbst nicht Schiller.

„Er war," erzählte Schuchardt, „bescheiden, einfach und gemüthvoll. Nach fünfzigjährigem Zusammenleben mit ihm gestand Goethe, unter Allen, die sich thätig an seiner Seite erhielten, sei Meyer der Vorzüglichste; dabei stimmten sie — wie erwähnt — in vielen Dingen nicht unmittelbar, sondern erst nach einem Wortgefecht überein.

Meyer war die Seele der Weimarischen Kunstfreunde. Durch seine zahlreichen Beiträge für die damalige Kunstlitteratur bekundete er den lebhaftesten Antheil an Goethe's Bestrebung, die griechische Kunst als einzig sichere Grundlage der bildenden Künste zur Geltung zu bringen, und trat somit für die antik-klassische, vorherrschend objective Theorie ein, welche zwar schon damals zahlreiche Gegner hatte und heut' zu Tage gar nicht mehr viel gelten soll, auf die wir aber immer wieder werden zurückkommen müssen, ebenso wie die alte Tabulatur von Türk und Marburg trotz allen Dissonanzen der Zukunftsmusik ihre Geltung behalten wird.

„In Meyern liegt eine Kunsteinsicht von ganzen Jahrtausenden," sagte Goethe; „seine griechische Kunstgeschichte ist ein unschätzbares Werk."

„Wenn er stirbt," sprach er, als der Freund erkrankte, „so verliere ich einen Schatz, den wieder zu finden, ich für's ganze Leben verzweifle."

„Wenn Meyer krank war," sagte Schuchardt, „so entband mich Goethe von allen Arbeiten, damit ich seinem Freunde beständig zur Seite sein konnte. Die beiden Alten hatten sich zuletzt so in einander verschmolzen, daß Einer ohne den Andern nicht mehr leben konnte. Oft saßen sie Stunden lang neben einander, ohne ein Wort zu sprechen,

ſchon von ihrem Beiſammenſein befriedigt. Bei Goethe's Tode ſagte ſeine Schwiegertocher vorher, daß es nun auch mit Meyer nicht mehr lange dauern würde, und er ſtarb noch in demſelben Jahre."

Schuchardt feierte ſein Andenken in einer Vorleſung, welche er am 100jährigen Geburtstage ſeines Lehrers hielt.

Der Stelle als Director der Zeichenſchule zu Weimar hat Herr Schuchardt ſeit Meyer's Tode vorgeſtanden; als Nachfolger Schöll's erhielt er 1863 das Directorat über die Kunſtanſtalten Weimars, mußte ſich aber ſchon nach fünf Jahren wegen zunehmender Kränklichkeit penſioniren laſſen. Am 10. Auguſt 1870 erlag er ſeinen langen Leiden, nachdem ihm noch vergönnt geweſen, das neu errichtete Muſeum vollendet zu ſehen.

Seine Verdienſte wurden nicht nur von ſeinem Landesherrn mit Auszeichnung belohnt; ſie fanden Anerkennung von allen Künſtlern und Kunſtfreunden, die ſich bei ihm Rath holten, bei allen Ständen, denen er nahe trat, in ſofern er beſtrebt war, den Zeichenunterricht zu einem allgemeinen Bildungselement und die Kunſt zu einem fördernden Mittel der Gewerbe zu machen. Allgemein geachtet wegen ſeines aufrichtigen und wohlwollenden Charakters, blieb er ſtets der idealen Kunſtrichtung treu, in die er ſich eingelebt hatte, und offenbarte durch die ernſte Klarheit ſeines Strebens und Wirkens die Tugenden, durch die ſeine würdigen Lehrer und Meiſter für alle Zeiten ruhmvoll und anerkennungswerth geworden ſind.

II.

Goethe und Spinoza.

Wenn Goethe nicht ſchon vermöge ſeiner anſchaulichen Natur jeder ausſchließlich ſpekulativen Richtung fern geblieben wäre, ſo hätte doch das Gebaren der Philoſophen ſelbſt ihn von der „dürren Heide“ zurückſchrecken müſſen.

Hat er es nicht erlebt, daß Kant, nachdem er ſich in einer mühſeligen und zwiſchen Zweifeln umherſchwankenden Sprache mit den todten Begriffen von Raum und Zeit herumgeſchlagen, bei der zweiten Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft“ durch ſeine Veränderungen eingeſtehen mußte, daß er ſelbſt mit ſeiner Lehre in Widerſpruch gerathen war, daß er das verſtoßene „Ding an ſich“ wieder zur Hinterthür hereinlaſſen und, indem er die „Kritik der praktiſchen Vernunft“ ſchrieb, die Vernunft mit der Maske des Glaubens bekleiden mußte? Blieb es von Goethe unbemerkt, daß Fichte erſt durch künſtliche Erſchleichung den Inhalt in ſeine inhaltleeren Denkformen trug, daß er, nachdem er den Begriff des Ich für den Punkt des Archimedes ausgegeben, durch einen Trugſchluß die Exiſtenz der Dinge aus dem Gewiſſen herleitete, daß er endlich in ſeiner „Anweiſung zum ſeligen Leben“ zur Idee des lebendigen Glaubens zurückkehrte, den Rückzug in das Gebiet der überſinnlichen Moral antrat, den Vernunftſtaat in

einen Gottesstaat verwandelte und den Begriff Gottes zum absoluten Anfange seines Systems machte? Erkannte nicht Goethe, daß Schelling vom philosophischen Wege zur mystischen Intuition überging, wenngleich er es nicht mehr erleben sollte, daß der „große Philosoph" bei einem Schein von Wissenschaftlichkeit in völlige Geistesverfinsterung verfiel, leeren Begriffen Bilder der Phantasie unterlegte, sich dem schrankenlosen Laufe der Einbildungskraft überließ und schließlich die menschliche Freiheit auf die Lehre Jakob Böhme's gründen mußte? Auch aus einem Hauptwerke Schopenhauer's, welches ihm als Manuscript mitgetheilt worden war, mußte Goethe ersehen, daß die Moral des neuen Philosophen gar vieles mit dem Nihilismus des Foë gemein hatte.

Viele der besten Zeitgenossen Goethe's sprachen sich gegen die spekulative Philosophie aus. Jean Paul, der Dichter des deutschen Volksherzens, der Anwalt der Freiheit, persiflirte die Fichte'sche Philosophie. Herder, der den höchsten Einfluß auf die Weltansicht des deutschen Volks gewann, behauptete, was in unserer Zeit auch Gervinus statistisch nachzuweisen versuchte, daß gleichzeitig mit dem Herrschen der Philosophie die Poesie in Deutschland verfallen sei; er sah mit Groll auf ihre Fortschritte und erklärte sie für ein Reich unendlicher Hirngespinste, für eine Traumsymbolik, die den Menschen bis in das Mark vergifte. Was er aber nicht mehr erlebte, blieb doch Goethe zu erfahren vorbehalten: daß aus Schelling's unsicheren Ideen die Romantik, die Restauration des christlich-germanischen Prinzips, die Verherrlichung der abenteuerlichsten Ausgeburten des Mittelalters hervorging. Goethe, der Dichter und Denker, der sich am liebsten in die Natur und seine fünf Sinne resignirte, mochte es ebenso wenig erbaulich finden, wie die Philosophen gegen einander verfuhren. Fichte behandelte Kant mit gereizter Verachtung, während dieser sich in der „Jenaischen Litteraturzeitung" von ihm lossagte. Schelling griff in seiner Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre lebhaft den Dogmatismus der Kantianer an; Fichte wieder faßte Schelling's Philosophie als einen Rückschritt auf. Hegel's kritisches Journal nannte Reinhold, Krug, Weiß und Andere „Gassenjungen, Schleicher und Schwachköpfe". Schopenhauer, der die „Kritik der reinen Ver-

nunft" zu seinem Ausgangspunkt machte und seine Philosophie „immanent im Kant'schen Sinne des Worts" nennt, warf doch Kant vor: er sei zwar auf dem rechten Wege gewesen, habe aber durch seine unvollkommene Analyse das Ziel verfehlt; Fichte nennt er den „Vater der Scheinphilosophie und Windbeutelei", Hegel's Philosophie „Narrensposse und sinnlosen Gallimathias, Charlatanerie, eine absurde und unsinnige, zum Brodgewerbe herabgewürdigte Afterphilosophie, welche die Köpfe verrenkt und zur Rohheit der gemeinen Ansicht zurückkehrt".

Goethe erklärte, daß Schiller durch die Kant'sche Philosophie behindert würde, die große Natur lebendig und selbstständig zu betrachten; anstatt die Seele mit der Natur zu vereinen, suche er sich durch die Idee von derselben zu befreien. Auch über den Einfluß der Philosophie auf den Styl äußerte er sich zu Eckermann: „Den Deutschen ist im ganzen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihren Styl oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen bringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemenschen blos auf's Praktische gehen, schreiben am besten. So ist Schiller's Styl am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophirt."

Er, der Reiche, meinte, die Philosophie sei eigentlich für die Armen, indem es ihnen darum zu thun sein müsse, das Leben wenigstens zu erkennen, da sie es nicht durchführen können (Goethe's „Tischreden"). Es fehlte ihm auch, wie er selbst eingesteht, das Organ zur Philosophie; und in mehreren Briefen an Schiller giebt er deutlich zu verstehen, daß die Philosophie seiner intuitiven Natur kein Bedürfniß sei. Dies stimmt auch mit seiner Ansicht über das menschliche Wissen: „Der Mensch," äußert er gegen Eckermann, „ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten;" und bei anderer Gelegenheit: „Die Handlungen des Universums zu messen, reichen des Menschen Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkt ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die

Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge." In ähnlichem Sinne äußerte er sich gegen den Kanzler Müller: „So viel Philosophie, wie ich bis zu meinem seligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls; eigentlich brauche ich gar keine. Die Sache ist so gewaltig schwer; sonst hätten die guten Menschen sich nicht seit Jahrhunderten so damit abgequält. Und sie werden es nie ganz treffen. Gott hat das nicht gewollt; sonst müßte er sie anders machen. Jeder muß zusehen, wie er sich durchhilft." Auf die verschiedenen Systeme mochte Goethe sich vollends nicht einlassen. „Die Philosophen," sagt er zu Falk, „können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten. Wie diese nun für uns passen, ob wir, unserer Natur oder unseren Anlagen nach, ihnen den erforderlichen Gehalt zu geben im Stande sind, das ist unsere Sache. Wir müssen uns prüfen und Alles, was wir von außen in uns hereinnehmen, wie Nahrungsmittel auf das sorgsamste untersuchen, sonst gehen entweder wir an der Philosophie oder die Philosophie geht an uns zu Grunde." Zu Zelter sagt er in ähnlichem Sinne: „Die verschiedenen Denkweisen sind in der Verschiedenheit der Menschen gegründet, und eben deshalb ist eine durchgehende, gleichförmige Ueberzeugung unmöglich. Wenn man nur weiß, auf welcher Seite man steht und wo man auf dieser Seite steht, so hat man schon genug gethan; man ist alsdann ruhig gegen sich und billig gegen Andere." In gleicher Meinung schrieb er schon 1769 an Pfenniger, Lavater's Freund: „Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich ein Mensch bin und daher nicht Anderes sentiren kann, als andere Menschen, daß Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter anderen Combinationen sentiren und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß, was aller Controversien Quelle ewig war und bleiben wird."

Nicht mit Unrecht bemerkt Lewes, diese Briefstelle sei eigentlich nur eine Umschreibung der Stelle in Spinoza's „Ethik": „Jeder Mensch urtheilt über die Außenwelt je nach der Anlage seines Gehirns. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß so viele Meinungsverschiedenheiten unter den Menschen herrschen, woraus denn endlich der Skepticismus erwachsen ist. Denn obwohl die Körper der Menschen

in vielen Punkten einander gleichen, in den meiſten ſind ſie doch verſchieden, und darum ſcheint dem einen ſchlecht, was dem andern gut, dieſem geordnet, was jenem verworren, dieſem angenehm, was dem andern unangenehm."

Ueberhaupt konnte Goethe ſich unmöglich dem Einfluß der Philoſophie gänzlich entziehen. Trat doch an ihn näher, als an irgendeinen der ſittliche Ernſt der Weltanſchauung. Nur vermaß er ſich nicht, durch eine höchſte Illuſion die Welt auf's neue zu ſchaffen und den Widerſpruch zur logiſchen Regel zu erheben, um entweder an Kant's Skepticismus oder an Hegel's Hypotheſen zu ſcheitern. Er knüpfte an die Thatſachen des menſchlichen Bewußtſeins an. „Jetzt," ſo äußert er zu Eckermann, „müßte ein Fähiger, ein Bedeutender die Kritik der Sinne und des Menſchenverſtandes ſchreiben, und wir würden in der deutſchen Philoſophie nicht viel mehr zu wünſchen haben." Seine Philoſophie iſt nicht in eine ſyſtematiſche Form zu umſchreiben; ſie iſt eine Metaphyſik der Natur, eine beſondere, originale und perſönliche Denkweiſe den Dingen gegenüber, zu welcher er, als einer der größten Denker des 19. Jahrhunderts, als einer der eifrigſten Forſcher über die Geſetze und den Urſprung der Dinge, im Beſitz der wahren Weltweisheit, der Kenntniß des Weltlaufs und des menſchlichen Herzens, wohl berechtigt war. Er habe, ſagt er, nie über das Denken gedacht. Er war ein ſolcher Erfahrungsmenſch, ein ſolcher unbewußter Philoſoph, von dem er an Jacobi ſchreibt: „Ich erlaube jedem Erfahrungsmanne, der doch immer, wenn etwas Tüchtiges aus ihm wird, ein philosophe sans le savoir iſt und bleibt, gegen die Philoſophie, beſonders wie ſie in unſeren Tagen erſcheint, eine Art Apprehenſion, die aber nicht in Abneigung ausarten, ſondern ſich in eine ſtille, vorſichtige Neigung auflöſen muß. Geſchieht das nicht, ſo iſt, ehe man ſich's verſieht, der Weg zur Philiſterei betreten, auf dem ein guter Kopf ſich nur deſto ſchlimmer befindet, als er auf eine ungeſchickte Weiſe die beſſere Geſellſchaft vermeidet, die ihm allein bei ſeinem Streben behülflich ſein konnte."

An derſelben Stelle giebt Goethe aber auch zu gleicher Zeit an, in welcher Weiſe er ſich nur mit der Philoſophie befreunden konnte: „Wenn ſich die Philoſophie vorzüglich auf Trennen legt, ſo kann ich

mit ihr nicht zurechtkommen und ich kann wohl sagen, sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gange störte. Wenn sie aber vereint, oder vielmehr, wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur Eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender συνκρισις und διακρισις wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen." Er wollte durch die Philosophie seine Empfindung erhöhen, als sei er mit der Natur Eins. Dies führte ihn schon während seines Aufenthalts in Straßburg auf Giordano Bruno, später auf Spinoza.

Er vertheidigt in seinem „Tagebuch" gegen Bayle's Kritik namentlich den Satz Giordano Bruno's: „Das Eine, das Unendliche, das Seiende und das, was in Allem ist und durch Alles hin, ist eines und dasselbe überall. Und so fällt die unendliche Dimension, indem sie nicht Größe ist, zusammen mit dem Individuum, so wie die unendliche Vielheit, indem sie nicht Zahl ist, zusammenfällt mit der Einheit." An einer anderen Stelle des „Tagebuch" sagt er in lateinischer Sprache ungefähr: „Es ist schwierig und gefährlich, getrennt über Gott und Natur abhandeln zu wollen. Es ist gerade so, als wollten wir Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur mittels des Leibes, Gott nur mittels der Natur. Es scheint mir daher unrecht, Diejenigen der Verkehrtheit zu beschuldigen, welche durch völlig philosophische Vernunftschlüsse Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn Alles, was ist, muß nothwendigerweise zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist und Alles in sich begreift. Auch die Heilige Schrift widerspricht dieser Ansicht nicht, obwohl wir Jedem gern gestatten, ihre Aussprüche nach seinem eigenen Urtheil zu deuten. Das ganze Alterthum war gleicher Ansicht, und ich gebe viel auf diese Uebereinstimmung, denn das Urtheil so großer Männer bezeugt mir, daß das Emanationssystem durchaus vernunftgemäß ist."

Merkwürdigerweise bekennt sich Goethe hier schon zum Hauptsatze des Spinozismus, ohne mit demselben vertraut zu sein: ein Beweis, daß dieses Lehrsystem unmittelbar mit seiner Intuition übereinstimmte. Aus seiner damaligen nur oberflächlichen Bekanntschaft

mit Spinoza ist es auch allein zu erklären, wenn er jenem Bekenntniß hinzufügt: „Doch will ich zu keiner Schule schwören und bedauere, daß, wie aus derselben Quelle die schlimmsten Irrthümer fließen, ebenso dieser so reinen Lehre ein böser Bruder im Spinozismus erwachsen ist.“ Der letztere Satz war ein Jugendurtheil. Er fand erst später in dem Studium der „Ethik“ des Spinoza „ein Bildungsmittel seines wunderlichen, leidenschaftlichen Wesens, wonach er sich lange vergebens umgesehen hatte“. Jenes Urtheil stößt er auch im reiferen Alter in einem Briefe an Jacobi um: „Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn ihn Andere deshalb atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen.“ An denselben schreibt er auch: „Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten und überlasse euch Alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt. Wenn Du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich Dir: ich halte viel auf's Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva schreibt und sagt: ‚Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum‘ (‚diese intuitive, wesenschauende Erkenntnißart erhebt sich von der übereinstimmenden Denkvorstellung des begrifflichen Wesens gewisser Attribute Gottes zur übereinstimmenden Erkenntniß des Wesens der Dinge‘), so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich erreichen und von denen ich mir eine adäquate Idee bilden kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen kann und was mir zugeschnitten ist.“ Schon im Jahr 1784, nachdem er die „Ethik“ des Spinoza gelesen, schreibt er an Knebel: er fühle sich dem Spinoza sehr nahe, obgleich dessen Geist viel tiefer und reiner sei, als der seinige.

Spinoza, der eigentliche Urheber der spekulativen Philosophie, steht in genauester Verwandtschaft mit Malebranche und Berkeley; alle drei gehen, wie Carteſius oder vielmehr wie schon die alten Eleaten, von der Substanz aus. Spinoza, anfänglich den Dualismus seines Lehrers beibehaltend, unterschied das Subject (substantia cogitans) und das Object der Erkenntniß (substantia extensa), nahm später

aber beide als eine und dieselbe Substanz, von verschiedenen Seiten angesehen. Die vorgestellte und die objectiv seiende Welt, Leib und Seele, Materie und Gedanke, ist bei Spinoza eines und dasselbe, und zwar von Ewigkeit her. Wie im transscendentalen Idealismus Kant's und Locke's werden nach seiner Meinung die Dinge, nicht wie sie sind sondern wie sie erscheinen, erkannt. Gott und Welt ist bei Spinoza nicht unterschieden. Dies, meint Schopenhauer, sei jedoch bloße Lehrmethode gewesen, weil es gar zu anstößig gewesen wäre, geradezu zu sagen: „Es ist nicht wahr, daß ein Gott diese Welt gemacht habe, sondern sie existirt aus eigener Machtvollkommenheit." Schopenhauer betrachtet die Philosophie des Spinoza überhaupt als ein Gemisch von Falschem und Wahrem, was dadurch zu entschuldigen sei, daß Jener noch zu wenig vor sich gehabt hätte. Auch den Vorgänger des Spinoza, den Carteſius, sieht er gewissermaßen für einen Kindskopf an, indem er erklärt, er sei nur als Bahnbrecher zu achten, an seinen sämmtlichen Dogmen sei aber kein wahres Wort. Hierbei ahnte Schopenhauer nicht, daß die neuern französischen Spiritualisten ihre Blitze vom Carteſius holen würden, um sie gegen ihn zu schleudern*).

Nach Spinoza ist Alles beseelt, der Grashalm und das Saatkorn sowohl, wie der Mensch. Nichts besteht für sich, Alles ist in Gott als der innewohnenden Ursache der Dinge. In diesem Sinne vereint Goethe Gott und die Natur in Faust's Glaubensbekenntniß:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?

*) S. den Aufsatz „Arthur Schopenhauer vor der französischen Kritik".

Auch Falk sieht in diesem Glaubensbekenntniß den Hauptinhalt der Philosophie, „die Gott und die Natur nicht trennt, sondern selig mit einander verbindet“. Auch in Faust's Commentar zum Evangelium Johannis: „Im Anfang war die That“ erkennt er, „daß die Schöpfung selbst als ewige That nicht etwa vorausgesetzt, sondern zu gleicher Zeit, oder vielmehr über alle Zeit erhaben als gleich unendlich mit dem Schöpfer angenommen wird“. Und daß diese Spinozistische Idee nichts Abschreckendes für den „Gläubigen“ habe, wäre damit erwiesen, wenn Riemer's Bemerkung für wahr gilt: Falk's Mittheilungen über seinen persönlichen Umgang mit Goethe seien schon von dem frommen, gottseligen Sinne durchdrungen, der in dem Verfasser durch häusliche Leiden geweckt worden sei.

Goethe sagt ferner:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Er sieht also, wie er auch anderweitig bestätigt, Gott in der Natur und die Natur in Gott; er glaubt, „in der Consequenz des unendlich Mannichfaltigen Gottes Handschrift am allerdeutlichsten zu sehen“; — „diese Vorstellungsart macht den Grund seiner Existenz aus;“ Gott ist ihm, wie er an Zelter schreibt, keine Person; er kann ihm auch keine Gestalt verleihen, und wenngleich letzteres in dem Prolog in „Faust“ dennoch geschehen, so ist der Gott, der sich dort im Himmel zeigt, selber ein Spinozist, welcher der Negation auch ihr Recht läßt. „Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer Franzos sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die nothwendigen Doppel-Ingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen als Stellvertreter Gottes angesehen werden können, wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.“

Der „neuere Franzos“, auf den Goethe hier Bezug nimmt, ist

Bréguet — auch ein Philoſoph des Willens, ähnlich wie Schopenhauer, obgleich dieſer Bréguet's weder als eines Zeitgenoſſen noch Vorgängers erwähnt, ſondern als letztern nur Kant nennt, inſofern bei dieſem allemal „der Wille durch den Schleier ſehe, ſo oft er mit dem ‚Ding an ſich' näher an's Licht trete". — Ueber Bréguet's „Memoiren" (eigentlich: „Essai sur la force animale et sur le principe de mouvement volontaire", Paris 1811) äußert Goethe: „Es würde mich zu weit führen, auch nur einigermaßen darüber zu ſprechen, doch iſt es merkwürdig, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich Alles mehr begeiſtert und belebt, eines in's andere greift und keines ohne das andere bleiben will. Von Spinoza, der das Ganze aus Gedanke und Ausdehnung bildet, bis zu dieſem Freunde, der es durch Bewegung und Willen hervorbringt, welche hübſche Filiation und Steigerung der Denkweiſen würde ſich aufzeichnen laſſen! Ich breche ab, um mich nicht weiter in dieſes Labyrinth einzulaſſen, in welchem man eigentlich nur an ſeinem eigenen Faden, von einem geliebten Knaul abzuwinden, ſich aus- und einfinden kann." Bréguet nennt ebenfalls das innere Weſen der Welt „Wille". Wenn Goethe, wie ſpäter gezeigt wird, mit einem nur kleinen Schritt von Spinoza jeweilig auf Leibnitz' Gebiet hinüberging, ſo ſehen wir ihn hier ſogar ſich mit Anerkennung dem Schopenhauer'ſchen Grundgedanken nähern.

Friedrich von Schlegel meint, Spinoza habe nur den älteſten Pantheismus in eine mehr wiſſenſchaftliche Form gebracht. Pantheismus iſt ſein Syſtem jedenfalls, und nebenbei Idealismus, welcher letztere jedoch ſeinen Ausdruck erſt in Berkeley's Satze erhielt: „Das im Raume Ausgedehnte oder die anſchauliche Welt hat ſein Daſein nur in unſerer Vorſtellung." Am entſchiedenſten ſpricht Spinoza den Pantheismus im zweiten Buch der „Ethik" in der Anmerkung zu Satz 13 aus.

Für Deutſchland, und darauf wirkte er faſt ausſchließlich, iſt der Spinozismus ein „dämoniſches" Werk geweſen, der erſte entſchiedene Ausdruck des Pantheismus, von deſſen Erſcheinen in der belletriſtiſchen Litteratur aber Goethe die erſte Kunde gab. „Pantheiſt," ſchrieb Goethe an Jacobi, „bin ich als Naturforſcher." Und zu Falk ſagte er: „Unſere Naturforſcher zählen uns den ganzen Beſtand

der Welt in lauter besonderen Theilen zu und haben glücklich für jeden besonderen Theil auch einen besonderen Namen. Was helfen mir denn die Theile? was ihre Namen? Wissen will ich, was jeden einzelnen Theil im Universum so hoch begeistigt, daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höheren oder geringeren Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in diesen Punkten herrscht überall das tiefste Stillschweigen." — „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist," — fügte Goethe jenem an Jacobi gerichteten Satze hinzu. Der Polytheismus oder Paganismus ist bei Goethe aber nur ein poetischer Kunstgriff, die vielfachen Gestalten der Außenwelt in beweglichen Formen darzustellen und mit allgemeinen Ausdrücken zu bezeichnen.

Wie verhält sich nun der Pantheismus Spinoza's zu dem sogenannten Materialismus? Locke nannte das Reale „Materie" und meinte, das Denkende und Erkennende selber könne wohl auch Materie sein. Im Grunde ist auch die Substanz Spinoza's, wie Schopenhauer richtig bemerkt, ganz allein die Materie. Selbst Friedrich von Schlegel, obgleich er, wie Goethe in seinem Jugendurtheil, den Spinozismus für einen verderblichen Irrthum erklärte, unterschied jedoch die „hohe Geistigkeit" der Lehre Spinoza's von dem „Irrthum, der fast unter die Region des Menschlichen herabsinkt", von der materiellen Philosphie des 18. Jahrhunderts, welche Alles aus dem Körper erklärte. „Spinoza's Sittenlehre," sagt Schlegel, „ist zwar, so wie er selbst kein Christ war, nicht die christliche, wohl aber ist sie so edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja sie hat vielleicht Vorzüge vor dieser. Was ihn stark macht in Vergleich mit Gegnern, die seine Tiefe nicht verstehen oder nicht fühlen, und mit solchen, die, ohne es selbst recht deutlich zu wissen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, ist nicht bloß die wissenschaftliche Klarheit und Entschiedenheit seiner Denkart, sondern auch, daß Alles in dieser so aus Einem Guß war, weil er fühlte, wie er dachte und ganz von seinem Gefühle beseelt war. Ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt ist es, was ihn immer bei all' seinem Denken begleitet und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt." Aber auch

Ernest Faivre (Oeuvres scientifiques de Goethe, analysées et appréciées), ein Werk, wie wir es nicht einmal in deutscher Sprache besaßen und das, wie Carus damals mit Recht urtheilte, „Goethe's Verdienste um die Naturwissenschaften vollständiger zusammenstellt und würdigt, als es bisher in Deutschland geschehen ist".

Wilhelm Danzel in seiner „Abhandlung über Goethe's Spinozismus" nimmt schon Bezug auf Goethe's Naturforschung und sieht sich merkwürdiger Weise genöthigt, als ihr Vertheidiger aufzutreten, indem er nachweist, daß dieselbe kein Abfall von seinem Künstlerberufe, vielmehr eine bewußtere Form desselben gewesen sei, insofern die Naturforschung mit der Kunst verbunden und bei Goethe eine reine Consequenz seines Kunstsinnes sei. Zu den ersten Versuchen, Goethen als Naturforscher im Allgemeinen zu beurtheilen, gehört Rudolf Virchow's Vorlesung, welche er im Februar 1861 im Saale der Berliner Sing-Akademie hielt und in demselben Jahre durch den Druck veröffentlichte. Sie ist eben ein Anfang zur Kritik der betreffenden Bedeutung Goethe's und Virchow bezeichnet sie selber als einen „kleinen und doch mühevollen Versuch". Werthvolle wissenschaftliche Betrachtungen sind in den Beilagen des kleinen Werkes dargeboten. Die Einleitung von Bratanek's Ausgabe von Goethe's naturwissenschaftlicher Correspondenz von 1812 bis 1832 ist geistreich und beachtenswerth. Höchst bedeutend sind aber die Analysen in dem oben genannten Werke Faivre's, worin der Autor auf den Vortrag von Virchow Bezug nimmt. Das Werk erhält auch dadurch einen besonderen Vorzug, daß die kritischen und erklärenden Bemerkungen sich unmittelbar an die einzelnen Text-Abschnitte anschließen. — Eine schätzenswerthe Arbeit lieferte S. Kalischer in der Abhandlung: „Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft" (Berlin, 1877), wenngleich man von mehreren Seiten her geltend gemacht hat (u. A. im „Deutschen Litteraturblatt" von Wilh. Herbst), des Verfassers große Verehrung für Goethe habe den richtigen Maßstab der Kritik verloren gehen lassen. Kalischer, der Faivre's Werk nicht gekannt oder beachtet zu haben scheint, giebt in sofern Ergänzungen dazu, als er natürlicher Weise die nach dem Erscheinen desselben erweckten naturwissenschaftlichen Fragen und namentlich Goethe's Verhältniß zur Darwin'schen Theorie in Betracht zieht. Als eine nothgedrungene und vollkommene Erweiterung dieser Schrift

ist Kalischer's Antikritik gegen Du Bois-Reymond's Rektoratsrede zu betrachten (Goethe als Naturforscher und Herr Du Bois-Reymond als sein Kritiker, Berlin, 1883), in sofern als diese kleine Schrift auch die neuesten naturwissenschaftlichen Hypothesen in deutlicher Charakteristik zur Erörterung bringt.

Im nächstfolgenden Aufsatze habe ich versucht, die naturwissenschaftlichen Anschauungen in Goethe's poetischen Werken, seine eigentliche Naturempfindung oder, wie Carus es nennt, seinen „Seherblick in die äußere Welt", zur Erinnerung zu bringen. Es wird dort gezeigt, wie die Naturwissenschaften eine wichtige Rolle in fast allen poetischen Werken unsers Dichters spielen, wie in jedem derselben der Körperwelt ein mächtiger Gedanke zu Grunde gelegt ist. Dieses magische Heimischsein in der Natur spricht sich in noch höherem Grade in den wissenschaftlichen Schriften Goethe's aus, und es sei uns vergönnt, hier in der Kürze auf diese Werke und auf die Dienste, welche der Wissenschaft damit geschahen, hinzuweisen und zugleich die Stimmen der mit- und nachlebenden Kritik anzuführen, von denen viele die Wahrheit bestätigen werden, daß bei Goethe der schwungvolle Gedanke des Dichters sich mit der Strenge des Beobachters paarte und daß er den Meistern der Wissenschaft, den berühmtesten Dolmetschern der Natur an die Seite zu stellen sei.

Schon während der in Straßburg verlebten Studienjahre neigt sich Goethe zum Kultus der Natur. Neben seinen Berufsstudien beschäftigt er sich mit der Medicin und setzt Lobstein durch seine eifrige Wißbegierde in Erstaunen. Er liest den Jordanus Bruno und Bayle's Kritik, die Schriften von Paracelsus und Boerhave über Medicin, die von Peuschel über Chiromancie; außerdem prüft er die auf seinen Excursionen im Elsaß und Rheinthal gesammelten Fossilien. Lavater weist ihm den Weg zu osteologischen Forschungen, denn Jener bezeichnete in seinen „Physiognomischen Fragmenten" das Knochensystem als Ausgangspunkt für seine Doctrinen. Goethe äußerte in den letzten Jahren seines Lebens zu Eckermann, daß Alles, was sich in Lavater's Physiognomik auf die Thierschädel bezöge, von ihm herrühre.

In Frankfurt lernt Goethe im elterlichen Hause den berühmten Arzt Zimmermann, den Verfasser des Buches über die Einsamkeit, kennen

und erhält durch ihn eine neue Anregung zu realen Naturstudien und Experimenten.

In dem genialen Vielerei, welches Goethe in Weimar in Anspruch nahm, gehen Amts- und Berufsgeschäfte Hand in Hand mit wissenschaftlichen Studien: Osteologie, Mineralogie im Verein mit dem ausgezeichneten J. K. W. Voigt, physikalische Versuche mit dem Elektrophor zu Ettersburg. Baron Wedel weiht den jungen Staatsmann in die ökonomischen Wissenschaften ein, bei Buchholz, Prätorius und Rolfinck holt er sich Raths über Botanik, studirt mit Gottlieb Dietrich und diskutirt mit Batsch und mit Rath Büttner, einem Gegner Linné's, die wichtigsten botanischen Fragen, während er aus Rousseau's Schriften immer neue Liebe zu diesen Studien schöpft.

Ilmenaus Minen, Thüringens Bergformationen lenken ihn zur Beobachtung von Berg und Thal, zum Studium der Geologie und Mineralogie. Den ersten Antrieb zu diesen Studien gab der wieder aufgenommene Bergbau zu Ilmenau. Wie Goethe beim Ilmenauer Bergwesen mit dem Ober-Berghauptmann Trebra bekannt und durch ihn wesentlich zur Stein- und Gebirgskunde angeleitet wurde, hat Waldemar von Biedermann in einem besonderen Werke dargelegt (Goethe und das sächsische Erzgebirge, Stuttgart, 1877). Diese Richtung wurde dann gefördert durch seine Reisen nach Karlsbad und durch die späteren Reisen nach Böhmen, welche sich bis zum Jahre 1823 fortsetzten. Durch die Bekanntschaft mit Graf Kaspar Sternberg, 1820, entspinnen sich fortgesetzte Forschungen über den Kammerbühl bei Eger, über Versteinerungen in den Kohlenwerken und über geologische Grundprobleme. Auf der Schweizerreise tritt er in Verbindung mit Saussure und nach der Rückkehr treibt er, im Verein mit einem Schüler Werner's, theoretische und praktische Uebungen in der Mineralogie. Mit dem Mineralogen K. C. von Leonhard eröffnet er den wissenschaftlichen Verkehr durch die Erklärung der Stellung, welche er einnimmt; darin sagt er unter Anderem: „Um manches Mißverständniß zu vermeiden, sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Total-Eindruck zur Beobachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung, so gut, wie die ent-

gegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wohl gar gewissen Vorurtheilen unterworfen sei."

Auf Sömmering's Anregung beschäftigt er sich mit Aëroſtatik, läßt Luftballons aus seinem Garten aufsteigen und macht sich in Siewer's und Buchholz' Laboratorien mit den neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie bekannt.

In Jena erhält Goethe durch Professor Loder und durch das dortige anatomische Museum die Anregung zur vergleichenden Osteologie. Seine osteologischen Studien beginnen 1781. Anfänglich beschränkte sich der Beistand, der ihm geleistet wurde, auf Loder; später zeigten sich auch seine Gegner Blumenbach, Sömmering und Camper als freundliche Förderer. Er sitzt nicht nur auf der Bank der Zuhörer, sondern secirt selbst und vergleicht die Knochengerüste der Vierfüßer. Es liegt ihm daran, auch in diesem Bereich die Harmonie der Gestaltung nachzuweisen und die beim Skelett vorkommenden Theile auch am Menschen aufzufinden. Auf diese Weise entdeckt er den Zwischenknochen in der oberen Kinnlade des Menschen, den Vesalius, der kühne Gegner Galen's, geleugnet, und den der berühmte Camper als ein Unterscheidungszeichen zwischen Affen und Menschen hingestellt hatte. Goethe fand, daß die Näthe des Zwischenknochens sich beim Menschen nachweisen lassen, und er zuerst fand dies durch die Methode, welche nunmehr allein als wissenschaftlich gilt: durch Vergleichung der verschiedenen Formen in der Thierwelt. Seine vergleichenden osteologischen Studien verlassen ihn auch nicht im Menschen- und Geschäftsgewühl, dem er 1790 in Breslau ausgesetzt ist (Goethe in Schlesien, Beitrag zur Goethe-Litteratur von Hermann Wentzel).

Auf der italienischen Reise nimmt Goethe jede Gelegenheit wahr, seine Anschauungen über die Reiche der Natur zu erweitern. Er botanisirt und sammelt Mineralien in Tyrol; im botanischen Garten zu Padua, mitten unter den mannigfaltigen Reichthümern exotischer Vegetation bemächtigt sich seines Geistes der Gedanke von einer einheitlichen Bildung, von einer Uebereinstimmung der Pflanzentheile. In Venedig findet er in der Nähe des Judenkirchhofs auf dem Lido einen alten Widderkopf und erkennt an demselben, daß der Schädel eine Häufung von vier verschiedenartig umgebildeten Wirbelknochen sei. In Rom verfolgt er die stufenweise Entwickelung der verschiedenen Organe der Pflanze

an den Dattelbäumen und Tannen, die er ſelbſt in Angelika Kaufmann's Garten pflanzt. Dieſelben botaniſchen Arbeiten ſetzt er zu Neapel fort, wo ihn gleichzeitig die Erſcheinungen des Veſuvs und der Serapistempel in Anſpruch nehmen. Im Garten zu Palermo lebt auf's neue der Gedanke an eine Urpflanze in ihm auf. Nach Rom zurückgekehrt, widmet er der Natur und der Kunſt gleiche Beſtrebungen und beſchäftigt ſich mit der Perſpective, wie mit der Anatomie des menſchlichen Körpers.

Nach der Rückkehr aus Italien legt Goethe zu Jena eine Sternwarte und einen botaniſchen Garten an. Jene Sternwarte dient ihm 1812 als Operationsbaſis für aſtronomiſche Beobachtungen, ebenſo wie ſein Gartenhaus zu fortgeſetzten Betrachtungen des Mondes mittelſt eines guten Fernrohres benutzt wird. Mit Hülfe der Prismen und anderer Inſtrumente, die er ſich von Jena und durch den Rath Büttner verſchafft, richtet er in ſeinem Hauſe ein optiſches Cabinet ein, glaubt zu erkennen, daß Newton's Hypotheſe über die Farben der Wahrheit widerſpreche und erklärt ſich die Phänomene nach ſeiner Weiſe, welche er nach zwei Jahren in ſeinen beiden erſten Beiträgen zur Optik veröffentlicht; die prismatiſchen Erſcheinungen und Fiſcher's Phyſik ſtudirt er ſogar mitten im Feldlager.

In dem Zeitraum 1794—1805 ſucht er die chromatiſchen Erſcheinungen zu ergründen und unternimmt, um ſein Lehrgebäude zu vervollſtändigen, den geſchichtlichen Theil der Farbenlehre. Er dictirt dem jungen Max Jacobi ſeine Abhandlung über die Geſetze der organiſchen Bildung und mehrere Stücke der vergleichenden Anatomie, tritt auch mit Dr. Gall in Verbindung, ohne jedoch die Lehre deſſelben höher, als eine Anticipation zu ſchätzen.

Im hohen Alter, wo die Neigung zur Beobachtung das Uebergewicht über die künſtleriſchen Beſtrebungen erhält, beſchäftigt ſich Goethe auf Seebeck's Rath faſt ausſchließlich mit der Farbenlehre und übergiebt, nach mehr, als zehnjährigen Studien, endlich das Werk dem Publikum.

Die Chemie hatte um dieſe Zeit durch Lavoiſier, Bertholet und Berzelius einen neuen Aufſchwung genommen; Goethe, ſtets an der Spitze des Fortſchritts, wird ein eifriger Schüler Döbereiner's. Mit Sömmering und Carus tritt er in engſte Verbindung; durch die neuen Entdeckungen von Malus, Biot und Brewſter angeſpornt, verfaßt er das

Werk über die entoptischen Farben. Eine Reise in Böhmen giebt ihm Gelegenheit, mit dem in der Geologie erfahrenen Polizeirath Gruner bekannter zu werden, mit welchem er eine Excursion unternimmt und eine Menge Beobachtungen über die geologische und mineralogische Bedeutung des Böhmerlandes anstellt, die er nach und nach in den Jahren 1820—28 veröffentlicht. Auf derselben Reise dehnt er seine Forschungen, angeregt durch Howard's Werk über die Wolkenbildung, auch auf die Meteorologie aus.

In den letzten Jahren seines arbeitsamen Lebens findet der geniale unermüdliche Greis noch Zeit zu poetischen Compositionen, ohne seinen wissenschaftlichen Eifer erkalten zu lassen, ohne seinen erstaunlich ausgedehnten Briefwechsel mit fast allen gelehrten und berühmten Zeitgenossen zu unterbrechen. Er sucht den Regenbogen zu erklären und tritt zu diesem Zweck mit Sulpice Boisserée, dem Director der Münchener Sternwarte, in Briefwechsel; er schreibt über die spiralförmige Entwickelung der Pflanzentheile und über die plastische Anatomie und erkennt in dem denkwürdigen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire den Triumph seiner eigenen Ansichten und Aussprüche und die Gewißheit, „daß man im Verkehr mit der Natur sich fernerhin nicht bloß mit einzelnen materiellen Theilen zu schaffen machen, sondern das Athmen des Geistes empfinden werde, der jedem Theile die Richtung vorschreibe und jede Abschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt".

Wir können die Idee der Pflanzen-Metamorphose, welche Goethe im Jahre 1790 veröffentlichte, als den ersten Grundsatz der Morphologie bezeichnen. Kelch, Blumenkrone, Knospe, Stengel, Staubfäden, Blüthe und Frucht, wie verschieden auch an Form und Farbe, sind nach Goethe's Ansicht nur verwandelte Blätter, verschiedene Gestaltungen einer und derselben Grundform: nämlich des Blattes. Jeder obere Blattknoten, aus dem vorhergehenden entstehend, erhält den Saft filtrirt und so arbeitet sich die Pflanze stufenweise feiner aus.

Schon Linné hatte erkannt, daß die Pflanze, gleich dem Thiere, in ihrer Entwickelung regelmäßigen Phasen folge und daß ein einfacher Plan sich trotz der Verschiedenheit der Formen aufweisen lasse. „Blüthen und Blätter, Blätter und Knospen haben einen und denselben Ursprung,"

ſagt er in ſeiner botaniſchen Philoſophie und erkennt ziemlich daſſelbe, was Goethe „Metamorphoſe“ nennt, an einer Erſcheinung, welche er mit dem Namen „Prolepſis“ bezeichnet. Die „Theorie der Generation“ von Kaspar Friedrich Wolff hatte Goethe, ſeiner wahrhaften Verſicherung nach, erſt mehrere Jahre nach dem Erſcheinen ſeines eigenen Werkes geleſen, und dies hätte Schopenhauer, der ſo höhniſch in dieſer Sache gegen Goethe urtheilt, berückſichtigen ſollen. Goethe nennt Wolff ſeinen „trefflichen Vorarbeiter“, fügt jedoch hinzu: derſelbe habe zwar die Identität aller Pflanzentheile erkannt, habe aber, gerade im Widerſpruch mit ſeiner eigenen Anſicht, bei der Verwandlung deſſelben Organs immerfort nur eine Verkleinerung und Verkümmerung geſehen. Lewes hält dies für einen Irrthum von ſeiten Goethe's, den er dadurch zu erklären ſucht, daß dieſer den rein morphologiſchen, Wolff dagegen den phyſiologiſchen Standpunkt eingenommen hätte; was er damit ſagen will, ſetzt er nicht weiter auseinander. Kaspar Friedrich Wolff führt als das Gemeinſame bei Pflanzen und Thieren an, daß Säfte der Zellen und Gefäße aus dem Körper heraustreten und, je nach Umſtänden, Wurzeläſte, Blätter oder Früchte bilden; mit einem Blatte entſtehe aber zugleich eine vollſtändige einfache Pflanze. In ſeiner „Theorie von der Fructification“ (Berlin, 1864) ſagt er wörtlich: „Wenn im Frühjahr an den Bäumen neue Blätter ausſchlagen, ſo geſchieht dies allemal auf keine andere Art, als daß nebſt einem Blatte zugleich auch mehrere und nebſt dieſen auch zugleich ein Stamm, an welchen alle Blätter befeſtigt ſind, und endlich nebſt dem Stamm auch oben in der Spitze deſſelben eine Fructification, folglich eine vollſtändige einfache Pflanze hervorgebracht wird.“ Er ſchließt aber dieſe Diſſertation mit den Worten: „Die Theile der Fructification ſind weiter nichts, als unvollkommene Blätter“ — und beſtätigt damit das Urtheil, welches Goethe über ſeine Anſicht fällte.

Während Goethe bei ſeiner Idee der Metamorphoſe einer aufwärts ſteigenden Stufenreihe folgte, erblickte Decandolle, von der Blüthe zum Blatte abwärts gehend, in den morphologiſchen Erſcheinungen nur eine Abweichung oder Abartung von den normalen; dieſe Anſicht erinnert an die „Verkümmerung“ Kaspar Friedrich Wolff's. Flourens ſucht (in ſeiner Lobrede auf Decandolle) die beiden Theorien in Einklang zu brin-

gen, nennt aber seltsamerweise die Theorie Goethe's „einen bewundernswerthen Theil" der Decandolle'schen.

Goethe's Manuscript über die Metamorphose der Pflanze wiesen die Verleger zurück, bis sich endlich einer fand, welcher den Druck in der Hoffnung übernahm, dadurch eine dauernde Verbindung mit dem Dichter einzuleiten. Das Publikum sah darin nichts weiter, als einen poetischen Einfall und die Gelehrten zuckten die Achseln darüber; Niemand wollte, wie Goethe sich ausdrückt, die ganze Verbindung der Poesie mit der Wissenschaft begreifen; auch der litterarische Zirkel, welcher sich bei Jacobi versammelte, sah darin nur eine Künstlerlaune. Ermuthigend und anerkennend äußerten sich nur die Gebrüder von Humboldt, Usteri, Batsch und Starke.

Erst nach 25 Jahren begann man günstiger über dieses Werk zu urtheilen. Jäger vervollständigte es durch sein Werk über die Mißbildungen der Gewächse; Kieser, Nees von Esenbeck und Sprengel erklären die Metamorphose für die erhabenste Idee in der philosophischen Botanik. In der Schweiz wird Goethe's Werk durch Lassaraz übersetzt; in England erklären sich Robert Brown, Knight und Lindley für dieselbe Theorie; (Brown hatte schon ähnliche Ideen im 13. Bande seiner Transactions of the Linnean Society geltend gemacht); in Frankreich werden die Grundsätze der Metamorphose durch Decandolle, Jussieu, Dupetit-Thouars, Turpin, Mirbel, Auguste Saint-Hilaire, Moquin Tendon und Payer bestätigt und zu weiteren nützlichen Folgerungen entwickelt. Auguste Saint-Hilaire, von der Akademie der Wissenschaften zu einem Berichte aufgefordert, äußert die bedeutenden Worte: „Goethe's Werk gehört unter die kleine Zahl jener Schriften, welche nicht nur ihre Verfasser unsterblich machen, sondern auch selbst unsterblich sind." Alexander von Humboldt äußerte seine Uebereinstimmung, indem er Goethen seine „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen" zusendet, nebst einem Widmungsblatt von Thorwaldsen, darstellend, wie Apoll den Schleier der Isis lüftet, zu deren Füßen ein Buch liegt, welches die Aufschrift hat: „Metamorphose der Pflanzen".

Lewes macht nicht mit Unrecht den Einwand, die Entwickelung verschiedener Organe einer Pflanze aus einem Grundtypus sei eben eine Entwickelung und keine Metamorphose.

Eine Vorlesung über die Spiraltendenz der Pflanzen, welche Martins in der Versammlung zu München hielt, veranlaßte Goethen, noch im Jahre 1831 einen ergänzenden Aufsatz „über die Spiraltendenz der Vegetation" zu verfassen.

Goethe's botanische Anschauungen wurden später durch die sogenannten „Naturphilosophen" vielfach falsch verstanden oder gedeutet, wie Albert Wigand u. A. nachgewiesen hat (Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanze, 1846). In der neueren Wissenschaft haben Schleiden und Julius Sachs den Vorgänger Kaspar Friedrich Wolff, welcher den Gedanken der Metamorphose schon ausgesprochen hatte, so hoch gestellt, daß Goethe's Verdienste dadurch beeinträchtigt werden.

Schleiden hat seitdem die Zelle als die einfachere und allgemeinere Grundform entdeckt und diese Zellentheorie ist durch die Arbeiten von Schwann und Virchow weiter entwickelt worden; damit ist Goethe jedoch nicht widerlegt, denn er hatte, wie Faivre richtig bemerkt, nicht die innere Struktur, sondern die äußern Organe der Pflanze im Auge. Schleiden nennt auch Goethe's Idee von einer Urpflanze, von welcher alle vorhandenen Pflanzen die Abbilder seien, eine unglückliche und irreführende; immerhin aber bleibt es Goethe's Ruhm, die Morphologie aus wissenschaftlichen Mitteln geschaffen zu haben, und wohl zu beherzigen ist Helmholtz' Meinung, daß die eigentlich geistige Arbeit die sei: aus den zerstreuten Zügen von Gesetzmäßigkeit ein übersichtliches Gesammtbild herzustellen.

Ueber die „Metamorphose der Pflanzen" sagt Kirchhoff (Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und bei Goethe, 1867, S. 97): „Mit dieser Erkenntniß war etwas Großes für die Wissenschaft geschehen. Es war ein Monismus an Stelle jenes Dualismus gesetzt, der bisher von der Linné'schen Schule so festgehalten wurde, daß des Meisters sibyllinisches Mysterium, nämlich die Prolepsistheorie, die Wissenschaft zu versteinern und auf dem kindlichen Standpunkt festzubannen drohte."

Wie schon oben erwähnt, war der Zwischenkieferknochen von Vesalius dem Menschen abgesprochen worden. Sylvius, Camper und

Blumenbach waren gleicher Ansicht mit jenem Anatomen des 16. Jahrhunderts und Camper hatte sogar den Zwischenknochen in der oberen Kinnlade als ein Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Affen und der Menschengattung hingestellt. Goethe, in seiner wichtigen Arbeit über diesen Zwischenknochen, weist nach, daß derselbe sowohl Galen, wie Vesalius und Wislow bekannt gewesen sei.

Vor dieser Zeit hatten der englische Anatom Nesbitt und der deutsche Autenrieth das Vorhandensein des Zwischenknochens bereits anerkannt, ohne daß Goethe Kenntniß davon hatte; nach ihm bestätigte der Professor Weber dieselbe Entdeckung, indem es ihm gelang, den Zwischenknochen aus den Kinnbacken sehr junger Kinder auszusondern.

Wenn Lewes angiebt, der französische Anatom Vicq d'Azyr habe ebenfalls auf den Zwischenknochen beim Menschen hingewiesen, so hat er vielleicht die Uebereinstimmung mit Goethe im Sinne, welche d'Azyr in seinem Vergleich der oberen und unteren Gliedmaßen kundgiebt; jedenfalls aber datirt d'Azyr's Abhandlung über Anatomie und Physiologie vom Jahre 1786, während Goethe seine Entdeckung des Zwischenknochens schon 1784 machte.

Loder, Spix und Sömmering stimmten dieser Entdeckung Goethe's sofort zu, Letzterer schreibt den Grundgedanken jedoch Blumenbach zu, der sie gerade im Gegentheil ungläubig aufnahm. Herder fand sie einfach und wahr, Camper aber antwortete nur damit, daß er den lateinischen Styl der Abhandlung tadelte. Es dauerte 40 Jahre, ehe diese Entdeckung allgemein anerkannt wurde. Der Anatom Fischer und der große englische Naturforscher Richard Owen gaben endlich das Zeugniß: durch diese Entdeckung habe Goethe allen ähnlichen Untersuchungen, um die Beständigkeit der Naturgesetze in den Erscheinungen nachzuweisen, die Bahn gebrochen und die werthvollen Arbeiten eines Oken, Bojanus, Meckel, Carus und anderer deutscher Forscher hervorgerufen.

Goethe's Lehre von den Wirbelknochen war, ebenso wie die Metamorphose der Pflanzen, ein wichtiger Grundsatz der Morphologie, und Goethe gab mit seiner Ansicht einen Anstoß zu weiteren anatomischen Forschungen.

Goethe hatte, wie erwähnt, auf seiner italienischen Reise an einem Schafschädel, den er in der Umgegend von Venedig gefunden,

erkannt, daß der Schädel als eine Gesammtheit veränderter Wirbelknochen und die Kinnladen als die den Gliedmaßen entsprechenden Stücke anzusehen seien. Diesen Gedanken entwickelte er erst 1820 in der Geschichte seiner anatomischen Arbeiten. Ueber ein Decennium nach Goethe's Tode machte Oken geltend, daß nicht Goethe, sondern er jene Entdeckung auf einer Harzreise an dem Schädel eines Hirsches gemacht habe. Lewes giebt sich viel Mühe, zu beweisen, daß Oken ebensowohl, wie Goethe das Verdienst einer selbstständigen Entdeckung zugestanden werden müsse, und daß Ersterer nur in späterer Zeit durch die leidenschaftlichen Angriffe der Hegelianer veranlaßt worden sei, Goethe anzuklagen, derselbe habe sich mit Unrecht das Verdienst jener Entdeckung angemaßt. Vichow hat übrigens nachgewiesen, daß die Idee, der Schädel bestehe aus Wirbelknochen, von mehreren Gelehrten gleichzeitig, unter Andern auch von Peter Frank, gefaßt worden sei.

Uebrigens ist diese Doktrin bisher noch zu keiner wissenschaftlichen Erledigung gekommen, und Goethe, dem nichtsdestoweniger das Verdienst der ersten Conception bleibt, hat selbst eingesehen, daß der Grundgedanke derselben schwer im einzelnen nachzuweisen sei. Oken nahm drei Schädelknochen an, Bojanus vier, Geoffroy Saint-Hilaire sieben, Carus, mit Goethe übereinstimmend, sechs; auch heutzutage ist man nicht einverstanden, ob man nur drei Schädelknochen, oder nach Richard Owen's Meinung, das Nasenbein noch als vierten annehmen müsse.

Goethe's Idee über die Bestimmung der osteologischen Grundform, eines allgemeinen Bildes, worin die Gestalten sämmtlicher Thiere der Möglichkeit nach enthalten wären, war ein wahrhaft wissenschaftlicher, fruchtbringender Gedanke, keine platonische Idee, wie Lewes richtig bemerkt, sondern nur ein wissenschaftlicher Kunstgriff. Goethe selbst beschränkte die Bedeutung derselben dahin, daß man nicht an das wirkliche Vorhandensein eines solchen allgemeinen Typus glauben dürfe. Vor Goethe hatten Newton, Buffon und Condorcet dieselbe Idee angedeutet. Goethe formulirte sie 1787, machte sie aber erst 1795 bekannt, 12 Jahre vor Oken's Entdeckung der Schädelwirbel,

23 Jahre vor Geoffroy Saint-Hilaire's Veröffentlichung der „Philosophischen Anatomie".

Die Ansichten Geoffroy Saint-Hilaire's unterlagen in den wissenschaftlichen Kreisen der damaligen Zeit denen, welche Cuvier verfocht. Den Kampf setzte später Isidor Geoffroy Saint-Hilaire fort, wobei er sich auch als Gesinnungsgenosse auf Goethen stützte (Histoire naturelle générale, 1859, Tom. II).

Auch denselben Gedanken, welchen Geoffroy Saint-Hilaire und Bichat über das Gleichgewicht der Organe und die Vertheilung der Kräfte in der lebendigen Oekonomie aussprachen, hat Goethe formulirt. Die Idee, welche er über die Uebereinstimmung und Modification der weichen, flüssigen und harten Theile des organischen Körpers kundgab, gilt ebenfalls als eine Bereicherung der vergleichenden und philosophischen Anatomie. Die Wahrheit seiner Beobachtungen und Entdeckungen ist durch Schwann's, Henle's und Virchow's Arbeiten in der mikroskopischen Anatomie bestätigt worden.

„Goethe," so urtheilt Ernest Faivre, „hat zuerst das Beispiel einer Methode gegeben. In der vergleichenden Osteologie besteht sein Verdienst nicht allein darin, daß er Grundsätze feststellte, sondern auch, daß er genau beobachtete und durch seine originelle Betrachtung der übereinstimmenden Knochentheile eine weise, strenge und sinnreiche Methode einführte, durch welche die Anatomen zu vielfachen Entdeckungen angeleitet worden sind." Und Owen bestätigt dies mit den Worten: „Insofern Goethe's Genie den Anatomen die Anleitung gab, die gegenseitigen Beziehungen und die Verwandtschaft der Knochen durch Figuren und Chiffern zu bezeichnen, so stellte er der vergleichenden Osteologie ein festes und erreichbares Ziel."

Obgleich Goethe, wie oben angeführt, die Idee von einem anatomischen Urtypus auf ein Gedankending beschränkte, so gab er derselben doch die weiteste theoretische Ausdehnung, ja man kann behaupten, er habe dieselbe Theorie schon anticipirt, welche jetzt als „Darwin'sche Theorie" so großes Aufsehen erregt, obgleich sie nichts weiter, als die längstbekannte Doktrin des Engländers Lockhart ist. Selbst die sogenannte Descendenz- oder Selections-Theorie Darwin's, daß die natürliche Zuchtwahl im Kampfe um das Dasein die Abänderung oder Ver-

erbung der verschiedenartigen organischen Gestalten bedinge: auch diese Theorie — meint Kalischer — habe Goethe, wenn auch nicht verarbeitet, so doch ausgesprochen, wo er von den geheimen Wechselwirkungen von Pflanze zu Pflanze redet und an anderen Orten.

Das Verhältniß der Naturanschauungen Goethe's zu denen Darwin's hat der französische Schriftsteller E. Caro erörtert: „La philosophie de Goethe, 1866, chap. V." — Unter den Deutschen hat H. Meding eine Verwandtschaft beider Anschauungen nachgewiesen („Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart"). Häckel in seiner „generellen Morphologie" zählt, ebenso wie Kalischer, Goethen zu den entschiedenen Vorläufern Darwin's.

Indem Goethe die thierischen Formen von den verschiedenen Elementareinwirkungen der Natur abhängig glaubt, verneint er überhaupt die Unterscheidungen der Arten; ja, auch in seiner Metamorphose der Pflanzen hatte er, worauf auch Faivre hinweist, außer Acht gelassen, daß aus dem Keim, dem Ausgangspunkte, sich durch die Metamorphose nur ein Wesen entwickeln kann, welches dem erstern ähnlich ist und sich wieder nach denselben Gesetzen erzeugt, daß also die Metamorphose die Grenzen der Gattung respectirt.

Dem Grundgedanken von der Homologie der Knochen liegt das zu Grunde, was Vicq d'Azyr in seiner Abhandlung über die Uebereinstimmung der oberen und unteren Gliedmaßen ausgesprochen und was späterhin Barclay, Gerdy, Cruveilhier, Gervais, Flourens, Martins, Meckel, Carus, Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire in den Thatsachen, wenngleich nicht grundsätzlich, weiter entwickelt haben. Dem Grundsatze nach trennte sich die Schule Cuvier's von der Saint-Hilaire's. Oken, Spix, Bojanus und Carus nehmen, ebenso wie Geoffroy Saint-Hilaire, ein primitives, allgemeines und einheitliches Knochengerüst an, von welchem die Skelette der verschiedenen Thiere nur Modificationen seien; Cuvier dagegen läßt sich bei der Feststellung der Analogien von den physiologischen Funktionen der Organe leiten und hält eben nur diejenigen Knochen für analog, welche denselben Zweck bei verschiedenen Thieren erfüllen. Goethe erkannte die Wichtigkeit beider Principe, und indem er selbst den Einfluß, welchen die Funktion auf die Gestalt des Organs ausübt, nachwies, hoffte er auf

eine Versöhnung beider Doktrinen. Wenn er erklärt, es müßten sich mehrere Männer gleichzeitig der Ausarbeitung dieser Idee widmen und das Menschengeschlecht würde erstaunliche Erfolge erblicken, so ahnte er, daß die Idee von einem einheitlichen Typus durch die verschiedensten Forscher und auf den verschiedensten Gebieten bestätigt werden würde. Dies geschah in der Physik durch Grove, in der Chemie durch Liebig, in der Paläontologie durch Agassiz, in der Anatomie und Naturgeschichte vorzugsweise durch Savigny, der die Erfolge seiner mühseligen Beobachtungen mit dem Verluste des Augenlichts bezahlte.

„Der erste Gedanke einer Metamorphose der Knochenformen, daß nämlich alle Formen nur mehr oder weniger nachweisbare Umbildungen einer und derselben Grundform sind, dieser Gedanke gehört Goethe," schreibt Carus; „vor ihm," so bezeugt Oskar Schmidt, „war die vergleichende Anatomie noch in ihren embryonalen und chaotischen Anfängen begriffen. Man beschrieb tausend Einzelheiten, ohne daß die Idee eines Allgemeinsamen durchgebrochen wäre." So war Geoffroy Saint-Hilaire, einer der glänzendsten Anatomen, vollkommen berechtigt, im Jahre 1836 vor der Pariser Akademie der Wissenschaften zu erklären, was zwei Jahre später der Sohn dieses Gelehrten vor demselben wissenschaftlichen Institut bestätigte: die Idee von einer organischen Einheit, von einer philosophischen Anatomie sei gegenwärtig ein Gemeingut des menschlichen Geistes geworden, und Goethe gebühre die Ehre dieses großen Erfolges.

Kalischer nimmt Goethen gegen die Ausstellungen in Schutz, welche Julius Sachs (Geschichte der Botanik) gegen dessen Auffassung der Pflanzen-Metamorphose erhebt. Die Analogie zwischen Schädel- und Wirbelknochen gesteht er Oken als eine selbstständige Entdeckung zu. Den „Typus", den Goethe aufstellte, um alle Säugethiere nach Uebereinstimmung und Verschiedenheit zu prüfen, versteht Kalischer nach streng darwinistischer Auffassungsweise als eine reelle Grund- und Stammform, während Andere darin nur eine Abstraktion, eine Idee erkennen; er stellt Goethen überhaupt, auch in Betreff der Erblichkeit, des Kampfes um das Dasein, der Stammverwandtschaft und dergleichen, wohl mit Unrecht auf das Feld Darwin's.

An dem merkwürdigen Streite zwiſchen den Neptuniſten und den Vulkaniſten in der Geologie nahm Goethe ebenfalls thätigen Antheil.

Dieſer Streit hatte ſchon im 17. Jahrhundert begonnen. Damals erklärten Stenon, Burnet und Whiſton die Veränderungen der Erdkugel als Wirkungen des Waſſers. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde in Deutſchland Werner das Haupt der Neptuniſten und zu ſeinen Anhängern gehörte Profeſſor Lenz in Jena, deſſen Anſichten von großem Einfluß auf Goethe waren. Dagegen hielten ſich der Schotte Hutton, Playfer und die Franzoſen Desmarais und Dolomieu zu der Partei der Plutoniſten oder Vulkaniſten, welche der Anſicht Buffon's und Leibnitz' folgten, wonach das Feuer das wirkſame Agens ſei, welches das Geſtein der Erde verändere.

Die Anhänger der neueren Schule ſtützen ſich auf die Anſicht der Plutoniſten. Die bedeutendſten dieſer Geologen ſind der Franzoſe Elie de Beaumont, Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, welchem letzteren namentlich das Verdienſt gebührt, dieſes wiſſenſchaftliche Gebiet mit genialem Scharfſinn bearbeitet zu haben.

Als Goethe ſich mit der Geologie bekannt machte, genoß Werner's Theorie allgemeiner Anerkennung in Deutſchland; er ſtimmte derſelben mit Eifer bei und machte ſogar in ſeinen poetiſchen Werken Ausfälle gegen die Vulkaniſten. Seine eigenen Beobachtungen veröffentlichte er in drei Schriftſtücken: in einem Briefe an Leonhard, in einem Artikel über Geologie und in einer Abhandlung über die Bildung der anorganiſchen Körpermaſſen. In allen dieſen Schriftſtücken nimmt er den Granit als das einzige Urgeſtein an und betrachtet die übrigen als einer gleichen Zeit zugehörige Umbildungen deſſelben.

Ebenfalls von Werner's Lehrſatz ging Goethe aus, als er auf ſeiner italieniſchen Reiſe am Jahre 1787 die Frage über den Tempel des Jupiter Serapis bei Pozzuoli erörterte. Von dieſem durch Tiberius am Meeresufer erbauten Tempel ſind drei Säulen ſtehen geblieben, welche dem Anſchein nach eine Zeit lang durch eine Hebung des Meeres oder eine Senkung des Landes theilweiſe unter Waſſer geſtanden haben und dann durch eine Hebung des Bodens befreit worden ſind. Goethe hält es für wahrſcheinlich, daß ein Aſchenregen, durch den benachbarten Vulkan Monte-Nuovo veranlaßt, einen Theil

der Säulen verschüttet habe, und daß der in dem Tempel fließende Bach, nunmehr gestaut, die Weichthiere, deren Spuren man noch an den Säulen wahrnimmt, abgesetzt habe. Seine Ansicht über den Serapis-Tempel veröffentlichte Goethe in der Jenaischen Litteratur-Zeitung und in dem morphologischem Hefte vom December 1824, das er auch der Redaktion des Bulletin des sciences mittheilte. Auch das Edinburghsche Philosophical-Journal nahm auf dieses Heft Bezug.

Die heutige Geologie widerlegt Goethe's Ansicht über den Granit und die dazu gehörigen Transformationen, indem sie nachweist, daß die vulkanischen Gebilde nach einander entstanden seien. Die von ihm zuerst geschaffene morphologische Idee von den Umgestaltungen läßt sich zwar an Feldspat, Porphyr und anderen Gesteinen als richtig nachweisen, doch ist er nach der Meinung der neueren Geologen darin zu weit gegangen und hat Gesteine von ganz verschiedenem Ursprung und von verschiedener Zusammensetzung für Granit angesehen.

Auch Goethe's Lösung der Frage, ob einzelne Theile des neapolitanischen Küstenlandes sich erhöht und dann wieder gesenkt haben, ist durch Niccolini und Archangelo-Secchi widerlegt, indem diese nachwiesen, daß gewisse Theile des italienischen Bodens sich abwechselnd erheben und senken. Dieselbe Thatsache haben Spratt, Thompson und Andere auf der Insel Candia, in Kaschmir und besonders auf Neuseeland beobachtet.

Wenngleich sich demnach nichts gegen die Genauigkeit der Goethe'schen Beobachtungen in der Geologie sagen läßt, so rechnet man ihm doch als einen systematischen Fehler an, daß er den Thatsachen eine zu weite Tragweite beigemessen habe, und Faivre schreibt diesen Irrthum der Neigung zu, seine Idee von der Metamorphose wie auf die Pflanzenwelt, so auch auf die Mineralogie anzuwenden, und wie eine Urpflanze, so auch ein Urgestein für das Mineralreich zu finden.

Die geringste Anerkennung haben Goethe's Bemühungen in der Optik und Farbenlehre und sein Streit gegen Newton's Theorie gefunden. Als Goethe, von dem berühmten Seebeck unterstützt, seinen Widerspruch gegen den englischen Physiker veröffentlichte, waren die

früheren Gegner deſſelben — Caſtel, Cominale, Gauthier und Marat — längſt vergeſſen und Newton's Lehre galt als unumſtößlich. Newton's Theorie ſieht das weiße Licht als eine Zuſammenſetzung von drei oder ſieben Farben an; Goethe dagegen hält es für ein einfaches, gleichartiges Ding und nimmt nur zwei reine Farben an, blau und gelb, die andern betrachtet er als Abſtufungen von dieſer. Alle Farbenerſcheinungen erklärt er durch die „trüben Mittel", welche zwiſchen Licht und Dunkelheit gebracht werden, und durch die verſchiedenen Grade der Trübe oder der Durchſichtigkeit des Mittels. Das helle Licht erſcheint durch ein trübes Mittel gelb, durch ein noch trüberes gelbroth, bis zum Rubinroth geſteigert; Dunkelheit, durch ein erleuchtetes trübes Mittel geſehen, erſcheint, je nach der Dichtigkeit des Mittels, hellblau, dunkelblau oder violett. Bei dem Newton'ſchen Experiment mit dem Prisma und der weißen Wand ſah er nur da eine entſchiedene Farbe, wo eine Dunkelheit angrenzte. Die Anhänger Newton's erklären dies damit, daß die dunkeln Grenzen nur Gelegenheit böten, die mehr oder weniger refrangibeln Strahlen zum Vorſchein zu bringen; das Weiße in der Mitte entſtehe aus einer Vereinigung farbiger, über einander geſchobener Lichter. Goethe wollte jedoch daraus erkennen, daß die dunkeln Grenzen überhaupt nothwendig ſeien, um Farben hervorzubringen und daß die Newton'ſche Theorie von Grund aus falſch ſei.

An Goethe's Theorie nahmen der Herzog Karl Auguſt, die Herzogin Luiſe, der Herzog von Gotha, der Fürſtprimas und auch Schiller lebhaften Antheil, und er fand Beiſtand an Gelehrten, wie Loder, Sömmering, Göttling, Forſter und Schelling. Letzterer lobte, daß Goethe ſtatt der entſtellenden Experimente der Newton'ſchen Schule die einfache Offenbarung der Natur ſelber vorführe. Hegel erklärte es für ein wahres Verdienſt Goethe's, „das Prisma heruntergebracht" und ſich mit ſeinem reinen Naturſinn gegen Newton's Barbarei der Reflexion empört zu haben. Verwerflich — ſagt er — ſei die Leichtfertigkeit der Gelehrten, mit welcher ſie eine Menge theoretiſcher Deduktionen Newton's verwerfen und doch die Theorie ſelber aufrecht halten wollen, indem ſie ein metaphyſiſches Chaos für eine neue Entwickelung derſelben ausgeben.

Nur unter den eigentlichen Physikern sah sich Goethe „auf sich selbst zurückgewiesen, und fand überall" — wie er gesteht — „eine Art von Abneigung gegen seine Bemühungen, die sich, je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte".

Von den neueren Kritikern schreibt Arthur Schopenhauer u. A.: „Daß noch heute, ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen der Goethe'schen Farbenlehre, sogar in Deutschland, die Newton'schen Flausen ungestört im Besitz der Lehrstühle bleiben, und man fortfährt, ganz ernsthaft von den sieben homogenen Lichtern und ihrer verschiedenen Brechbarkeit zu reden — wird einst unter den großen intellectualen Charakterzügen der Menschen überhaupt und der Deutschen insbesondere aufgezählt werden." „Goethe's Verdienst um die Farbenlehre," sagt er an einer andern Stelle, „wird dann zur Anerkennung gelangen, wenn Katheder und Schreibtische von einer ganz neuen Generation besetzt sein werden, die nicht, und wäre es auch nur in ihren Greisen, ihre eigene Ehre gefährdet zu halten hat durch den Umsturz einer Lehre, welche sie ihr ganzes Leben hindurch nicht als Glaubens-, sondern als Ueberzeugungssache vortrug." Er habe — erzählt er — über Goethe's Farbentheorie mit einem der namhaftesten Berliner Physiker gesprochen, und dieser habe ihm im Vertrauen mitgetheilt: er halte eigentlich auch die Goethe'sche Theorie für durchaus richtig, „aber man dürfe das vor den Leuten nicht aussprechen". Schopenhauer macht sich auch lustig über die „Lichtwellen", welche die Newton'schen Lichtstrahlen jetzt zu vertreten haben und trotz Sturm und Wetter ihren Platz behaupten und dem Auge das Objekt unverrückt überliefern.

Grävell in Berlin, welchen Faivre einen Schüler Schopenhauer's nennt, hat nachzuweisen gesucht, daß Goethe im Rechte gegen Newton sei, indem er namentlich hervorhebt, daß die Thatsachen der neueren Physik, wie die Aetherschwingungen und die Messungen der Lichtwellen, nichts, als „Schwindel" (Humbug) seien und die Newton'sche Theorie, anstatt sie zu stützen, selber verneinen; die Erklärung der Farbe durch Interferenz, durch eine Gegenwirkung zweier Lichtwellensysteme, spreche

überdies schon dagegen, daß sie vorher als ein siebenfach verschiedener Stoff vorhanden gewesen sei.

Faivre hält es nicht der Mühe werth, die Wissenschaftlichkeit Grävell's anzufechten, denn derselbe habe die Erscheinungen nach Belieben complicirt, die Beobachtungen durch einander gemischt und ganz falsche Schlüsse gezogen. Gegen Goethe's Theorie selber wendet Faivre ein, daß das Dunkel an sich keine Realität, keinen objektiven Werth habe, denn es sei nur die Abwesenheit des Lichts; die Farben aus einer Mischung von Hellem und Dunklem zu erklären, werde namentlich durch die prismatischen Farben widerlegt, sei durchaus hypothetisch und lasse sich durch die Thatsachen nicht bestätigen, denn es sei nicht erwiesen, daß das Violett ein helleres Blau und das Orangeroth ein dunkleres Gelb sei; die trüben Mittel wirkten nur insofern, als sie die gelben und rothen Strahlen leichter hindurchließen, als die blauen; Poselger hätte überdies auf mathematischem Wege die Unzulänglichkeit der Goethe'schen Erklärung nachgewiesen.

Lewes, wenngleich keine wissenschaftliche Autorität, stimmt doch in anmaßendem Tone mit Goethe's Gegnern und erklärt in vornehmer Weise, Goethe sei weder durch seine ursprüngliche Anlage, noch durch den Gang seiner Bildung zu den experimentirenden Naturwissenschaften befähigt gewesen. Offenbares Unrecht hat er, wenn er schreibt, Goethe hätte es bei der bloßen Behauptung bewenden lassen, aber niemals eine Widerlegung, einen Nachweis versucht, daß Newton's Lehre falsch sei. Und doch hat Lewes selber kurz vorher eingestanden: daß Goethe seine Theorie mit vielen vortrefflichen Beobachtungen und geistreichen Erklärungen unterstützt habe.

Goethe hatte seine Farbenlehre dem französischen Institut gewidmet, Malus kritisirte sie jedoch in seinen „Annalen der Chemie" in entschieden absprechender Weise und hob besonders die gereizte Intoleranz gegen Newton tadelnd hervor. Gleiches that der berühmte Engländer David Brewster, der die Angriffe auf Newton zugleich als Ausfälle gegen die Ehre der englischen Nation auffaßte und es hart tadelte, daß ein mit Lorbeern gekrönter, ebenbürtiger Nachfolger Homer's und Shakespeare's dem Naturforscher Newton sein Diadem beneidete.

Unter uns Deutschen haben Johann Müller, Dove, Wilde und Aderhold die Goethe'sche Theorie wissenschaftlich bekämpft. Helmholtz erklärt die Polemik gegen Newton aus Goethe's künstlerischem Standpunkt, von welchem aus er die Wahrheit unmittelbar aus der sinnlichen Erscheinung erkennen wollte.

Lewes gesteht übrigens ein, die Goethe'sche Farbenlehre sei zwar als ein Beitrag zur Optik von zweifelhaftem Werthe, dagegen in ihrem didaktischen Theile von unschätzbarem Nutzen für die Künstler. Gleicher Ansicht ist der Engländer Charles Eastlake, der eine Uebersetzung davon gegeben hat. Müller rühmt die kostbaren Erfolge, welche aus der Abhandlung über die physiologischen Farben und der Geschichte der Farbentheorie herzuleiten seien. Seebeck und Mayer, mit welchen Goethe in Verbindung stand, pflichteten seiner Doktrin theilweise bei, ohne jedoch die Newton'sche Theorie aufzugeben. Der Berliner Physiker Dove lobt wenigstens die Komposition und den Styl der Arbeit.

Faivre, der die Theorie im Ganzen verwirft, erkennt doch an, daß einzelne Kapitel, wie über die physiologischen Farben, den chromatischen Zirkel, den Daltonismus, die Helle und Dunkelheit der Farben, die gefärbten Schatten, die Farblosigkeit des menschlichen Auges ꝛc., viele geistreiche Bemerkungen, originelle Untersuchungen und sogar Entdeckungen enthalten, welche von wissenschaftlicher Bedeutung seien.

In dem historischen Theil der Farbenlehre, worin die verschiedenen Epochen und die leitenden Geister derselben aufgeführt werden, sucht Goethe nachzuweisen, wie der Einfluß, den der Zeitgeist auf die Ideen ausübt, auch in der allmählichen Veränderung der Farbentheorie zu erkennen sei; wie zuerst im Alterthum die Philosophie, dann im Mittelalter der Aberglaube, zu Newton's Zeit der Autoritätsglaube, in der folgenden Epoche die geistige Freiheit dabei maßgebend gewesen seien.

Die Behandlung der Farbenlehre fand — wie wir gesehen haben — bei vielen Naturforschern und Litteraten Anerkennung; auch viele seiner Gegner rühmten den Werth dieser wissenschaftlichen Arbeit.

Danzel nennt die Farbenlehre „gleichsam die spekulative Philosophie Goethe's", „eine künstlerische Verarbeitung des Spinozismus". An einer andern Stelle sagt er: „Die Farbenlehre bildet den Ab-

schluß seines Verhältnisses zum Spinozismus, welcher in derselben diejenige Erledigung gefunden hat, welche Goethe damit zu bezeichnen pflegte, daß er sich eine Sache vom Halse geschafft habe, das heißt, daß es ihm gelungen sei, die Idee derselben zu einer eigenen Produktion zu verarbeiten, — wovon das Entstehen des „Götz von Berlichingen" aus dem Studium Shakespeare's ein wegen der litterarischen Existenz des veranlassenden Gegenstandes dem vorliegenden Falle analoges Beispiel ist."

Dies ist so abstruse und unverständlich, wie es nur einem spekulativen Philosophen zu sprechen möglich ist. Unumwunden und deutlicher drückt sich im gegnerischen Sinne Helmholtz über den physikalischen Theil der Goethe'schen Farbenlehre aus, indem er sagt, Goethe's Darstellung der Farbenerscheinungen, als physikalische Erklärung genommen, sei „sinnlos". Noch entschiedener ist du Bois-Reymond, der die ganze Goethe'sche Farbenlehre für eine „Spielerei" erklärt, über welche „längst gerichtet" worden sei. Der französische Uebersetzer der wissenschaftlichen Werke Goethe's urtheilt folgendermaßen darüber: „Der Beweggrund, durch welchen Goethe sich bestimmen ließ, sich der schwierigen Aufgabe eines Historikers und Kritikers zu unterziehen, war der berechtigte Wunsch, seiner Theorie eine geschichtliche Bestätigung zu verleihen. Von der Vergangenheit verlangte der Dichter vorzugsweise Zeugnisse und Proben zu Gunsten seiner Ansichten, zu Ungunsten der Newton'schen Doktrin. Diese beiden Antriebe leiteten seine Wahl, bestimmten sein Urtheil und veranlaßten nur zu oft, daß die Unbefangenheit und Unparteilichkeit des Historikers der Eigenliebe des Autors aufgeopfert wurden. Voll Selbstgefühl, beurtheilt Goethe häufig Lehrsätze, die er nicht versteht, und unternimmt wissenschaftliche Aufgaben, denen er nicht gewachsen ist. Mit den physikalischen Entdeckungen seines Zeitalters war er oberflächlich bekannt; in den mathematischen Wissenschaften fast ganz unerfahren, wagte er, über Methoden und Erfahrungen abzusprechen, welche Männer von Genie, wie Newton und Kepler, allein zu beurtheilen berechtigt wären."

Und trotz alledem muß Ernest Faivre Goethe's hohe Bedeutung und schätzenswerthe Wirksamkeit im Gebiete der organischen Naturwissenschaften eingestehen.

Goethe's naturwissenschaftliche Anschauungen beruhten fast ausschließlich auf der reinen Beobachtung, welche ihn zu kühnen, aber richtigen Kombinationen anregte und ihm Ideen zu bahnbrechenden Entdeckungen eingab; er hielt sich alsdann an das Allgemeine, ohne dem Einzelnen weiter nachzugehen. Diese Methode ist in neuester Zeit hart bemängelt worden, namentlich von den physiologischen Koryphäen des Tages, die auf ihr „richtig angestelltes Experiment" Alles ankommen lassen, ohne zu bedenken, wie mangelhaft die Sinne der Menschen, nach Umfang und Zuverlässigkeit, sind; wie unsicher die empfangenen Eindrücke, wie schwankend die Beobachtung der in den Wesen vorgehenden Veränderungen und wie fraglich die Gesetze, die man daraus zu erkennen meint.

In neuester Zeit hat der Professor der Physiologie an der Berliner Universität, Herr Emil du Bois-Reymond, seine Apprehension gegen Goethe's naturwissenschaftliche Verdienste kundgegeben („Goethe und kein Ende", Rede bei Antritt des Rektorats an der Berliner Universität, am 15. October 1882 gehalten). Er sagt unter Anderem:

„Goethe's Farbenlehre ist längst gerichtet, aber trotz unzähligen Erörterungen, an denen sich Männer, wie Dove, Hr. Brücke und Hr. Helmholtz betheiligten, bleibt ein Wort auszusprechen, welches vielleicht schärfer, als bisher den Mangel der Goethe'schen Auffassung und zugleich den Grund klarlegt, weshalb zwischen Goethe und den Physikern keine Verständigung möglich war. . . . . Das Kausalitäts-Gesetz beherrscht, wie unser ganzes Denken, so die theoretische Naturwissenschaft. Sie ist das systematisch ausgestattete Bestreben, „der Dinge Gründe zu kennen". Gemäß der Natur unsers Intellects nimmt dies die Form des mechanischen Zergliederns an. . . Von dieser Art der Thätigkeit und dem geistigen Bedürfniß, welches sie voraussetzt und zu befriedigen sucht, hatte Goethe keine Ahnung. Mechanische Zergliederung erwähnt er nur, um sie mit gereizter Feindseligkeit von sich zu weisen. Deshalb blieb seine Farbenlehre, abgesehen von deren subjektivem Theil, trotz der leidenschaftlichen Bemühungen eines langen Lebens, die todtgeborene Spielerei eines autodidaktischen Dilettanten."

„Fehlte Goethe das Organ für theoretische Naturwissenschaft in ihrer höchsten Gestalt, so hinderte dies ihn nicht, mit Erfolg in Gebieten thätig zu sein, wo plastische Phantasie und künstlerische Anschauung genügen, um in verwandten Formen das Gemeinsame und Wesentliche aufzufassen. Die Metamorphose der Pflanzen, die Entdeckung des Zwischenkiefers beim Menschen, die jetzt zwar angefochtene, darum aber nicht minder wichtige Wirbeltheorie des Schädels werden dauernd von Goethe's Fleiß und glücklichem Blicke zeugen. Besonders die Arbeit über den Zwischenkiefer befriedigt auch strengere fachwissenschaftliche Ansprüche. Doch ist mir unmöglich, meine persönliche Ueberzeugung zu verhehlen, daß auch ohne Goethe's Betheiligung die Wissenschaft heute so weit wäre, wie sie ist. Die ihm gelungenen Schritte hätten früher oder später Andere gethan, wie denn vor Goethe Caspar Friedrich Wolff die Pflanzen-Metamorphose, Oken die Wirbeltheorie und Robert Waring Darwin die Nachbilder mehr oder minder vollständig erkannt hatten. — Neuerlich bemühte man sich, in Goethe's Lorbeer als Denker über die Natur ein neues Blatt zu flechten. Hr. Häckel namentlich hat wiederholt Goethe neben Lamarck als bedeutenden Vorläufer Darwin's mit großer Beredtsamkeit hinzustellen versucht. Dabei kann doch nur von dem einen Hauptsatz des Darwinismus die Rede sein, von der Abstammungslehre; aber es wird wohl Niemand im Ernst behaupten, der Dichter habe die Selections-Theorie schon besessen. . . . Vom Darwinismus, der durch die Urzeugung an die Kant-Laplace'sche Theorie grenzt, von der Entstehung des Menschen aus dem Chaos durch das von Ewigkeit zu Ewigkeit mathematisch bestimmte Spiel der Atome, von dem eisigen Weltende — von diesen Bildern, welche unser Geschlecht so unfühlend in's Auge faßt, wie es sich an die Schrecknisse des Eisenbahnfahrens gewöhnte — hätte Goethe sich schaudernd abgewendet."

An einer andern Stelle der Rede sagt Professor du Bois unumwunden, es wäre besser, wenn sich große Dichter nicht auf naturwissenschaftliche Erörterungen einließen. Es ist also hier wieder die Fach-Professorenautorität, welche über den armseligen Laien-Verstand, gehörte er auch einem Goethe an, abspricht. Was sich ein Professor

einer Fachwissenschaft überhaupt unter einem, zu einem Urtheile berufenen Fachgelehrten vorstellt, ist nicht leicht zu begreifen. Goethe war doch auch Einer von Denen, die — nach der üblichen Ausdrucksweise der studirten Philister — „Schulen und Universitäten besucht hatte". Auch dort schon, in Leipzig und Straßburg, hatte er sich mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt: unter bewanderten Tischgenossen mit Medicin und Botanik, mit Anatomie bei Lobstein, mit Chemie bei Spielmann und mit Klinik bei Ehrmann. Aber auch bei ihm, wie bei jedem Anderen, ist das, was er auf „Schulen und Universitäten" lernte, nicht in Anschlag zu bringen gegen das, was er später als Autodidakt durch selbstständiges Studium nach Antrieb und Neigung, durch seine Thätigkeit als gereifter Denker, durch eigene Beobachtung und Forschung im Gebiete der betreffenden Wissenschaft, aus Vorträgen von Autoritäten und durch Gedankenaustausch mit den erleuchtetsten Fachmännern gewann. Goethen sehen wir während eines halben Jahrhunderts die Naturwissenschaften zu seinem eigentlichen „Fach" machen, nicht die Dichtkunst, die der Professor du Bois für Goethe's eigentliches Fach zu halten scheint und die, nach dessen merkwürdiger Meinung, eine naturwissenschaftliche Befähigung, noch mehr eine naturwissenschaftliche Autorisation ausschließen soll.

Wir haben bereits oben die mannigfachen naturwissenschaftlichen Studien und Beschäftigungen Goethe's nachgewiesen und wollen hier nur noch in aller Kürze wiederholend bemerken: nach der Uebersiedelung nach Weimar hört er nicht auf, sich im Studirzimmer, in Hörsälen und Museen, auf Reisen und Ausflügen mit Naturstudien zu beschäftigen. In dem Zeitraum von 1794—95 besucht er die osteologischen Vorlesungen von Loder; 1799 ist er mit Vorliebe astronomischen Beobachtungen zugewandt; 1802 liegt er in Göttingen unter Blumenbach's Leitung mannigfachen Zweigen der Naturwissenschaft ob; durch Schelling läßt er sich in Physik und Naturphilosophie fördern; 1805 fesseln ihn Gall's Vorträge über Craneologie; auf allen Reisen, die er in Thüringen, im Harz und seit 1806 nach Böhmen unternimmt, ermüdet er nicht im Interesse für alle Fragen, die in Mineralogie und Geologie einschlagen; noch die letzte Arbeit seines Lebens ist ein

Aufsatz über den naturwissenschaftlichen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire.

Eine Entgegnung auf die Rede von du Bois-Reymond veröffentlichte Dr. S. Kalischer unter dem Titel: „Goethe als Naturforscher und Herr du Bois-Reymond als sein Kritiker", Berlin, 1883. In dieser Antikritik sind du Bois' Einwände gegen Goethe's Befähigung und Bedeutung für die Naturwissenschaften nicht nur widerlegt, sondern auch manche Fragen aus dem Gesichtspunkte der fortgeschrittenen Naturwissenschaft zur Sprache gebracht.

Ueber den Zusammenhang von Goethe's Weltanschauung mit der Philosophie Spinoza's weist der Verfasser auf seine schon früher veröffentlichte Schrift hin, worin er zeigte, daß die naturwissenschaftlichen Leistungen desselben mit seiner Auffassung jener Philosophie in Verbindung stehen. Ebenso bestätigt er seinen früheren Nachweis, daß Goethe sich auch zur Darwin'schen Descendenz-Theorie bekannt habe und insofern als Vorläufer dieser Auffassung der organischen Natur anzusehen sei, wozu ihn auch Häckel zählt; daß er sich damit aber noch nicht für die Selections-Theorie erklärte, giebt Kalischer zu. — Abweichend von dieser Meinung hat F. Th. Bratanek (Vorrede zu Goethe's naturwissenschaftlicher Korrespondenz) nachgewiesen, daß durch Darwin Goethe's Anschauungsweise gerade umgekehrt werde, indem bei Darwin der Typus ein zufällig entstandenes Erzeugniß, bei Goethe dagegen eine Voraussetzung und die nothwendige Voraussetzung für die Entwickelung sei.

Von der Urzeugung und dem Spiel der Atome — meint du Bois — hätte sich Goethe „schaudernd abgewendet"; Kalischer betrachtet aber jene, mit dem Darwinismus verwandte Theorie als eine Hypothese, die mit der eigentlichen Forschung nichts zu thun habe. Wenn du Bois leugnet, daß Goethe einen Begriff von der „mechanischen Kausalität" gehabt habe, so weist Kalischer darauf hin, daß dieser Begriff kein anderer sei, als der von der Kausalität überhaupt, welcher Goethen ebenso wenig, wie jedem Naturforscher abgesprochen werden könne.

Du Bois macht Goethen ferner den Vorwurf, er hätte den Satz „von der Stammverwandtschaft der Lebewesen" nicht nur annehmbar machen, sondern auch beweisen müssen, wogegen Kalischer bemerkt,

daß dieſe Beweiſe überhaupt bis jetzt noch nicht ſtattgefunden hätten und auch wohl in Jahrhunderten nicht geſchehen würden.

Aus du Bois' Rede erſehen wir, welcher Werth auf die „mechaniſche Zergliederung" gelegt wird, wozu Goethen jede Neigung gefehlt haben ſoll. Es kann hiermit nur „das Experiment" überhaupt gemeint ſein. Nun war Goethe gewiß nicht im Stande, einem lebendigen Hunde den Leib aufzuſchneiden, aber deshalb war er dem Experimente überhaupt keineswegs abgeneigt. Danzel giebt zwar zu, Goethe hätte eine Abneigung gegen dieſe „aus der Hypotheſe hervorgehenden Einzwängung der Phänomene" gehegt; Virchow hebt hervor, daß Goethe „unzählige Verſuche" und die wundervollſten Beobachtungen über die phyſiologiſche Seite des Sehens gemacht habe und daß ſeine Methode in ſeinen langjährigen Forſchungen über Licht und Farbe, über Gewölk und Gebirge eine „ſtreng beobachtende und experimentirende" geweſen ſei. Auch Kaliſcher weiſt auf dieſe Thatſachen hin und auf Goethe's Bekenntniß ſelber: daß er „nicht aufhöre zu experimentiren und die Experimente zu ordnen", „die Phänomene zu erhaſchen und ſie zu Verſuchen zu fixiren". — Daß Goethe ſich auch des Mikroſkops bediente, dieſes ſo wichtigen Hülfsmittels der modernen naturwiſſenſchaftlichen Hypothen, geht aus einem ſeiner Briefe an Nees von Eſenbeck vom Jahre 1816 hervor, und Virchow iſt im Irrthum, wenn er Goethe's Unbekanntſchaft mit den „Wundern des Zellenlebens" der mangelnden Anwendung dieſes Inſtrumentes zuſchreibt.

Wir können auf alle Argumente des Dr. Kaliſcher in ſeiner Antikritik gegen Profeſſor du Bois nicht weitläufiger eingehen. Es iſt nicht ſchwer, ihm und Allen beizupflichten, welche Goethe's Verdienſte um die Naturwiſſenſchaften rühmend würdigen. Auch der franzöſiſche Ueberſetzer von Goethe's naturwiſſenſchaftlichen Werken erkennt an, daß Goethe die Einheit der Bildung und der Idee der Metamorphoſe, das unwandelbare Geſetz, wonach die Natur ihre einfachen, beſtändigen Schöpfungen hervorbringt, errathen, daß er für die Oſteologie eine Grundform beſtimmt, und mit Geoffroy Saint-Hilaire übereinſtimmend das Geſetz der Verbindung und des Gleichgewichts der Organe feſtgeſtellt habe; daß er, wie Cuvier, den Grundgedanken von der Unterordnung der Theile gekannt, das Geſetz über die Theilung der Arbeit

und das Verhältniß zwiſchen der Ernährung und Fortzeugung der Geſchöpfe angedeutet habe. Auch Lewes verſichert naiv: Goethe, „trotzdem“ er ein Dichter geweſen ſei, nehme in den Naturwiſſenſchaften eine bedeutende Stelle ein und ſei in dieſem Gebiete nicht ein oberflächlicher Dilettant, ſondern ein Denker, der, mit ausreichender Kenntniß zu ſicherm Fortſchritt ausgerüſtet, ſeinen Zeitgenoſſen und Nachfolgern einen noch heute fortwirkenden Anſtoß gegeben habe.

Wichtiger noch, als dieſe beiden Zeugniſſe ſind die der höchſten wiſſenſchaftlichen Autoritäten, wie Geoffroy Saint-Hilaire, Cuvier, Alexander von Humboldt, Owen und Helmholtz, von welchen der letztere das Urtheil ſpricht: „Goethe gebührt der große Ruhm, die leitenden Ideen zuerſt vorausgeſchaut zu haben, zu denen der eingeſchlagene Entwicklungsgang der Naturwiſſenſchaften hindrängt und durch welche deren gegenwärtige Geſtalt beſtimmt wird.“

IV.

Die naturwissenschaftlichen Anschauungen in Goethe's poetischen Werken.

Wie weit Goethe in seinen Werken noch über unsere Zeit hinausreicht, sehen wir deutlich aus dem Streben eines großen Theils der Gebildeten unserer Nation, seine erhabene Gestalt mehr und mehr zu sondern aus der Verdüsterung, mit welcher die mitlebenden Kleingeister ihn umhüllten; und dies nicht allein zu dem Zweck, an seiner edlen Einfachheit sich zu sammeln und zu wahren gegen die zersetzenden, zerstreuenden und zersplitternden Einflüsse unserer politisch aufgeregten und materiell eingenommenen Zeitläufte, sondern zugleich das Auge der zukünftigen Geschlechter auf den von Nebelflecken befreiten Stern hinzulenken. In diesem Sinne sind C. G. Carus' Schriften über Goethe nicht genug zu würdigen.

Allerdings ist auch in unseren Tagen jene Widersacherei gegen Goethe nicht zum Schweigen gebracht, welche Varnhagen mit den Worten bezeichnet: „die neueste politisch-poetisch-philosophische Deutschthümelei und Gervinus' Mißurtheile, die ihren pedantisch-gelehrten Nachdruck haben und schon eine Schule bilden". Aber diese Schule kümmert uns nicht, denn sie umfaßt, einige kritisch-litterarische Welt-Elephanten mit eingerechnet, die unverbesserliche Menge jener Menschen, denen die Weihe für die Mysterien des Apollodienstes versagt wurde. Konnte sich doch die deutsche Kritik kein schlimmeres Armuthszeugniß

ausstellen, als daß sie des Engländers Lewes Werk über Goethe überschätzte! Abgesehen davon, daß der Brite den deutschen Dichter fleißig studirt, in so vieler Hinsicht anerkennt und vor Allem, daß er für die Biographie eine so belletristisch-mundrechte Form geschaffen hatte, die in unseren nachfolgenden Lebensbeschreibungen großer Männer nachgeahmt werden konnte, so hat doch auch bei ihm der eiserne Reif des englischen Materialismus und Naturalismus die feineren Organe für das Verständniß Goethe's erdrückt. Unbeschadet allem Kosmopolitismus sei es gesagt: ein Engländer ist selten fähig, den größten deutschen Dichter und Denker in unserem Sinne zu erfassen und zu würdigen.

Ungeachtet dessen hat Goethe ohne Frage seine Universalität, und es ist nicht bedeutend genug zu erachten, daß diese Universalität sich mehr und mehr geltend macht. Carus weist darauf hin, wie namentlich die Engländer sich so viel des Vortrefflichen aus Goethe's Werken angeeignet haben, daß es zur Gewohnheit geworden sei, Stellen daraus irgendwie als Beweise anzuführen. Es sind aber nicht nur die Engländer, — „der uns am nächsten verwandte Bruderstamm," wie Carus sie nennt, — bei welchen jenes Verständniß eingedrungen ist: sondern auch unsere Nachbarn jenseits des Rheins. Nicht nur wird Porchat's Uebersetzung von Goethe's sämmtlichen Werken dort mit Antheil gelesen, sondern die Nation, die wir als flüchtig und oberflächlich anzusehen belieben, legt sich auch mit großer Neigung auf das Studium derjenigen Werke unseres Dichters, welche bei uns bisher leider zu wenig gewürdigt worden: seiner großen Gedanken und schönen Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften. Wie in der Schweiz durch Gingius-Lassaraz und in England durch Eastlake, so wurde auch in Frankreich der größere Theil der wissenschaftlichen Werke Goethe's schon vor längerer Zeit durch Charles Martins übersetzt. Es erschien sogar ein Werk in französischer Sprache, wie wir Deutsche es nicht einmal in der Originalsprache besitzen: eine Gesammtausgabe aller wissenschaftlichen Werke Goethe's, mit kritischen und analysirenden Erläuterungen, von Ernest Faivre, Professor der wissenschaftlichen Fakultät zu Lyon, auf welches wir schon im vorigen Aufsatze

hingewiesen haben. Vor Allem in Goethe's Werken zeigt es sich, welchen Einfluß die Wissenschaft auf die Kunst übt und umgekehrt, wie die Kunst dazu beiträgt, die Wissenschaft zu verallgemeinern, den Entdeckungen neuen Aufschwung zu geben, der wissenschaftlichen Bildung einen sittlich veredelnden Zweck zuzugesellen. Die Kunst schmückt den trockenen Boden der Wissenschaft mit saftigem Grün, sie fügt zum Belehrenden das Schöne und Rührende, und diejenigen Männer der Wissenschaft haben auf dem weitesten Gebiet gewirkt, welche die künstlerische Begeisterung nicht aus ihren Werken ausschlossen, wie im vorigen Jahrhundert Buffon, Haller und Linné, in unserer Zeit Alexander von Humboldt, der selber in einem Kapitel des Kosmos schildert, welche Bedeutung die Empfindung und Poesie für das Verständniß der Natur zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Nationen gehabt hat. Umgekehrt hat kein großer Künstler sich der Beobachtung der Natur entziehen können und unter den Dichtern dieser Art, welche einige Blätter der Naturschrift wissenschaftlich und künstlerisch zugleich zu entziffern, entweder Einzelheiten zu betrachten, oder der Körperwelt einen mächtigen Gedanken zu Grunde zu legen strebten, nennen wir Rousseau, den Verfasser der „Briefe über die Botanik" und Goethe, den Verfasser der „Metamorphose der Pflanzen", der „optischen Beiträge", der „Farbenlehre", der „Naturwissenschaft und Morphologie" und der „plastischen Anatomie".

Aber von Letzterem zu sprechen, dürfen wir nicht allein seine wissenschaftlichen Schriften in's Auge fassen, sondern müssen auch seiner poetischen Werke gedenken, welche von der Naturwissenschaft durchdrungen sind und worin er die Beobachtungen des Forschers in dichterischer Form, wissenschaftliche Betrachtungen in Gestalt poetischer Episoden darlegt und die Wissenschaft abwechselnd als Schmuck, als Zweck oder als Grundgedanken des Kunstwerks behandelt. Danzel (Ueber Goethe's Spinozismus) betrachtet dies als eine eigenthümliche Reproduktion des Spinozismus, als die direkte Konsequenz derselben, als die reine Kunstform der Poesie, welche eine dem mathematischen Verfahren Spinoza's parallele Erscheinung sei und zu welcher sich Goethe zuerst erhoben habe. Daraus, daß Goethe's Dichtungen von einem wissenschaftlichen Geist durchathmet sind, folgt nicht, — wie Danzel

richtig bemerkt — daß er im Wissenschaftlichen ein Dichter gewesen sei; die nahe Verwandtschaft der Wissenschaft mit der Kunst bekunde sich eben darin, daß die höchsten Resultate gern in poetischer Form ausgesprochen werden. Goethe's allgemeine Naturanschauungen sowohl, wie seine besonderen Naturstudien sind innig mit seiner Poesie verflochten. Dies ist eine harmonische Zweiseitigkeit, worüber er sich selber im Greisenalter in dem Gedicht „Natur und Kunst" aussprach:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und Beide scheinen gleich sich anzuziehen.
Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir einst, in abgemess'nen Stunden,
Mit Fleiß und Geist uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

F. Th. Bratanek hat in seiner Einleitung zu Goethe's naturwissenschaftlicher Korrespondenz einige geistvolle Seiten dieser vollendeten Durchdringung von Dichtung und Naturwissenschaft bei Goethe gewidmet. Auch Ernest Faivre ist dieselbe nicht entgangen. Er giebt in dem erwähnten Buche nicht nur eine kritisch-wissenschaftliche Beurtheilung der naturwissenschaftlichen Werke Goethe's, worauf wir im vorhergehenden Aufsatze mehrfach Bezug genommen haben, sondern er zeigt sich auch im vollsten Maße befähigt, ebensowohl den poetischen Genius, der jene Werke durchweht, zu würdigen, wie auch die wissenschaftliche Tendenz und die Naturempfindung in den litterarischen und ästhetischen Stücken aufzufinden.

In Goethe's Gedichten ist es weniger die Naturwissenschaft, die Natur als Gegenstand, welche sich geltend macht, als vielmehr die der Natur entlehnte Bildersprache, welche zur Schilderung menschlicher Empfindungen und Leidenschaften dient. Der französische Kritiker nennt es Naturempfindung und meint damit dasselbe, was Carus

hingewiesen haben. Vor Allem in Goethe's Werken zeigt es sich, welchen Einfluß die Wissenschaft auf die Kunst übt und umgekehrt, wie die Kunst dazu beiträgt, die Wissenschaft zu verallgemeinern, den Entdeckungen neuen Aufschwung zu geben, der wissenschaftlichen Bildung einen sittlich veredelnden Zweck zuzugesellen. Die Kunst schmückt den trockenen Boden der Wissenschaft mit saftigem Grün, sie fügt zum Belehrenden das Schöne und Rührende, und diejenigen Männer der Wissenschaft haben auf dem weitesten Gebiet gewirkt, welche die künstlerische Begeisterung nicht aus ihren Werken ausschlossen, wie im vorigen Jahrhundert Buffon, Haller und Linné, in unserer Zeit Alexander von Humboldt, der selber in einem Kapitel des Kosmos schildert, welche Bedeutung die Empfindung und Poesie für das Verständniß der Natur zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Nationen gehabt hat. Umgekehrt hat kein großer Künstler sich der Beobachtung der Natur entziehen können und unter den Dichtern dieser Art, welche einige Blätter der Naturschrift wissenschaftlich und künstlerisch zugleich zu entziffern, entweder Einzelheiten zu betrachten, oder der Körperwelt einen mächtigen Gedanken zu Grunde zu legen strebten, nennen wir Rousseau, den Verfasser der „Briefe über die Botanik" und Goethe, den Verfasser der „Metamorphose der Pflanzen", der „optischen Beiträge", der „Farbenlehre", der „Naturwissenschaft und Morphologie" und der „plastischen Anatomie".

Aber von Letzterem zu sprechen, dürfen wir nicht allein seine wissenschaftlichen Schriften in's Auge fassen, sondern müssen auch seiner poetischen Werke gedenken, welche von der Naturwissenschaft durchdrungen sind und worin er die Beobachtungen des Forschers in dichterischer Form, wissenschaftliche Betrachtungen in Gestalt poetischer Episoden darlegt und die Wissenschaft abwechselnd als Schmuck, als Zweck oder als Grundgedanken des Kunstwerks behandelt. Danzel (Ueber Goethe's Spinozismus) betrachtet dies als eine eigenthümliche Reproduktion des Spinozismus, als die direkte Konsequenz derselben, als die reine Kunstform der Poesie, welche eine dem mathematischen Verfahren Spinoza's parallele Erscheinung sei und zu welcher sich Goethe zuerst erhoben habe. Daraus, daß Goethe's Dichtungen von einem wissenschaftlichen Geist durchathmet sind, folgt nicht, — wie Danzel

richtig bemerkt — daß er im Wissenschaftlichen ein Dichter gewesen sei; die nahe Verwandtschaft der Wissenschaft mit der Kunst bekunde sich eben darin, daß die höchsten Resultate gern in poetischer Form ausgesprochen werden. Goethe's allgemeine Naturanschauungen sowohl, wie seine besonderen Naturstudien sind innig mit seiner Poesie verflochten. Dies ist eine harmonische Zweiseitigkeit, worüber er sich selber im Greisenalter in dem Gedicht „Natur und Kunst" aussprach:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und Beide scheinen gleich sich anzuziehen.
Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir einst, in abgemess'nen Stunden,
Mit Fleiß und Geist uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

F. Th. Bratanek hat in seiner Einleitung zu Goethe's naturwissenschaftlicher Korrespondenz einige geistvolle Seiten dieser vollendeten Durchdringung von Dichtung und Naturwissenschaft bei Goethe gewidmet. Auch Ernest Faivre ist dieselbe nicht entgangen. Er giebt in dem erwähnten Buche nicht nur eine kritisch-wissenschaftliche Beurtheilung der naturwissenschaftlichen Werke Goethe's, worauf wir im vorhergehenden Aufsatze mehrfach Bezug genommen haben, sondern er zeigt sich auch im vollsten Maße befähigt, ebensowohl den poetischen Genius, der jene Werke durchweht, zu würdigen, wie auch die wissenschaftliche Tendenz und die Naturempfindung in den litterarischen und ästhetischen Stücken aufzufinden.

In Goethe's Gedichten ist es weniger die Naturwissenschaft, die Natur als Gegenstand, welche sich geltend macht, als vielmehr die der Natur entlehnte Bildersprache, welche zur Schilderung menschlicher Empfindungen und Leidenschaften dient. Der französische Kritiker nennt es Naturempfindung und meint damit dasselbe, was Carus

mit dem Seherblick in die äußere Welt bezeichnet. Und wenn der Franke jener unter dem Einflusse der Natur entwickelten Naturempfindung diejenige Poesie vergleichend entgegenstellt, welche, in Städten, unter Maschinen und Büchern und in fieberhafter Aufregung produzirt, von schattigen Wäldern, steilen Bergen, grünen Haiden und bodenlosen Meeren spricht, ohne diese Gegenstände zu kennen, so stellt auch in demselben Sinne unser deutscher Naturforscher und Würdiger Goethe's jenem magischen Eingelebtsein in die Natur das wortreiche zusammengelesene Geschwätz entgegen, welches nur auf Hörensagen beruht und nicht im Stande ist, ein treues, lebendiges Gemälde zu geben und den Leser sofort mitten in die Sache zu versetzen.

Schon von Goethe's einfacher Kindesseele wird die Natur als ein Sinnbild der Gottheit erschaut, der Eindruck der Körperwelt mit den Empfindungen der Seele, der Glaube an Gott mit der Bewunderung des Weltalls in Einklang gebracht. Dies bewog ihn, schon als Knabe aus Naturalien einen Altar zu bauen, den das Licht der Morgensonne erleuchten mußte, um sich dem großen Gott der Natur unmittelbar zu nähern und sich die Welt im Gleichniß vorzustellen. Er schildert dies in einem seltsamen Bericht in „Dichtung und Wahrheit".

„Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte es also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturprodukte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüth bedeuten. Nun wurden aus der vorhandenen und zufällig vermehrten Naturaliensammlung die besten Stufen und Exemplare herausgesucht; allein, wie solche zu schichten und aufzubauen sein möchten, das war nun die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen schönen rothlackirten, goldgeblümten Musikpult, in Gestalt einer vierseitigen Pyramide mit verschiedenen Abstufungen, den man zu Quartetten sehr bequem fand, ob er gleich in der letzten Zeit wenig gebraucht wurde. Dessen bemächtigte sich der Knabe und baute nun stufenweise die Abgeordneten der Natur über einander, so daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug aussah. Nun sollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erste Gottesverehrung angestellt werden; nur war der junge Priester nicht mit sich einig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von sich geben müsse. Endlich gelang ihm ein Einfall, Beides zu verbinden, indem er Räucherkerzchen besaß, welche, wo nicht flammend, doch glimmend den angenehmsten Geruch

verbreiteten. Ja, dieses gelinde Verbrennen und Verdampfen schien noch mehr das, was im Gemüthe vorgeht, auszudrücken, als eine offene Flamme. Die Sonne war schon längst aufgegangen, aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunsch und die Andacht war vollkommen."

In Werther, worin die Harmonie der physischen Welt mit der Seele geschildert ist, fühlt der Jüngling unbewußt die wunderbaren Eindrücke der Natur, ohne das Verlangen, sie zu ergründen. So schreibt Werther seinem Freunde in einem der ersten Briefe:

„Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausendmannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält, mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes, mein Freund. — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Als Werther's Seele von der beklagenswerthen Leidenschaft eingenommen und verschlossen ist, wird ihm die Naturempfindung zu einer Qual, die er mit den bitteren und traurigen Worten der Leidenschaft schildert:

„Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute und Alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge, vom Fuß bis zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den

Boden aufmerksam machte und das Moos, das einem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das Alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichsten Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir und Wald und Gebirge erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, Alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern und sich anniſten und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt!

Armer Thor! der du Alles so geringe achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt."

„Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da Alles vorübergeht? da Alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltene Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: Ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Dieses beherrschende Naturgefühl, welches die Natur in der Seele abspiegelt und für die stürmischen Bewegungen des Geistes das Spiegelbild in der Welt erblickt, spricht Werther in höchstem Eifer: der Leidenschaft aus, indem er Charlotten die Verse des Barden vorliest

„Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört!“

In der Geschichte Mignon's in Wilhelm Meister und in dem Gedicht, welches so viele Künstler zu Darstellungen begeistert hat, schildert der Dichter die Eindrücke der Natur auf die früheste Jugendzeit, die süße Erinnerung an die kurzen Freuden des Heimathlandes, mitten unter Sorgen und Täuschungen des späteren Lebens. Hermann und Dorothea, die Walpurgisnacht in Faust, die Geschichte Ottiliens, die Schweizerreise, die Gedichte: Meeresstille, die vier Jahreszeiten — alle diese Werke veranschaulichen die Uebereinstimmung zwischen Körperwelt und Seelenleben und die Eindrücke, welche die verschiedenartigsten Naturscenen auf das Gemüth ausüben. Vor Allem das Mailied und die Ode an den Mond.

Goethe hält sich nicht bloß auf den untergeordneten Stufen der beschreibenden Poesie, nicht allein schildert er mit wahren Zügen die veränderlichen Naturbilder, nicht allein sucht er durch die Rinde der Natur in ihre Tiefen einzudringen: er verherrlicht auch ihre ewigen Gesetze.

Das Gesetz der Vegetation spricht er schon in den wenigen Worten aus:

Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

So bringt er, auf Schiller's Anregung, seine fruchtbaren Ideen über die Metamorphose der Pflanzen in Verse:

„Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über den Garten umher;
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz.“

Und zum höchsten Ausdruck der Metamorphose, zur Entwickelung der Befruchtungswerkzeuge gelangt, fährt er fort:

„Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und es zieht zusammen sich schnell; die zartesten Formen
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich reihen sie sich um den geweihten Altar.

Hymen ſchwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen ſüßen Geruch, Alles belebend umher.
Nur vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte,
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſowie das Einzelne, ſei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaud're die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt."

In gleicher Weiſe drückt er dieſelbe Anſicht über die Organiſation der Thiere in poetiſcher Sprache aus:

„Zweck ſein ſelbſt iſt jegliches Thier, vollkommen entſpringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden ſich aus nach ew'gen Geſetzen,
Und die ſeltenſte Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So iſt jeglicher Mund geſchickt, die Speiſe zu faſſen,
Welche dem Körper gebührt, es ſei nun ſchwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt, in jeglichem Falle
Fördert ein ſchicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt ſich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmoniſch zum Sinne des Thiers und ſeinem Bedürfniß.
So iſt jedem der Kinder die volle reine Geſundheit
Von der Mutter beſtimmt; denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und wirken alle zum Leben.
Alſo beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Thiers,
Und die Weiſe zu leben, ſie wirkt auf alle Geſtalten
Mächtig zurück. So zeiget ſich feſt die geordnete Bildung,
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie,
Denn nur alſo beſchränkt war das Vollkommene möglich.
Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu ſchaffen den Formen,
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er ſich vor zu dieſen Gliedern, zu jenen,

Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder, die Last des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo und suche mit forschendem Geiste,
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.
Denn so hat kein Thier, dem sämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäumen, ein Horn auf seiner Stirne getragen,
Und daher ist den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden und böte sie alle Gewalt auf,
Denn sie hat nicht Masse genug, die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.
Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch! die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker."

Goethe legt bei seinen zoologischen Betrachtungen den Hauptwerth auf das Knochengerüst, als Träger der Muskeln, und ohne Zweifel mit einem Hinblick auf Lavater's Physiognomik spricht er dies in den Worten aus:

Es ist nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist.

An einer anderen Stelle:

Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist außen.

Nachdem er sich des Engländers Howard Terminologie und kurze belehrende Darstellung über die Wolkengestalt zu eigen gemacht, benutzte er auch die Poesie als wohlgeschickt zu folgenden summarischen Darstellungen:

Stratus.

„Wenn von dem stillen Wasserspiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erdscheins vereint,
Als ein Gespenst Gespenster bildend scheint,
Dann sind wir Alle, das gesteh'n wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!
Dann hebt sich's wohl am Berge sammlend breit
An Streife Streifen, so umdüstert's weit

Die Mittelhöhe, beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wäſſert oder luftig ſteigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höh'rer Atmoſphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum Herrlichſten geballt,
Verkündet, feſtgebildet, Machtgewalt,
Und was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben drohet, ſo es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher ſteigt der edle Drang!
Erlöſung iſt ein himmliſch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes flockig löſt ſich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leichtgekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entſtand,
Dem Vater oben ſtill in Schooß und Hand.

Nimbus.

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen, was ſich hoch geballt,
In Donnerwettern wüthend ſich ergeh'n,
Heerſchaaren gleich entrollen und verweh'n! —
Der Erde thätig leidendes Geſchick! —
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Rede geht herab, denn ſie beſchreibt;
Der Geiſt will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleihen
Und uns eines Folge-Lebens erfreuen.

So, wenn der Maler, der Poet,
Mit Howard's Sond'rung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend ſpät,
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut,
Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm ertheilen luftige Welten
Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es faſſe, fühle, bilde."

Aber nicht bloß in dieſer kurzen Zuſammenfaſſung, ſondern an vielen anderen Orten ſchildert er uns das Spiel der Wolken als viel-

farbig oder als gestaltenwechselnd oder als Gleichniß mit dem Geschick der leidenden Erde:

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es
Ewig wechselnd.
(Gesang der Geister über dem Wasser.)

Von Wolken getragen, erscheint ihm die hehre Gestalt, welche ihm „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" reicht.

Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin;
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben;
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.
— — — — — — — — — — — — — —
Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der lichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen;
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Im Faust II, 1, beschreibt er das vom Regenbogen gefärbte Gewölk:

Allein wie herrlich, diesem Sturm entsprießend,
Wölbt sich des bunten Berges Wechselbauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!

Der 4. Akt des 2. Theiles eröffnet sich in der Betrachtung, welche Faust, auf dem Gipfel des Hochgebirges stehend, der wegziehenden Wolke, worin sich Helena's Gewand aufgelöst hatte, nachsendet:

Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum,
Entlassend meiner Wolke Tragwerk, die mich sanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löst sich langsam, nicht zerstiebend, von mir ab.
Nach Osten strebt die Masse mit geballtem Zug;
Ihr strebt das Auge staunend in Bewund'rung nach,
Sie theilt sich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.

Aus dem Spiele der Wolken löst sich auch das Bild der Geliebten, welches der schalkhafte Amor dem Maler auf die grau grundirte Leinwand zaubert:

Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in den Augen mächtig glänzte;
Und den Saum der Wolken macht er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen.
(Amor als Landschaftsmaler.)

Auch in der Marienbader Elegie schildert der greise Dichter natürlich und rührend die Wolkenbilder, die sich in seiner Seele abspiegeln:

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt seraphgleich aus ernster Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben
Ein schlank' Gebild aus lichtem Duft empor.

Den siebenten Theil der Xenien widmet Goethe vorzugsweise wissenschaftlichen Gegenständen, widerlegt Newton's Lehrsätze und schildert den Streit der Neptunisten und Vulkanisten.

Den Plan, den er schon seit 1799 hegte: die verschiedenen Lebens- und Natur-Offenbarungen in einem großen Gedichte darzulegen, spricht er in einem Briefe an Knebel aus; gesteht aber auch, daß ein solches Unternehmen durch seine Schwierigkeit Bedenken errege. Die Ausführung dieses Plans, den er, wie er bei anderer Gelegenheit ausspricht, im Grunde der Seele gehegt, hat er nie verwirklicht, wohl aber einen ähnlichen in seinen Freunden zu erwecken gestrebt. Der Einfluß, den er in dieser Hinsicht auf Alexander v. Humboldt ausübte, ist anerkannt. In gleichem Sinne lenkte er Schiller's Idealismus auf die Realität, und in der Klage der Ceres, wie in der Ballade vom Taucher ist jener Einfluß nicht zu verkennen. Ja, Schiller drückt sogar allegorisch einen Hauptzug der Goethe'schen Farben-Theorie in der Parabel aus:

„Wir stammen unser sechs Geschwister
Von einem wundersamen Paar:
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.

Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So dreh'n wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die ſchwarzen Höhlen
Und lieben nur den heitern Tag;
Wir ſind es, die die Welt beſeelen
Mit unſres Lebens Zauberſchlag;

Wir ſind des Frühlings luſt'ge Boten
Und führen ſeinen muntern Reih'n:
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
Denn um uns her muß Leben ſein.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir ſind dabei, wo man ſich freut,
Und läßt der Kaiſer ſich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit."

Den Hauptſatz aller Naturphiloſophie ſpricht Goethe aber in dem Gedichte aus, worin er das verrinnende und verrauſchende Leben und zugleich den ſich ewig erneuernden Stoffwechſel ſchildert. —

Dauer im Wechſel:

„Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt du und Paläſte
Stets mit andern Augen an.
Weggeſchwunden iſt die Lippe,
Die im Kuſſe ſonſt genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemſenfreche maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein and'res nun.
Und was ſich an jener Stelle
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei, wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammenziehn,
Schneller, als die Gegenſtände
Selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt."

Und in dem Fragment „die Natur", welches Alexander v. Humboldt für eine der herrlichsten Schöpfungen Goethe's erklärt:

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — Alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint Alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Kontrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff und doch macht Alles Eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Für's Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihr Fluch hat sie an's Stillestehen gehängt. Sie ist fest, ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinander gesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzutheilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und Andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. An's Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen, die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg' und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegungen mit so Wenigem erreicht. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat, schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Giebt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust, aber sie kommt bald in's Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an, und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thoren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen, und hat an Allen ihre Freude und findet bei Allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht Alles, was sie giebt, zur Wohlthat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet nicht, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie sich fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und Alles will sich verschlingen. Sie hat Alles isolirt, um Alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist Alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe."

Welche Rolle die Wissenschaft in den Romanen Goethe's spielt, deutet er selber in einem Briefe an Beuth an, indem er erklärt, er habe in diesen Werken Vieles in paradoxer, fabelhafter und problematischer Form versteckt, um die Bedeutung später zu geben.

Im Faust-Monologe schildert er den in eifriges Studium versenkten Gelehrten, der die Probleme aller Wissenschaften zu ergründen gestrebt, sich unter Papieren und Instrumenten begraben hat, um endlich die Eitelkeit seiner Bemühungen zu erkennen. Ein ähnliches Geständniß macht Mephistopheles, als Doktor verkleidet, dem unbefangen fragenden Schüler.

Wagner dagegen, der in seine Wissenschaft vernarrte Forscher, setzt seine Studien fort und gelangt, während sein Meister Faust sich in den Strudel einer übernatürlichen Welt stürzt, dahin, den dunstartigen Pygmäen Homunculus zu schaffen. Vergebens aber bemüht er sich, ihm in die luftigen Räume zu folgen, und der sich selbst befreiende Homunculus ruft ihm zu:

„Du bleibst zu Hause, Wichtigstes zu thun!
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorschrift sammle Lebens-Elemente
Und füge sie mit Vorsicht eins in's andre.
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie!"

Auf die Lehre der Goethe'schen Farbenlehre, daß Dunkelheit und Licht, sich durch durchscheinende Mittel vereinigend, die Farben hervorbringen, ist in einer andern Stelle des Faust angespielt, und Mephistopheles charakterisirt sich selber als das personifizirte Dunkle, wenn er auf die Frage:

„Wie nennst du dich?"

antwortet:

„Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war,
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht."

In gleichem Sinne schildert Goethe das Wechselspiel von Licht und Dunkel:

„Dieses zeigt, wenn jene blicken,
Allerschönste Farbenspiele,
Dämmerlicht, das beide schicken,
Offenbart sich dem Gefühle.

Schwarz wie Kreuze wirst du ſehen,
Pfauenaugen kann man finden,
Tag und Abendlicht vergehen,
Bis zuſammen beide ſchwinden."

Erſt wenn man Goethe's Antheil an dem geologiſchen Streite zwiſchen Neptuniſten und Vulkaniſten kennt, begreift man den Auftritt auf dem Peneios, wo unter dem Erkrachen des Erdballs Seismos (das perſonifizirte Erdbeben) die Thäler zerreißt, koloſſale Steinhaufen aufthürmt, indem er ſpricht:

Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugeſteh'n:
Und hätt' ich nicht geſchüttelt und gerüttelt,
Wie wäre dieſe Welt ſo ſchön? —
Wie ſtänden eure Berge droben
In prächtig-reinem Aetherblau,
Hätt' ich ſie nicht hervorgeſchoben
Zu maleriſch-entzückter Schau!

Auch der Dialog im zweiten Theile des „Fauſt" zwiſchen Anaxagoras, der ſich zum Feuer bekennt, und Thales, dem Vertreter der Waſſergewalt, bezeugt, wie Goethe, der Werner'ſchen Lehre huldigend, die Theorie der Vulkaniſten zu bekämpfen ſucht:

Anaxagoras.
Dein ſtarrer Sinn will ſich nicht beugen,
Bedarf es Weit'res, dich zu überzeugen?

Thales.
Die Welle beugt ſich jedem Winde gern,
Doch hält ſie ſich von ſchroffen Felſen fern.

Anaxagoras.
Durch Feuerdunſt iſt dieſer Fels zu Handen.

Thales.
Im Feuchten iſt Lebendiges erſtanden.

Homunculus (zwiſchen beiden).
Laßt mich an eurer Seite geh'n,
Mir ſelbſt gelüſtet's zu entſteh'n!

Anaxagoras.
Haſt du, o Thales, je, in einer Nacht,
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Thales.

Nie war Natur und ihr lebend'ges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen;
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.

Anaxagoras.

Hier aber war's! Plutonisch grimmig Feuer,
Aeolischer Dünste Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruste,
Daß neu ein Berg sogleich entstehen mußte.

Thales.

Was wird dadurch nun weiter fortgesetzt?
Er ist auch da, und das ist gut zuletzt.
Mit solchem Streit verliert man Zeit und Weile,
Und führt doch nur geduldig Volk am Seile.

An einer andern Stelle bevorzugt Goethe den Naturfelsen Oreas gegen einen von Seismos zu Tage geförderten Berg und legt selbst dem Mephistopheles eine spöttische Bemerkung über die Vulkanisten in den Mund. Aehnliche Andeutungen finden sich in der Walpurgisnacht und in vielen andern Stellen des „Faust", welche Blaze de Bury in seiner französischen Uebersetzung kenntlich gemacht hat.

Hierher gehören auch die kleineren polemischen Gedichte, worin Goethe die Mineralogie zum Gegenstande macht. In den Xenien von 1796 richtet er einen Streich gegen den Bergrath Voigt, welcher zu den eifrigsten Bekämpfern der Werner'schen Theorie gehörte:

Schöpfung und Feuer.

Arme baltische Säulen! ihr solltet dem Feuer gehören,
Und doch sah euch kein Mensch je aus dem Feuer entstehn.

Mineralogischer Patriotismus.

Jedermann schlürfte bei sich auch nach Basalten und Lava;
Denn es klingt nicht schlecht: hier ist vulkanisch' Gebirg.'

Kurze Freude.

Endlich zog man sie wieder in's alte Wasser herunter,
Und es löscht sich nun bald dieser entzündete Streit.

In den viel später erschienenen zahmen Xenien tritt Goethe viel schärfer den Gegnern gegenüber:

Wie man die Könige verletzt,
Wird der Granit auch abgesetzt

Und Gneis, der Sohn, wird nun Papa.
Auch deſſen Untergang iſt nah.
Denn Pluto's Gabel drohet ſchon
Dem Urgrund Revolution:
Baſalt, der ſchwarze Teufelsmohr,
Aus tiefſter Hölle bricht hervor,
Zerſpaltet Fels, Geſtein und Erden,
Omega muß zum Alpha werden;
Und ſo wäre denn die liebe Welt
Geognoſtiſch auf den Kopf geſtellt.

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerſtört man das poſeidoniſche Reich!
Wenn Alle ſich vor Hephäſtos bücken,
Ich kann es nicht ſogleich;
Ich weiß nur in der Folge zu ſchätzen;
Schon hab' ich manches Credo verpaßt.
Mir ſind ſie alle gleich verhaßt:
Neue Götter und neue Götzen.

Urſprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Iſt leicht zu glauben.
Natürlich mit Verſtand
Sei du befliſſen:
Was der Geſcheidte weiß,
Iſt ſchwer zu wiſſen.

Schließlich bezieht ſich Goethe auch ironiſch auf die Träume des Jeſuiten Athanaſius Kircher aus dem 17. Jahrhundert, welcher in der Mitte der Erde eine Feuerſtätte, Pyrophylacium, annahm, um welche ſich aber mehrere Waſſerbehälter, Hydrophylacien, befinden ſollten. Dieſem, meinte er, pflichteten Werner's Gegner bei.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man: Alles dreht im Kreis!
Erſt lehrt man jenes, lehrt man dies;
Nun aber waltet ganz gewiß
Im innern Erdenſpatium
Pyrohydrophylacium,
Damit's der Erdenoberfläche
An Feu'r und Waſſer nicht gebreche.

Wo käme denn ein Ding sonst her,
Wenn es nicht längst schon fertig wär'?
So ist denn, eh' man sich's versah,
Der Pater Kircher wieder da.
Will mich jedoch des Worts nicht schämen:
Wir tasten ewig an Problemen.

Einige kleinere Gedichte an Personen beziehen sich ebenfalls auf Mineralogie; so die Strophe an Schiller, mit einer Mineraliensammlung, 1797; das Gedicht an Boisserée, mit Abbildung eines Krystalls, 1816; das Wiegenlied für seinen Enkel Walther, der zum Mitglied der mineralogischen Gesellschaft in Jena ernannt worden war, 1818; eine Widmungsschrift von Graf Paar, vom Jahre 1818; ein Stammbuchblatt für ein Paar junger Mineralogen in Marienbad, 1822; ein Gedicht zum Jubiläum des Bergraths Lenz, 1822.

In den Jahren 1784 und 1785, wo sich Goethe oft geschäftlich in Ilmenau aufhielt, schrieb er auch fleißig an „Wilhelm Meister"; hier ging auch eine bergmännische Scene in den Roman über; im 4. Kapitel des 2. Buches wird erzählt:

„Sie waren kaum auf der Mühle angekommen und hatten ein Essen bestellt, als eine Musik vor dem Hause sich hören ließ. Es waren Bergleute, die zu Cither und Triangel mit lebhaften und grellen Stimmen verschiedene artige Lieder vortrugen. Es dauerte nicht lange, so hatte eine herbeiströmende Menge einen Kreis um sie geschlossen, und die Gesellschaft nickte ihnen ihren Beifall aus den Fenstern zu. Als sie diese Aufmerksamkeit gesehen, erweiterten sie ihren Kreis und schienen sich zu ihrem wichtigsten Stückchen vorzubereiten. Nach einer Pause trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor und stellte, indeß die Andern eine ernsthafte Melodie spielten, die Handlung des Schürfens vor.

Es währte nicht lange, so trat ein Bauer aus der Menge und gab Jenem, pantomimisch drohend, zu verstehen, daß er sich von hier wegbegeben solle. Die Gesellschaft war darüber verwundert und erkannte erst den in einen Bauer verkleideten Bergmann, als er den Mund aufthat und in einer Art von Recitativ den Anderen schalt, daß er wage, auf seinem Acker zu hantieren. Jener kam nicht aus der Fassung, sondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe, hier einzuschlagen und gab ihm dabei die ersten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die fremde Terminologie nicht verstand, that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuschauer, die sich klüger fühlten, ein herzliches Gelächter aufschlugen. Der Bergmann suchte ihn zu berichten und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die unterirdischen Schätze herausgewühlt würden. Der Bauer, der Jenem zuerst mit Schlägen gedroht

hatte, ließ sich nach und nach besänftigen, und sie schieden als gute Freunde von einander; besonders aber zog sich der Bergmann auf die honorabelste Art aus diesem Streite."

Waldemar von Biedermann (Goethe und das sächsische Erzgebirge) weist nach, daß die obige Stelle der Auszug eines dichterischen Gesprächs sei zwischen einem Bergmann, einem Ruthengänger und einem Bauer, welches noch in Ilmenau, in Franken und im Erzgebirge im Volksmunde lebt und in den von Döring herausgegebenen „sächsischen Bergreihen" veröffentlicht worden ist.

Eine ähnliche Tendenz findet sich ausgesprochen in dem theils mineralogischen, theils bergmännischen Gedicht, welches Goethe für den Salinen-Direktor Glenck schrieb, als dieser der Herzogin Luise zu ihrem Geburtstage 1828 die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline überreichte. Darin halten der Gnom, die Geognosie und die Technik ein Gespräch über den Nutzen des Bergbaues.

Eine wichtige Rolle spielt die Naturwissenschaft in Wilhelm Meister's Wanderjahren, welche 1820 bis 1829 geschrieben wurden, in einer Zeit, wo der Geist des Dichters sich vorherrschend der Beobachtung der Naturerscheinungen zuwendete.

In der Person des Montan, der sich leidenschaftlich mit metallurgischen Studien beschäftigt, schildert Goethe den unermüdlichen Forscher, welcher Theorie und Praxis gleich hoch stellt, sich aber mit den allgemein gangbaren Ideen nicht begnügt.

„Bei dem Studiren der Wissenschaften, besonders deren, welche die Natur behandeln," — sagt Montan — „ist die Untersuchung so nöthig, als schwer: ob das, was uns von Alters her überliefert und von unseren Vorfahren für gültig geachtet worden, auch wirklich zuverlässig sei, in dem Grade, daß man darauf ferner sicher fortbauen möge? Oder ob ein herkömmliches Bekenntniß nur stationär geworden und deshalb mehr einen Stillstand, als einen Fortschritt veranlasse? Ein Kennzeichen fördert diese Untersuchung, wenn nämlich das Angenommene lebendig und in das thätige Bestreben einwirkend und fördernd gewesen und geblieben."

„Im Gegensatz steht die Prüfung des Neuen, wo man zu fragen hat: ob das Angenommene wirklicher Gewinn oder nur modische Uebereinstimmung sei? Denn eine Meinung, von energischen Männern ausgehend, verbreitet sich kontagiös über die Menge und dann heißt sie herrschend — eine Anmaßung, die für den treuen Forscher gar keinen Sinn ausspricht. Staat und Kirche

mögen allenfalls Ursache finden, sich für herrschend zu erklären: denn die haben es mit der widerspenstigen Masse zu thun, und wenn nur Ordnung gehalten wird, so ist es ganz einerlei, durch welche Mittel; aber in den Wissenschaften ist die absoluteste Freiheit nöthig: denn da wirkt man nicht für heut' und morgen, sondern für eine undenkliche vorschreitende Zeitenreihe."

„Gewinnt aber auch in der Wissenschaft das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben, und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte das nichts zu sagen. Er wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und seinen Ueberzeugungen fragt, oder wo diese sich bei verbreitetem, allgemeinem Licht auch wieder hervorwagen dürfen."

Als Wilhelm mit seinem Sohne Felix ihm in den Bergen begegnet und ihn bittet, er möge ihm so viel von seiner Wissenschaft mittheilen, daß er den Fragen des Knaben genügen könne, antwortet ihm der Gelehrte:

„In einem jeden neuen Kreise muß man zuerst wieder als Kind anfangen, leidenschaftliches Interesse auf die Sache werfen, sich zuerst an der Schale freuen, bis man zu dem Kern zu gelangen das Glück hat."

„Aber sag' mir, was du an diesen kalten und starren Liebhabereien gefunden hast," fährt Wilhelm fort, worauf Montan erwidert:

„Wenn ich nun aber eben diese Spalten und Risse als Buchstaben behandelte, sie zu entziffern suchte, sie zu Worten bildete und sie fertig zu lesen lernte, hättest du etwas dagegen?"

„Nein, aber es scheint mir ein weitläufiges Alphabet."

„Enger, als du denkst, man muß es nur kennen lernen, wie ein anderes auch. Die Natur hat nur eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit so vielen Kritzeleien herumzuschleppen. Hier darf ich nicht fürchten, wie wohl geschieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergamente abgegeben habe, daß ein scharfer Kritiker kommt und mir versichert, das Alles sei nur untergeschoben."

Im zehnten Kapitel des zweiten Buchs wird Wilhelm von Montan eingeladen, an einem Bergfest theilzunehmen. Nach der Feierlichkeit verliert sich das Gespräch in's Allgemeine, über die Erschaffung und Entstehung der Welt. Einige wollen, wie die Neptunisten, unsere Erdgestalt aus einer nach und nach sich senkend abnehmenden Wasserbedeckung herleiten; Andere behaupten, wie die Vulkanisten, es habe ein Feuer obgewaltet, welches, nachdem es auf der Oberfläche genugsam gewirkt, zuletzt in's Tiefe zurückgezogen, sich noch immer durch die ungestüm wüthenden Vulkane bethätige. Andere sind damit noch nicht

zufrieden, meinen, mächtige, in dem Schoß der Erde schon fertig gewordene Gebilde seien durch die Erdrinde hindurch in die Höhe getrieben, und manche Theile weit umhergestreut und zersplittert worden. Eine vierte Partie betheuert, manche Zustände dieser Erdoberfläche würden nie zu erklären sein, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsstrecken aus der Atmosphäre herunterfallen und weite Landschaften durch sie bedeckt werden lasse. Zuletzt wollen einige stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen, und aus den höchsten Gebirgszügen gleichsam Rutschwege für schwere Ursteinmassen bereitet sehen.

„Diese guten Leute," setzt Goethe hinzu, „konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer, die Erschaffung einer Welt mit kolossalem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu lassen."

Als Wilhelm darauf seinen Freund Montan, der schweigend den verschiedenen Ansichten zugehört hat, um seine Meinung ersucht, antwortet dieser:

„Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich in's Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden."

Im Wilhelm Meister findet sich auch ein langes Kapitel über die plastische Anatomie, welche Wilhelm wegen der Dienste, die sie den schönen Künsten und der Heilkunde leistet, hervorhebt und eine Eroberung für den Gelehrten, den Arzt und den Künstler nennt.

Selbst die verführerische, den Geist irre leitende Neigung zu übernatürlichen Wissenschaften, zur Lösung unlöslicher Probleme, hat Goethe in der Makarie geschildert, in jener Frau, welche kraft ihrer Organisation mit der anorganischen Natur in Beziehung steht und in einer Wechselwirkung von Schwäche und Aberglauben den Lauf der Gewässer und die Beschaffenheit von Erzlagern erräth.

Eine wesentlichere Bedeutung, als in den andern Romanen Goethe's, nimmt die Naturwissenschaft in den Wahlverwandtschaften ein, welche 1808 und 1809 geschrieben wurden, als Goethe sich eifriger, als je mit Physik, Chemie und Mineralogie beschäftigte. Der Plan des Werkes ist schon in einem der ersten Kapitel dargelegt, wo der Baron Eduard bei Gelegenheit einer Abendunterhaltung einige Abschnitte aus

einem chemikalischen Buche vorliest und seine Gattin Charlotte eine Erklärung des Wortes „Wahlverwandtschaft" verlangt. Des Barons Freund, der in den Wissenschaften erfahrene Hauptmann, giebt ihr die Erklärung, und Eduard sucht dann die Sache durch Beispiele bequem zu machen und zeigt, wie beim Wasser, Oel, Queckſilber ein Zusammenhang der Theile zu finden sei, der sich in der Kugelgestalt offenbare. Das Verhältniß verschiedener Wesen ist verschieden. Einige vereinigen sich schnell als Freunde, wenn sie sich begegnen, wie sich Wein mit Wasser mischt. Andere, wie Oel und Wasser, sondern sich, selbst durch mechanisches Mischen verbunden, immer wieder auseinander. Oft sind Mittelglieder nöthig, dasjenige zu verbinden, was von einander abweicht, wie durch Laugensalz Oel und Wasser verbunden werden. Erst völlig berechtigt, das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, glaubt man sich da, wo wirklich ein Verhältniß dem andern vorgezogen wird, wie die Schwefelsäure, in welche man ein Stück Kalkstein gebracht, den Kalk ergreift und Gyps bildet, während die luftige Säure, welche vorher damit verbunden war, entflieht.

„Denken Sie sich," fährt der Hauptmann fort, „ein A, das mit einem B innig verbunden ist, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie sich ein C, das sich ebenso zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung: A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das Andere zuerst verlassen, wer sich mit dem Andern zuerst wieder verbunden habe."

„Nun denn," fiel Eduard ein, „bis wir Alles dieses mit Augen sehen, wollen wir diese Formel als Gleichnißrede betrachten, woraus wir uns eine Lehre zu unmittelbarem Gebrauch ziehen. Du stellst das A vor, Charlotte, und ich dein B; denn eigentlich hänge ich doch nur von dir ab und folge dir, wie dem A das B. Das C ist ganz deutlich der Capitain, der mich für diesmal dir einigermaßen entzieht. Nun ist es billig, daß, wenn du nicht in's Unbestimmte entweichen sollst, dir für ein D gesorgt werde, und das ist ganz ohne Frage das liebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung du dich nicht länger vertheidigen darfst."

Der Roman wendet nun diese Wahlverwandtschaften auf die Personen, die Societäten und Stände, auf Sitten und Gesetze, auf Blut- und Geistesverwandte, auf Freundschaft und Liebe an. Neben dieser wesentlicheren Rolle der Wissenschaft offenbart sich noch in den Wahlverwandtschaften vielfach jene oben erwähnte Naturempfindung, welche

unter Anderem in dem Gärtner des Barons ihre Stimme findet, der, obwohl er eine Art Scheu vor dem unendlichen Felde der Botanik hegte und in der Behandlung der Modeblumen einigermaßen fremd war, doch ein tiefes Gefühl und einen reinen Begriff von seinem Handwerk hatte, wie aus der Aeußerung ersehen werden kann:

„Die Pflanze gleicht den eigensinnigen Menschen, von denen man Alles erhalten kann, wenn man sie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine stille Konsequenz, in jeder Jahreszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu thun, wird vielleicht von Niemand mehr, als vom Gärtner verlangt." —

Die kurze Behandlung dieses reichen Themas zeigt wohl genugsam, wie Goethe in allen Arten der beschreibenden Poesie vertraut gewesen. Bald geben uns seine Werke Schilderungen wechselnder Naturscenen, bald dringt er durch die Rinde der Phänomene in die Tiefen der Natur, endlich macht er die wissenschaftlichen Gesetze selber zu Objekten der Poesie.

Ottilie, das liebenswürdige Mädchen, in welchem die schönste Harmonie der Natur waltet, schreibt in ihrem Tagebuche:

„Von der Natur sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgiebt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude, an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm, über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, sie sind unsere ächten Compatrioten."

„Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das Fremdeste, Seltsamste, mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören!"

„Ein Naturalienkabinet kann uns vorkommen wie eine ägyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Thier- und Pflanzengötzen balsamirt umherstehen. Einer Priesterkaste geziemt es wohl, sich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben, aber in den allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht einfließen, um so weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch leicht verdrängt sieht."

An diesen Ausspruch knüpft Ernest Faivre folgende praktische Nutzanwendung:

„Möchten die weisen Betrachtungen Ottilien's für uns nicht verloren sein! Unsere Gallerien, Pflanzensammlungen und Glasschränke sind wenig geeignet, die Natur beliebt nicht einmal, sie verständlich zu machen. In Sammlungen, wo der Tod herrscht, läßt sich das Leben schlecht studiren. Häute von Säugethieren oder ausgestopften Vögeln, methodisch in Schachteln eingereihte Insekten, zerbrochene Krystalle, weiter nichts erblickt in diesen, mit dem pomp-

haften Namen „Muſeen“ belegten Gebäuden der Wißbegierige oder Unwiſſende, der ſich gern belehren möchte. Ueberall fehlt das Leben, überall iſt der Plan der Natur vereitelt. Folge man doch Ottilien's Rathe: man zeige uns die Thiere in der Rolle und auf dem Platze, die Gott ihnen angewieſen hat! Man laſſe uns den Seidenwurm auf dem Maulbeer-, Eichen- oder Ricinusblatt ſehen; man lege ſeine Entwicklung, ſeine wundervollen Erzeugniſſe vor Augen! Durch geſchickte Vorrichtungen zeige man uns die Arbeitsbienen, wie ſie die Honigzellen bereiten, die Cochenille, am indiſchen Feigenblatt haftend; in gleicher Weiſe ſtelle man jede Thier- oder Pflanzengruppe dar! Dann werden wir nicht bloß eitle Erſcheinungen, ſondern die Wirklichkeit anſchauen und zu nützlichen Betrachtungen angeregt werden.

„Ebenſo könnten ſich Malerei, Bildhauerkunſt und Naturgeſchichte vereinigen, um uns eine Vorſtellung von den Produkten jedes Klimas zu geben, und die fernen Länder, welche gelehrte Forſcher beſchrieben, anſchaulich darzuſtellen. Solche Gallerien, die heutzutage ſo leicht hergeſtellt werden könnten, würden den Sinn für die Wiſſenſchaft und die Liebe zur Natur allgemein verbreiten.“

Faſt unzählig ſind die Schilderungen der Natur-Scenerien und Natur-Reflexe, welche Goethe mit den Handlungen der Menſchen in Verbindung ſetzt, als Lebensbedingungen erkennt und ihren Einfluß auf die Gemüthsſtimmungen veranſchaulicht. Die flüchtigen Erſcheinungen geſtaltet er zum Typiſchen und zeigt ihre Mitwirkung zur harmoniſchen Einigung, zur idealen Weltordnung. Lebhaft und heiter ſetzt er ſich über die Vergänglichkeit der Dinge hinweg, dem gequälten Herzen öffnet er die Zuflucht zur Natur und zeigt den Aufgang neuen Lebens.

Des Todes rührendes Bild ſteht
Nicht als Schrecken dem Weiſen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es in's Leben zurück und lehret ihn handeln;
Dieſen ſtärkt es zu künftigem Heil im Trübſal die Hoffnung.
Beiden wird zum Leben der Tod. (Hermann und Dorothea IX.)

V.

Goethe und Graf von Sternberg.

„Nie haben die Naturwiſſenſchaften ſich eines ſolchen Aufſchwungs zu erfreuen gehabt, wie in unſeren Tagen; wir gehen einer merkwürdigen Epoche entgegen, wo ſie, unter allen Ständen verbreitet, in alle Klaſſen des Unterrichts eingewebt, die Menſchen mit der Natur und ihrem allmächtigen Schöpfer in eine nähere und engere Verbindung bringen werden, die nur wohlthätig auf die Menſchen zurückwirken kann. Möge dieſer tiefere Sinn Allen vorſchweben, die ſich mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigen.“ So lautet eine Stelle in dem von F. Th. Bratanek herausgegebenen „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg“ (Wien, Braumüller), deren Inhalt auch heute wenigſtens betreffs der Verbreitung der Naturwiſſenſchaften und des allgemeinen Intereſſes für dieſelben ſeine Gültigkeit hat, obſchon die phyſikaliſche und mechaniſche Phyſiologie und Kosmologie, zu welchen ſich die moderne wiſſenſchaftliche Nationalität emporgeſchwungen hat, ſchwerlich geeignet ſind, den im letzten Theil jener Briefſtelle als Weiſſagung ausgeſprochenen Wunſch, der auf eine geiſtige und ſittliche Veredelung des Menſchengeſchlechts hinzielt, in Erfüllung zu bringen. Immerhin ſichert jenes Intereſſe auch die Theilnahme, welche wir den erſten leitenden Ideen für einen freieren Entwickelungsgang der Naturwiſſenſchaften zollen, namentlich inſofern dieſelben von Goethe ausgingen.

Als die hervorragendsten unter den Männern, welche Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen im Gebiete der Geologie und Mineralogie ihre Theilnahme widmeten, waren besonders Lenz, Leonhard und Grüner bekannt; in der naturwissenschaftlichen Korrespondenz, welche Bratanek aus Goethe's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben hat, sind aber 22 berühmte Fachmänner für Mineralogie und Geologie als Goethe's wissenschaftliche Gesinnungsgenossen erschienen, und der schon früher besonders veröffentlichte Briefwechsel mit Kaspar von Sternberg, aus Sammlungen des Goethe'schen Nachlasses und des böhmischen vaterländischen Museums entnommen, zeigt, in welchem lebendigen, gegenseitig förderlichen Verkehr der Dichter und Forscher auch mit diesem Manne gestanden hat, der ihm an Erlebnissen ebenbürtig, im wissenschaftlichen Streben gleichgesinnt war.

Goethe's Studium der Geologie und Mineralogie datirt — wie wir bereits in den vorstehenden Aufsätzen erwähnt haben — von seiner Bekanntschaft mit Thüringens Bergformationen und erhielt weitere Förderung durch seine Schweizerreise und die Bekanntschaft mit Saussure und Werner's Schülern. Goethe ist, wie die Neptunisten überhaupt, seitdem von den neuern Plutonisten, namentlich von Elie de Beaumont und Leopold von Buch, in den Hintergrund gedrängt worden. Wenn er in seinen geistreichen Schriftstücken über die Bildung der anorganischen Körpermassen den Granit als das einzige Urgestein und die übrigen Gesteine nur als Umbildungen desselben betrachtet und somit seine Idee von der Pflanzen-Metamorphose auf die Mineralogie anwendet, so hat die heutige Geologie diese Ansicht zum Theil widerlegt, wie sie auch seine Meinung über die neapolitanische Küstenbildung, wenngleich nicht als eine falsche Beobachtung, so doch als einen systematischen Fehler gerügt hat. Auch K. C. von Leonhard gelangte — wie er gestand — zu der Ueberzeugung, daß die neptunische Lehre für die Dauer nicht aufrecht zu erhalten sei. „Goethe" — fügt er hinzu — „war kein Kind der Umwälzungen, der Umstürzungen. Zwar trat der freie Sohn der Natur dem Alten und Hergebrachten, der Doktrin Newton's kühn entgegen, in der Geologie aber gab er, ängstlich mit ehrfurchtsvoller Scheu, ja mit gewisser Starrheit verwerflichen Hypothesen und Theorien sich hin. Sie galten ihm als geprüfte und

erprobte; dem Neptunismus blieb er lange getreu (Leonhard's Lebensbilder, I, p. 618)." Im Jahre 1819 richtete Goethe die Frage an Leonhard: wie er jetzt hinsichtlich des Entstehens der Basalte gesonnen wäre. Leonhard beantwortete die Frage, annähernd im Sinne der vulkanistischen Hypothesen und bemerkte auch dabei: er sei schon länger überzeugt, daß die Schüler, weit über ihres großen Meisters Absichten hinaus, seine Lehren als einzige und unfehlbare ausgerufen hätten. Man fange in Deutschland allgemeiner an, die vulkanische Hypothese mit kälterer Ueberlegung zu prüfen und besonders die Bildungsweise von Felsarten, welche so merkwürdig geworden, als Wendepunkte beider geologischer Parteien der Zeit. Der siebenzigjährige Goethe antwortete freundlich darauf: „Die Mittheilungen über Basalt-Genese interessiren mich sehr. Haben Sie die Gefälligkeit, mich auf Alles aufmerksam zu machen, was in diesem Kapitel vorkommt. Obgleich ein verjährter Neptunist, habe ich doch die Akten nie für geschlossen gehalten."

Niemand wird aber die geistige Tragweite der Goethe'schen Studien, die Ergebnisse seiner Reisen nach Eger und Karlsbad, seines Verkehrs mit dem Polizeirath Grüner und aller jener wissenschaftlichen Erfahrungen, die er von 1820—28 veröffentlichte, in Abrede stellen. Den eifrigsten Theilnehmer und Förderer dieser Bestrebungen fand Goethe im Grafen Sternberg. Den Gedankenverkehr, welchen der greise Dichter und Forscher mit dem Altmeister der Naturforschung pflog, wie Nöggerath den Grafen Kaspar von Sternberg nennt, das gemüthliche und zugleich sachliche Interesse, welches beide mit einander verband, zu verfolgen, ist höchst anziehend.

Aus Goethe's Aeußerungen ersehen wir, welch' hohen Werth er auf die persönliche Bekanntschaft mit Sternberg legte. Rath Grüner schildert uns Goethe's Zusammentreffen mit Sternberg in Eger: „Dienstag, den 30. Juli 1822. Um 12 Uhr Mittags kam Graf Sternberg im Gasthof zur Sonne an. Goethe ging ihm bis zur Hälfte der Treppe entgegen, sie umarmten sich, wie alte Bekannte und Freunde. Bald darauf brachte eine zweite Kutsche den berühmten Chemiker Berzelius aus Stockholm und den Dr. Pohl, der durch fünf Jahre in Brasilien auf kaiserliche Kosten naturwissenschaftliche Gegenstände

gesammelt hatte. Goethe benutzte das zweite Zimmer zum Empfange. Nie hatte ich ihn in einer solchen Haltung und mit solchem Benehmen gesehen. Es war eine eigene Art, mit der er die beiden ihm fremden Gelehrten empfing. Es war eine Freundlichkeit, die zwar nicht mit Stolz gepaart, aber so beschaffen war, daß sie Ehrfurcht gebot; man mußte das sehen, beschreiben kann man es nicht." Goethe selber schreibt darüber an Staatsrath Schulz und ähnlicherweise an Zelter: „Der größte Gewinn, den ich in diesen Tagen zog, war die Bekanntschaft des Grafen Kaspar von Sternberg, mit dem ich schon früher in brieflicher Verbindung stand;" und seinem Freunde Knebel (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel II, S. 310) meldet er: „Des Herrn Grafen Kaspar von Sternberg längst gewünschte und immer verspätete persönliche Bekanntschaft war wohl das Vorzüglichste. Wenn wir Anderen so viele Jahre neben und mit einander hingingen und uns in Einem Element ausbildeten, so ist es kein Wunder, daß wir mehr oder weniger gleiches Sinnes endlich in allen Hauptpunkten übereintreffen; finden wir aber einen tüchtigen Mann, der sich gleichfalls aus jener Zeit herschreibt, wo sich Aussichten hervorthaten, Gesinnungen entwickelten, Studien besonderen Reiz ausübten, zu denen wir uns selbst bekennen, so ist eine solche Annäherung unendlich viel werth. Wir lebten zwei Wochen zusammen in Marienbad, wo Tausendfältiges zur Sprache kam; dann ging ich nach Eger voraus, theils um mich zu sammeln, theils im naturhistorischen Fache ihm manches vorzubereiten." Nachdem Sternberg Eger verlassen hatte, äußerte sich Goethe (F. M. Riemer, „Mittheilungen über Goethe" II, S. 684): „Ich darf wohl sagen, daß mir, seit ich den Grafen von Reinhardt in Karlsbad begegnete, kein solches Glück (wie jetzt durch Grafen Kaspar von Sternberg) wieder geworden. Wie wichtig es ist, einen Mann von diesen Jahren, von solcher menschlichen, welt- und wissenschaftlichen Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mittheilung möglich zu finden, und durch wechselseitiges Empfangen und Geben des größten Vortheils zu gewinnen. Sollte man wünschen, ihn früher gekannt zu haben, so läßt sich erwidern: daß, wenn zwei Reisende aus zwei entfernten Weltgegenden nach Einem Punkte strebend, auf demselben zusammentreffen, um nun ihren Erwerb zu vergleichen und das ein-

seitig Gewonnene wohlwollend auszutauschen, so ist es vortheilhafter, als wenn sie die Reise zusammen angetreten und zusammen vollendet hätten." Nach dem ersten Besuche Sternberg's in Weimar (1824) schrieb Goethe an Nees von Esenbeck: „Graf Sternberg ist darin so herrlich, daß er, auf seinem Sinne beharrend, zugleich höchst conciliant ist. Wo er hinkommt, wird er geben und empfangen, aufbauen und vermitteln. Mit der liebenswürdigsten Mäßigung hat er meine Heftigkeiten und Ungeduldeu ertragen, gemildert, auf duldsame Weltwege geleitet, und ich komme nun oft in den Fall, seine Rolle gegen mich selbst zu spielen." Auch in einem gleichzeitigen Briefe an Professor Leonhard in Heidelberg bezeichnet er den Grafen als einen „trefflichen Mann, dessen Bekanntschaft ihn sehr glücklich mache". — Unmittelbar nach dem zweiten Besuche Sternberg's (1827) äußerte sich Goethe zu Eckermann: „Es ist mir lieb, daß sie doch auch den Grafen Sternberg bei mir haben kennen gelernt. Er ist ein höchst bedeutender Mann und sein Wirkungskreis und seine Verbindungen in Deutschland sind groß. Als Botaniker ist er durch seine „Flora subterranea" in ganz Europa bekannt, so auch ist er als Mineraloge von großer Bedeutung." — „Hast Du Dich dem Grafen Sternberg noch nicht vorgestellt," schreibt er wenige Monate darauf an Zelter, „so thue es alsobald und gedenke meiner zum schönsten; sprich aus, daß ich fortfahre, dankbar zu sein für die so höchst wohlthätige und wirksame Gegenwart, die er uns vor kurzem genießen ließ. Wenn man bei der Jugend so viel Anmaßlich-Fahriges, bei dem Alter so viel Eigensinnig-Stockendes sich muß gefallen lassen, so ist es erst wahres Leben mit dem Mann, der mit soviel Maß und Ziel, mit immer gleichem Antheil den edelsten Zwecken entgegengeht."

Goethe selbst theilte seinen Befreundeten, Zelter und Schultz, aus Sternberg's Biographie Folgendes mit: „Von Jugend auf dem geistlichen Stande gewidmet, gelangte er endlich zu der Stelle eines Domherrn zu Regensburg; dort gewann er neben Welt- und Staatsgeschäften die Natur, besonders das Pflanzenreich lieb und that viel dafür. Als er nun bei Umkehrung Deutschlands auch von seiner Stelle vertrieben ward, ging er nach dem Mutterlande Böhmen zurück und lebt nun theils in Prag, theils auf seinen von einem ältern Bruder ererbten

Gütern. Hier kommt ihm denn die Natur wieder freundlich zu Hülfe. Er besitzt wichtige Steinkohlenbergwerke, in deren Dach die seltsamsten Pflanzen enthalten sind, welche, indem sie nur der südlichsten Vegetation analoge Gebilde zeigen, auf die entferntesten Epochen der Erde hinweisen."

Das nachhaltigste Werk Sternberg's war die Gründung des Böhmischen Nationalmuseums, dem er alle seine wissenschaftlichen Sammlungen widmete, welche er mit vieljähriger Mühe und einem Aufwande von 100000 Fl. erworben hatte. Um der steigenden Bevölkerung Erwerbsquellen in der Heimat zu eröffnen, unternahm er gründliche Studien über Böhmens Bergwerksreichthum und schrieb eine Geschichte des ganzen Bergwesens und der Berggesetzgebung Böhmens von den ältesten Zeiten an. Dieses Werk und das letzte Heft seiner „Flora der Vorwelt", welches er bei geschwundenem Augenlicht mit Hülfe eines Sekretärs, des Professors Kaubek, verfaßte, gehören zu seinen besten litterarischen Leistungen und bezeugen, daß das körperliche Leiden weder auf seine Thätigkeit, noch auf die Schärfe und Lebhaftigkeit seines Geistes einen beschränkenden Einfluß auszuüben vermochte. Im Winter des Jahres 1838 wurde er jedoch von wiederholten Schlaganfällen betroffen und verschied am 20. Dezember auf seinem Gute. „In der That," heißt es über ihn in einem Nekrolog der Augsburger ‚Allgemeinen Zeitung', „er war ein vollendeter deutscher Edelmann! Alle Züge von Besonnenheit, von richtiger Urtheilskraft, von allgemeinem Wohlwollen, von Freimüthigkeit, die wir in den historischen Charakteren unsers Adels verehren, waren bei ihm vereinigt. Daher auch das unbegrenzte Vertrauen, womit ihm mehrere der ausgezeichnetsten Monarchen entgegenkamen. In seiner Erscheinung war jene feine Sitte, jene Würde des selbstbewußten Mannes, und darum machte er auch auf jede Art von Gesellschaft, in welcher er sich bewegte, jenen stillen, aber um so mächtigeren Einfluß geltend, der ihn gleichsam von selbst zu ihrem Centrum erhob . . . Für Landwirthschaft und Volksbildung arbeitete Graf Sternberg auf das thätigste . . . Seine religiösen Ueberzeugungen waren innig und beherrschten sein Thun und Lassen so sehr, daß Milde, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe aus jedem seiner Worte und Werke hervorleuchteten."

Der Inhalt der Briefe bezieht sich zum Theil auf die Reisen, welche Sternberg seit 1823 jährlich im Interesse seiner „Flora der Vorwelt" unternahm; zum vorherrschenden Theil sind sie auf geologische Probleme gerichtet. In außerordentlich vielen Punkten zeigt sich Sternberg's Uebereinstimmung mit Goethe. „Auffallend," schreibt er von Prag, „ist die Reproduktionskraft in der Natur, die gleichsam ängstliche Fürsorge, damit das einmal Vorhandene nicht mehr verloren gehe, das lebend Verlorene wenigstens als Materie oder Skelet aufbewahrt werde. Schon auf der niedrigsten Stufe, wo das Pflanzenreich sich an das Thierreich anschließt und durch Wechselwirkung in einander übergeht, sieht man die einfache Blase (Globuline) aufspringen und eine Menge Körner ausstoßen, welche wieder zu Globulinen sich ausbilden. Die Pflanzen auf höhern Stufen werden bis zur Polyandrie gesteigert, können durch Wurzelausläufer, Knospen und Samen bis ins Unendliche vermehrt werden; Fische legen Millionen Eier, Insekten (Spinnen, Borkenkäfer) Tausende. Sehr richtig ist daher die Bemerkung des heiligen Augustin bei Gelegenheit der Speisung von 5000 Menschen mit wenigen Broten und Fische. „Die Menschen staunen," sagt er, „ob diesem Wunder, weil es ein außergewöhnliches ist; das viel größere perennirende Wunder, daß Millionen von Thieren, wo sie wohnen und hinwandern, täglich die ihnen angemessene Nahrung finden, bemerken sie kaum, weil es sich täglich unter ihren Augen wiederholt. Wie viele ähnliche Wunder der Naturkräfte und ihrer Anordnung geben sich nicht dem Naturforscher kund? Schon lange wäre kein Nadelholzbaum mehr vorhanden, wenn menschliche Kräfte allein gegen die Nonnenraupe, den Kieferspinner ꝛc. ankämpfen sollten, allein da mit diesen Feinden der Vegetation zugleich auch ihre Feinde, die Ichneumons, erwachen, die ihre Eier in die Raupe selbst und ihre Maden legen, so machen diese gewöhnlich im zweiten Jahre dieser Kalamität ein Ende. Hätten wir von alledem, was wir zu beobachten vermögen, den Schlüssel schon gefunden, es würden sich der Wunder noch manche unter unsern Augen entwickeln, die alltäglich in der Natur erscheinen und ebendarum weniger beachtet werden." Ueber Werner's Methode äußert er sich charakteristisch: „Betrachten wir die Werner'sche Behandlungsweise, wo die äußeren Kennzeichen dem Auge, das freilich unendliche Komplikationen

auf einmal ergreift, anheimgegeben, doch auch die Beobachtungen chemiſchen Gehalts, wennſchon nur hülfsweiſe, mit aufgenommen ſind. Sehen wir dann das Hauy'ſche Syſtem, das ein ganzes Leben fordert, um damit bekannt zu werden, indem es auch das äußere Kennzeichen der Geſtalt zum Grund legt, und erfahren Jahre nachher, daß vor den Operationen des Chemikers die ſämmtlichen künſtlich an einandergereihten Atome zerſtieben, ſich anders ordnen, und der ganze kryſtallographiſche Staatskalender eine Revolution erduldet. Hier ſcheint keine Frage, daß Berzelius uns einen großen Dienſt erwieſen, daß er das Alles zurechtgeſtellt und dann entſchiedenen Aufſchluß über die höhern Verhältniſſe des Ganzen gegeben. Wie wunderlich aber zu didaktiſchen Zwecken es hierbei ausſieht, davon belehre man ſich, indem man Freund Leonhard's „Oryktognoſie" näher betrachtet. Ich ſchätze das Buch höchlich, weil man das gegenwärtige Wiſſen, inſofern man darnach fragt, durchaus darin überliefert und nach einſichtiger Weiſe zurechtgeſtellt findet. Aber wenn ich denke, daß die Mineralogie mir in jüngern Jahren unter der Geſtalt erſchienen wäre, ſo wär' ich gewiß davor geflohen und hätte mich, ich weiß nicht wohin, geworfen, dahingegen die Freibergiſche Lehre uns, mit einer gewiſſen äußern Natürlichkeit einen höhern Gehalt verſprechend, anzuziehen wußte. Soll ich nun aber Ihre Geduld, die Sie mir ſo oft perſönlich angedeihen ließen, nicht auch ſchriftlich unbeſcheiden allzu ſehr in Anſpruch nehmen, ſo muß ich mit einem Gedanken abſchließen, in welchem ich immer mehr für mich Sicherheit und Bekräftigung, und alſo, wie der Menſch iſt, auch für andere zu finden glaube. Mein ganzes Heil kommt von der geologiſchen Seite her, das Vorkommen eines Minerals iſt mir Alles, das Mineral ſelbſt iſt eine Zugabe zu höherm Gewinn. Schon viele Jahre geh' ich dieſen Weg und wage ſelbſt erſt jetzt es auszuſprechen, da ich mit einem ernſten, ſinnigen, vorurtheilsfreien Freund aus der Ferne mich zu unterhalten das Glück habe. Dieſe Methode verdient auch deswegen Vertrauen, weil ſie gerade das Entgegengeſetzte von der ſo höchſt zu ſchätzenden Werner'ſchen iſt. Werner nahm keine Notiz vom Vorkommen, dieſem aber gebe ich Alles und will zwar gern geſtehen, daß es auch nur eine Einſeitigkeit iſt; jede Einſeitigkeit aber durch und durch geführt muß Vielſeitigkeit werden; iſt ſie lebendig, ſo anaſtomiſirt

sie sich mit Lebendigem, und die Wissenschaft muß zuletzt ein lebendiger Körper werden."

Jene Uebereinstimmung beider Männer führte natürlicher Weise auch auf gemeinsame Forschungen und gegenseitige Mittheilungen über Böhmen und namentlich über den Kammerbühl bei Eger. Beide hegten ein besonderes Interesse für Böhmen. Goethe besuchte dieses Land sechzehn Mal; es beschäftigten ihn hier sowohl die Veränderungen des Karlsbader Sprudels und die benachbarten Eruptionsgesteine, wie auch die Metallbergwerke des Erzgebirges und das Wiedererkennen der Wolkenformen, die er, nach Howard's Bezeichnung, in den thüringischen Landschaften studirt hatte. Hier, das Urgebirge berührend, wird er — mit seinen eigenen Worten zu reden — „ein neuer Mensch und gewahrt immer wieder frisch, in wie schönem und doch wie seltsamem Verhältniß wir zur Natur stehen". Hier sammelte er werthvolle Mineralien für das Böhmische Museum, verkehrte in den Bädern mit den bedeutendsten Zeitgenossen und gab sich nicht nur dem Umgange mit geistvollen Frauen, sondern im hohen Alter auch noch einer aufflammenden Liebesneigung hin. Die Fülle von wissenschaftlichen und lebendigen Anregungen, die er hier erhielt, fand immer neue und reiche Nahrung durch die Briefe Sternberg's.

Der frei und vereinzelt stehende Kammerbühl bei Eger, von bedeutender Höhe, hatte durch die dort vorkommenden Basalte und Laven schon seit längerer Zeit zur Erforschung, aber auch zu schwankenden Ansichten über seine geologischen Erscheinungen Anlaß gegeben. Der Ritter von Born, Goethe, Nöggerath, B. Cotta, Leonhard, Ehrenberg, Professor Reuß hatten die mannichfaltigsten Arbeiten darüber veröffentlicht. Berzelius spricht sich darüber aus: „Nahe bei dem Franzensbrunnen liegt der sogenannte Kammerbühl, den ich, wenn auch nur in Eile, in Gesellschaft mit dem berühmten Geheimrathe von Goethe, dem Grafen Kaspar Sternberg und dem Dr. Pohl zu untersuchen das Vergnügen gehabt habe. Er scheint in der That ein übriggebliebener Krater eines ausgebrannten Vulkans zu sein, der aber nur einen einzigen Ausbruch gehabt hat, bei welchem wahrscheinlich Asche und Schlacke vom Winde nach der Ostseite geführt worden sind, während sich ein kleiner Lavastrom auf der andern Seite ergoß, wodurch der

Vulkan die Gestalt eines von zwei Seiten zusammengedrückten Kegels erhalten hat." „Der Kammerbühl," äußert sich Sternberg in seiner Rede vor der Museums-Jahresversammlung, „hat seine nächste Parallele am Wolfsberg bei Cernosin, über welchen in der neuesten Zeit unser hochverehrtes, uns aber leider Gottes entrissenes Mitglied Goethe die ausgebreitetste Kunde brachte." Dennoch mochte Sternberg den Kammerbühl nicht für einen echten Vulkan anerkennen. Aber Goethe verdankte er die Anregung, bis zum Urphänomen vorzudringen, und da „Goethe ihm den Kammerbühl als Erbschaft hinterlassen hatte", so unternahm er, „um sie unbedingt anzutreten und seinen Willen zu vollziehen", mit großem Kostenaufwande eine durch volle vier Jahre fortgesetzte Niedergrabung und sprach darüber zu verschiedenen Malen vor den Versammlungen des Böhmischen Museums.

Der Inhalt der Briefe erstreckt sich außerdem noch auf Nachrichten über Meteorsteine, welche in Böhmen gefallen waren, über Verhandlungen der öffentlichen Sitzungen des Museums, über in Köstritz vorgefundene Knochen, über die Gewitterzüge in Böhmen, Braunkohlenformationen, Münchener Sammlungen, über die Bearbeitung der brasilianischen Herbarien, über verschiedene anomalische Erscheinungen, namentlich einen großen Wolf, der sich im kaurzimer Kreise neben der Wohnung eines Abdeckers niedergelassen hatte, ohne sich weder gegen Heerden, noch gegen Menschen Excesse zu erlauben; überaus anmuthig ist der Bericht von einer Seefahrt nach Helgoland, höchst geistvoll eine Vergleichung der Steinbrüche von Nieder-Mennig mit den Basalten am linken Rheinufer und den vulkanischen Gebilden der Eifel. Es fehlt auch nicht an einem Austausch staatsmännischer Ansichten, an Besprechungen über administrative Einrichtungen und volksthümliche Angelegenheiten, an einem Vergleich der Pflanzenformen der Vorwelt und Gegenwart, an einer Definition der Steinbrecharten und an den merkwürdigsten geologisch-botanischen Mittheilungen; von Goethe's Seite mangeln nicht die Mittheilungen über Kunst und Alterthum.

Bei solchen streng wissenschaftlichen Beziehungen fehlt es diesem Briefwechsel keineswegs an ästhetischen Analysen, scharfen Kunsturtheilen; ja, wir finden allerorten eine rege Theilnahme für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darin ausgesprochen. „Welch' eine große

Gabe Napoleon's Leben von Walter Scott für mich sein würde," schreibt Goethe, „habe ich seit der ersten Ankündigung gefühlt und deßhalb die Menschen, wie sie auch sind, erst ausreden und ausklatschen lassen. Doch enthalte ich mich nunmehr nicht länger und nehme das Buch getrost vor. Er ist 1771, gerade beim Ausbruch der amerikanischen Revolution, geboren, ihm ist, wie mir das Erdbeben von Lissabon, so der Theekastensturz bei Boston ein Jugendeindruck geworden, und wieviel Wunderbares hat er als Engländer bei sich müssen vorübergehen lassen! Auch schon vorläufig fand ich das Publikum sich betragend, wie immer. Die Kunden erlauben wohl dem Schneider hier und dort ein gewisses Tuch mitzunehmen, den Rock aber wollen sie auf den Leib gepaßt haben, und sie beschweren sich höchlich, wenn er ihnen zu eng oder zu weit ist; am besten befinden sie sich in den polnischen Schlafröcken des Tages und der Stunden, worin sie ihrer vollkommensten Bequemlichkeit pflegen können, da sie, wie wohl erinnerlich, sich gegen meine „Wahlverwandtschaften", wie gegen das Kleid des Nessus geberdet haben."

Mit dem Großherzog Karl August war Sternberg in lebendige und vertrauliche Bekanntschaft getreten, wovon einige der Beilagen des „Briefwechsels" Zeugniß geben. Auf die Trauerbotschaft von des Herzogs Tode schreibt Sternberg an Goethe: „Mit welchem herben Gefühl über den Wechsel der Dinge wurde nicht das ‚Pentazonium Vimariense' aufgerollt, an dessen Stelle nun ein Katafalk die Trauer eines ganzen Landes ausspricht! Den tiefen Kummer des verehrten Freundes zu schonen, bis der kraftvolle Geist sich über den Sturm der Zeit und das allgemeine Trauergefühl Weimars erhoben, in seiner ganzen Energie wieder hergestellt haben würde, schien Stillschweigen für den ersten Moment geboten, doch länger soll das Gefühl der fernen Verehrer des Verblichenen nicht vorbehalten werden. Auf den 14. Juli war bereits ein Quartier in Teplitz bestellt, um das im entwichenen Jahr verfehlte Wiedersehen zu begütigen, als ebendaher die unerwartete Trauerbotschaft eintraf. Nicht die Freunde und Verwandten, nicht das ganze Land allein hat einen schmerzlichen Verlust erlitten, ganz Deutschland muß sich an dieser Bahre erinnern, welche Geistesentwickelung, welche Förderung der Wissenschaften unter der

begünſtigenden Regierung dieſes Fürſten von Weimar ausgegangen iſt, und in die allgemeine Trauer des Landes einſtimmen; doch wer könnte dies beſſer beurtheilen, als der verehrte Freund, der alle Phaſen dieſer langen und merkwürdigen Regierung getheilt und an allem Großen und Guten, das ſie bewirkt, den größten Antheil genommen hat?" Goethe erwidert in dankbarer Anerkennung des freundlichen Troſtes: „Jenen höchſt traurigen Weimariſchen Tagen zu Ende Juni ausweichend, befand ich mich auf den heitern Höhen von Dornburg, als ein troſtreiches Schreiben, datirt Brzezina, den 5. Juli, bei mir eintraf. Fürwahr troſtreich, denn bei ſo großem Verluſte iſt es höchſt aufrichtend, erinnert zu werden, was von Gutem, Vorzüglichem und Schätzbarem uns noch übrig bleibt."

Die Briefe füllen den Zeitraum von 1820—32. Die Goethe'ſchen ſind meiſt aus Weimar und Jena datirt, die von Sternberg aus Wien, Prag, meiſt aus ſeinem Schloſſe Brzezina im Pilſener Kreiſe, welches ſich vermöge ſeiner Lage beſonders zu einem naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungsorte eignete. „Aus dem Schloſſe," ſchreibt Sternberg, „überſieht man im Süden die Grenzgebirge der Herrſchaft Krumau zwiſchen Paſſau und Böhmen, im Südweſt die Gebirge der Herrſchaft Winterberg, die böhmiſchen und pfälziſchen Grenzgebirge, im Weſten den eigentlichen Böhmerwald, im Nordweſten die Karlsbader und Tepler Gebirge bis gegen Gottesgab, im Norden die fortlaufende Linie des Erzgebirges."

So iſt uns hier ein Blick in die geiſtige Thätigkeit zweier bedeutender Menſchen gewährt, die ſich gegenſeitig zu einem befriedigenden Abſchluß ihres wiſſenſchaftlichen Strebens behülflich waren und welche, der eine als eine wiſſenſchaftliche Autorität, der andere den berühmteſten Dolmetſchern der Natur zur Seite tretend, ihre kräftigſte Theilnahme darlegten für Alles, was die Menſchheit zu fördern vermag.

VI.

Sulpiz Boiſſerée, Goethe und der Kölner Dombau.

Bei den großartigen Werken, welche als Denkmäler einer bedeutenden Kultur-Epoche gelten oder einen dauernden Einfluß auf die Entwickelung der Menſchheit ausüben, gedenken wir billigerweiſe nicht allein der Meiſter, die den Plan erdachten und die Ausführung leiteten, ſondern auch der Vorarbeiter im Reiche der Gedanken, welche den Ideen der Zeitgenoſſen oder der Nachkommen die entſprechende Richtung gaben und ihre Sympathien gewannen, um ſolche Werke in die Erſcheinung treten zu laſſen. Wenn wir jetzt den Bau des Kölner Doms vollendet ſehen, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, als ſolche Vorarbeiter die Gebrüder Boiſſerée zu rühmen, und vorzugsweiſe den älteren derſelben, Sulpiz Boiſſerée, der als der geiſtige Ingenieur dieſes Unternehmens anzuſehen iſt, inſofern er Mühe und Streben, vom Jünglingsalter bis zum Tode, auf den Plan und die theoretiſche Ausarbeitung zu jenem Nationalwerke verwendete.

Sulpiz Boiſſerée war der Sohn eines reichen Kaufmanns, der aus dem Lütticher Lande ſtammte und ſich in Köln mit der Tochter eines dortigen Kaufherrn, Namens Brentano, verehelicht hatte. Sulpiz, der vorletzte von ſieben Söhnen, wurde am 3. Auguſt 1783, der

nachfolgende Bruder Melchior, der treue, unzertrennliche Genosse in seinen Kunstbestrebungen, im Jahre 1786 geboren. Der Vater erhielt später das Rathsamt eines Appellations-Kommissarius. Sulpiz, der sich im vierzehnten Lebensjahre für die kaufmännische Laufbahn entschied, fand eine Stellung in Hamburg und zugleich bei den befreundeten Familien Sieveking, Reimarus und Perthes eine väterliche Aufnahme. Im Jahre 1800 nach der Vaterstadt zurückgekehrt, machte er die Bekanntschaft eines jungen Rechtskundigen Bertram und ließ sich durch diesen bestimmen, vom Handelsstande zu akademischen Studien überzugehen. Er widmete sich mit Vorliebe der Philosophie, Litteratur und Kunstgeschichte und war ein eifriger Schüler Friedrich Schlegel's, welcher damals in Köln Vorlesungen hielt. Auf wiederholten Reisen nach Paris, in den Niederlanden und Rheingegenden studirte er die Kunstwerke der christlichen Zeit und trat mit Reinhard, Johannes Müller, Schelling, Cornelius, Willemer, Schlegel, Görres, Schinkel und anderen der bedeutendsten Zeitgenossen in persönlichen und brieflichen Verkehr. Auf diesen Reisen ließ er es sich angelegen sein, die vaterländischen Kunstschätze, welche nach der Aufhebung der Klöster und in der Verwirrung der Franzosenzeit überall verstreut waren, namentlich die werthvollsten der Zerstörung entgangenen Schätze der altkölnischen Schule, mit Hülfe seines Bruders Melchior und seines Freundes Bertram von Händlern und Privatpersonen käuflich zu erwerben und in Sicherheit zu bringen. Durch Anschauung und Studien war er auch für die alte Kirchenbaukunst eingenommen worden und machte es sich zur Aufgabe, den ursprünglichen Plan der Kölner Kathedrale, die er von seiner Kindheit vor Augen gehabt, zu ergründen und den Weiterbau derselben eifrig anzuregen. Wie edler, ernster und redlicher Natur dieses Streben war, giebt er in den eigenen Worten kund: „Alle meine Betrachtungen über die Kunst, über die Weltgeschichte und über den Gang des menschlichen Geistes wiesen mich auf den Aufschwung zum Höheren hin, den alle gebildeten Völker versucht haben und nicht aufhören zu versuchen, gleichsam in einem unendlichen Bau an der Stadt Gottes auf Erden." Später, als er seine eifrigen Bemühungen mit Erfolg gekrönt sah, äußerte er zu Görres: „So habe ich denn redlich gearbeitet und, durchdrungen von der Schwierigkeit des Unternehmens,

nur gewünſcht, aber kaum gehofft, daß die Idee, wonach ich ſtrebte, erkannt werde, daß auch Anderen die Schöpfung, welche Gott einem großen Genie hervorzubringen vergönnt hat, klar werden und ſie, wie mich, erfreuen und erheben möge!“

Boiſſerée's erſte Sorge war auf die Fertigung der Zeichnungen zum Dom gerichtet; im Frühjahre 1810 war ſchon die Hälfte derſelben vollendet und er zog mit Bertram und ſeinem Bruder nach Heidelberg, um ſich dort die nöthigen litterariſchen Hülfsmittel zu verſchaffen. Eine reiche Quelle vermuthete er in dem Beſitz der Maurer und Steinmetzen. Durch Grandidier's Werk hatte er ſich bereits über die vier Bauhütten in Straßburg, Köln, Zürich und Wien unterrichtet und durch die Bekanntſchaft mit Doktor Ehrmann in Frankfurt erhielt er ſämmtliche Papiere und Urkunden des alten Steinmetzenweſens, welche freilich nicht über die Mitte des 14. Jahrhunderts reichten, aber doch ein reichhaltiges Feld zu zweckmäßigen Forſchungen eröffneten.

Der Dom, wie er war, bot nur ein unvollendetes Trümmerwerk dar, dennoch erſchien er als der erhabenſte Torſo mittelalterlicher Architektur. Der Flächenraum, den er einnahm, übertraf den des Doms zu Speier und den des Straßburger Münſters. Von den beiden Thürmen, deren Höhe auf 525 Fuß berechnet war, erhob ſich der eine nur bis 200 Fuß, der andere ragte kaum aus den Grundmauern hervor. Die Hauptpfeiler im Schiff der Kirche waren nur bis zum Gewölbe vollendet; das Schiff ſelber lag wüſt und war nur durch eine Querwand vom Chor getrennt. Das Chor allein, mit dem Allerheiligſten, war binnen 47 Jahren nach der Grundſteinlegung fertig geworden und konnte an ſich ſchon als ein Wunderwerk gelten.

Nach genauer Meſſung des Vollendeten und mit Hülfe einer alten, in Kupfer geſtochenen Kopie des Originalriſſes der Thürme machte Boiſſerée den ganzen Entwurf des Gebäudes. Nachdem der Bau gegen Ende des 15. Jahrhunderts liegen geblieben war, hatte der Vandalismus der folgenden Zeiten ſelbſt das Hütten-Archiv verſchleudert; nur einige Reſte des Inhalts waren beim Lüneviller Friedensſchluß an die Abgeordneten der neuen Kölniſchen Landesfürſten vertheilt worden; zu Darmſtadt entdeckte man auf dem Speicher eines Gaſthauſes den Aufriß des alten Thurmes, welcher ſpäter in Beſitz

des Kölner Domarchivs gelangte. Nächst diesem sogenannten Darmstädter Riß fanden sich noch andere Risse in Paris, welche sich als echte Kölnische auswiesen und im Jahre 1816 von Boisserée gekauft wurden. Dieselben bestanden in einem Originalriß vom südlichen Thurm nebst dem mittleren Kirchengiebel mit der Hauptthür und den Fenstern; in einem zweiten Blatt, welches den Grundriß des südlichen Thurmes, zur rechten des Hauptportals, zeigte; und in einem dritten Entwurf, ebenfalls Original, aber von anderer Hand und wahrscheinlich von dem Aufseher der Bauhütte angefertigt, enthaltend den Aufriß von der Ostseite des zweiten Stockwerks des südlichen Thurmes nebst dem Durchschnitt des Endes, welches sich an die Kirche anschließt. Beide Risse, der Darmstädter wie der Pariser, stimmten im Wesentlichen überein, zeigten aber beide nicht unbedeutende Abweichungen von dem bereits vollendeten Theil des Gebäudes, ein Beweis, daß der Meister während des Baues Verbesserungen angebracht hatte. Nach Boisserée's Ansicht war der ganze Plan eine ursprüngliche Geistesschöpfung des muthmaßlichen Baumeisters Gerhardt von Nile, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts an der Spitze der Kölner Steinmetzen-Bruderschaft stand; nach neueren Forschungen ist indessen anzunehmen, daß der Grundriß des Kölner Domchors eine Kopie von dem Chor der Kathedrale von Amiens sei, nur mit dem Unterschiede, daß die Proportionen in dem Kölner Bauwerk eine schönere Symmetrie zeigen.

Die angeführten Pläne benutzte Boisserée zur Herausgabe eines Prachtwerkes, welches den Grundriß, die Aufrisse, Durchschnitte und perspektivische Zeichnungen des Domes enthalten sollte, so wie sich derselbe in seiner Vollendung nach der ursprünglichen Absicht des Meisters zeigen würde. Zur Theilnahme zog er die besten deutschen Bauzeichner und Kupferstecher heran, die sich theils schon vortrefflich zu dem Unternehmen eigneten, theils durch seine eigene Anleitung und Mitwirkung dazu herangebildet wurden. Zu den Zeichnern gehörten: Schauß, der Münchener Theatermaler Quaglio, Fuchs aus Köln und der Darmstädter Oberbaurath Moller; zu den Kupferstechern: der geschickte Duttenhofer in Stuttgart und der berühmte Darnstedt in Dresden, der dem Unternehmen auch durch eine vorzügliche Linienmaschine besonders förderlich wurde. Im März 1810 waren bereits Längenaufriß, Grundriß

und Thürme vollendet und die Zeichnungen konnten dem Fürst-Primas vorgelegt werden.

Es war den Gebrüdern Boisserée aber besonders daran gelegen, die deutsche Nation für das vaterländische Unternehmen zu erwärmen und dazu brauchten sie Goethe's Stimme. Und nicht nur zum Dom-werk bedurften sie seiner Zustimmung, sie wünschten auch seine Theil-nahme für ihre Gemäldesammlung, überhaupt für altdeutsche Kunst zu gewinnen. Denn für die letztere herrschte in jener Zeit eine Apathie, gegen welche nur einzelne Stimmen, wie Tieck und Schlegel, anzustreben versuchten. „Vor uns," schreibt Bertram, im Rückblick auf jene Zeit, „vor uns lag die Vaterstadt still und schweigend, in deren öden Mauern ein in langjähriger Entschlaffung entartetes und nun durch den Druck der Zeiten vollends niedergebeugtes Geschlecht uns auch nicht ein Wesen darbot, das an dem Zwecke unseres Strebens mit Liebe Theil genommen hätte. Was uns gelingen sollte, haben wir nicht in Lust und Freude errungen, sondern im Widerstreit gegen langjähriges Vorurtheil, gegen Apathie und Unempfänglichkeit für das Höhere." Sie selber bedurften der Aufmunterung und Unterstützung, und Bertram fühlte, welchen Werth es hatte, sich gerade an Goethe anzuschließen, wenn er an Sulpiz schrieb: „Wie die Sonne bei ihrem Auf- und Untergehen in der höchsten Gluth von Liebe strahlt, so erscheint mir der Alte; es liegt in den letzten Augenblicken guter Menschen oft eine Innigkeit und Kraft, die mit dem reinen Enthusiasmus der Jugendjahre zu wetteifern im Stande ist." Sulpiz selber aber drückte es unumwunden in dem Briefe an Goethen mit den Worten aus: „Der treue, ruhige Sinn für menschliches Maß und Wahrheit, den ich bei keinem unserer aus-gezeichneten Geister so gefunden, wie bei Ihnen, eben darin glaubte ich einen Grund zu entdecken, aus dem mir trotz meinem ungeheuren Abstand von Ihren großen Eigenschaften ein freundschaftliches Verhältniß erwachsen kann, das zur Erhebung meines ganzen Thuns und Treibens wie ein edler Wein wirken und Ihnen eben dadurch schon zu einem Wohlgefallen gedeihen muß. Wie sollte mir bei meiner Liebe für das deutsche Alterthum nicht die ganze Seele gegen Sie erfüllt sein, der Sie, der erste deutsche Mann seiner Zeit, am früheſten und mächtigsten altdeutsche Sinnesart und Weise wieder in's Leben eingeführt und

dadurch alles Gute, was in diesen Tagen für die Erkennung und Erhaltung der Werke unserer Voreltern geschieht, zuerst begründet haben?“ Ganz wesentlich war es den Kölnischen Kunstfreunden, daß Goethe, nachdem er Antheil für ihre Richtung und ihre Sammlungen gewonnen, dieses Streben bei dem Publikum zu ehrender Anerkennung brächte. „Es fehlt den Menschen,“ schreibt Boisserée an ihn, „immer noch eine allgemeine anerkannte Autorität für die Sache. Sie allein können ihnen diese geben, wenn Sie Ihre eigene Ansicht über altdeutsche Kunst bekannt machen.“

Es war indessen nicht leicht, sich in diesem Punkte mit Goethe zu verständigen; das wußten jene Kunstfreunde und sie befürchteten nicht ohne Grund, er könnte ihr Bestreben mit dem Sektengeist verwechseln, den er verurtheilte. Er, der die Thaten der Menschen nach der genialen Kraft und Produktivität schätzte, hatte sich ausschließlich in die hellenische Plastik vertieft, hatte sich entschieden gegen die katholisch-feudalistische Denkweise der romantischen Schule, gegen die Klosterbruderei und das Heiligenfieber des neuen Kunst-Nazarenerthums erklärt, welches seine eigenen Kunstbestrebungen als unnütz und zweckwidrig bezeichnete. Den Gebrüdern Boisserée selber erschien er in gewissem Sinne als ein Heide. „Er ist,“ schreibt Boisserée, „zu tief und zu gemüthvoll, um nicht bei seinem Alter eine große Leere und Dunkelheit darin zu fühlen; er mahnt mich in manchen Stücken an den Faust, nur daß umgekehrt bei ihm das Leben von der leichten, sinnlichen, genußreichen Seite anfing, und nun erst aus Ermüdung und Verzweiflung gleichsam zum Grübeln und Tiefsinnen überschlägt.“ Mit dieser Ansicht verband sich denn auch nebenbei der Zweck, den alten Heiden zu bekehren: „es käme nur darauf an,“ meinten sie, „daß er das rechte Grübeln und Forschen ergriffen, so wie es beim Faust darauf ankam, daß er das rechte und nicht das falsche schlechte Leben ergriff, um in sich selbst zu Einigkeit und Frieden zu gelangen.“ „Ich kann mir denken,“ schreibt Sulpiz an Bertram, „daß ihm ein verständiger Umgang, der ihm durch die Geschichte der Völker und des menschlichen Lebens überhaupt die würdige, wahre Ansicht des Christenthums eröffnete, sehr trostreich und beruhigend werden könnte.“

Im Jahre 1810 schickt Boisserée an Goethe sechs Zeichnungen

von der Kölner Domkirche und spricht sich in einem Briefe umständlich über den Zweck des Werkes aus. Jene Zeichnungen bilden die Grundlage zu einem Werke, welches den Schluß von einer Sammlung Denkmäler christlicher Bauart in Köln vom 7. bis zum 13. Jahrhundert ausmachen soll. Damit soll am Schlusse ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Baukunst verbunden sein, worin der Kölnische Dom als Vorbild oder Spiegel der ganzen Art Denkmäler erscheint.

Am 3. Mai 1811 erschien Sulpiz Boisserée zum ersten Male persönlich bei Goethe in Weimar. Durch den Minister Reinhard, den ehemaligen französischen Gesandten in Hamburg, mit welchem er gemeinschaftlich ein Besitzthum auf dem Apollinarisberge bei Köln bewohnte, war er Goethe empfohlen; durch ihn war er auch genau mit Goethe's Gesinnung vertraut geworden; er kannte nunmehr das Terrain und hatte den Angriff sorgfältig studirt. Er zeigte seine kostbaren Domzeichnungen und nebenbei die originellen Zeichnungen, welche Cornelius zum Faust gefertigt hatte. Er erschien nicht gebückt vor dem Alten, wie seine Tempelwächter und Verehrer zu thun pflegten, sondern frei und offen; er zeigte in der Unterhaltung eine gründliche Kenntniß der romantischen Kunst und offenbarte den Bekehrungseifer eines begeisterten Missionärs. Goethe widerstand solchen Einwirkungen nicht, denn er schätzte alles Tüchtige. Wenn er anfänglich nur gebrummt und dem jungen Manne beim Abschiede nur einen Finger gereicht hatte, so reichte er ihm bald die Hand, ja, schenkte ihm sein Herz.

Ueber den thatsächlichen Fortbau des Domes äußerte Goethe unverhohlen den Wunsch und die Hoffnung, die Vollendung jenes großen und genial gedachten Meisterwerks zu fördern, aber er verhehlte sich und Anderen auch nicht die Bedenken und Hindernisse, die sich dem entgegenstellten: vor Allem der Mangel an Geldmitteln, da die Kölner Kirche ohne Baugüter geblieben und verarmt war; nächstdem aber hielt er es fast für unmöglich, die erforderlichen Künste und Handwerksmittel zu beschaffen, wie sie im Mittelalter die großen, weit verbreiteten und in sich abgeschlossenen Innungen darboten. In Bezug auf die Zeichnungen und Risse rühmte er die Gründlichkeit der Arbeit und erklärte, der Grundriß des Doms wäre das Interessanteste, was ihm seit langer Zeit in der Architektur vorgekommen wäre; gegen dieses

Gebäude sei alles Uebrige dieser Art nur allenfalls ein löbliches Nachbild; der Riß gäbe ihm ganz neue Aufschlüsse über die Baukunst. Er versprach eine öffentliche Empfehlung des Werkes und in der That gedachte er in seiner Lebensbeschreibung bei der altdeutschen Baukunst der Bestrebungen Boisserée's in rühmender Weise und — wie er an Reinhard schrieb — von Herzen und mit ganzer Ueberzeugung. Auch in Alterthum und Kunst wurde das Domwerk freundlich angekündigt und Boisserée's Einsicht und Unternehmungsgeist gelobt.

Die Zuneigung der beiden Männer begleiteten wechselseitige Einladungen zu Besuchen: einerseits nach Weimar und Jena, andererseits zu einer Reise nach dem Rheine und zum Besuche des reizend gelegenen Apollinarisberges. Die Reise nach dem Rhein und Main kam auch wirklich im Jahre 1814 zu Stande. Goethe, in der liebevollsten Weise empfangen, verweilte 14 Tage bei Boisserée und zeigte sich freundlich und vertraulich; in Darmstadt hatte er Gelegenheit, die Bildersammlung seines Kunstfreundes zu sehen und Mancherlei darüber zu verhandeln. Im folgenden Jahre im August kamen Beide in Wiesbaden zusammen und besuchten mitsammen Frankfurt und Heidelberg. Es waren frohe und festliche Tage auf Willemer's Mühle, mit Seebeck, Scharf und Schlosser. Goethe war gemüthlich; auf dem Wege nach Heidelberg bei Sternenschimmer schüttet er vor Boisserée sein Herz aus, phantasirt von seiner Liebe zu Ottilien, „wie er sie lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht". Ein panischer Schrecken aber überfällt ihn, als er seinen Herzog und die Jagemann in Mannheim wittert; er flüchtet, von Sulpiz begleitet, und erholt sich von seinem Angstfieber erst, als er die Gewißheit hat, von seinem gnädigsten Herrn nicht mehr erreicht zu werden. Im Jahre 1826 besuchte Boisserée den alten Herrn in Weimar auf mehrere Wochen; er sah ihn zum letzten Male; die Trennung war schwer; Goethe wollte ihn nicht von sich lassen und schenkte ihm beim Abschied ein versiegeltes Päckchen, welches mehrere Medaillen, darunter auch die seinige in Gold, enthielt.

Die Boisserée'sche Gemäldesammlung hatte Goethe auf der Rhein- und Mainreise Gelegenheit gehabt, gründlich zu betrachten. Während Sulpiz sich mit der Baukunst beschäftigte, hatte sich sein Bruder der Sammlung mit verdoppeltem Eifer angenommen. Es war die voll-

ſtändigſte Sammlung aller Kölniſchen Malereien und übertraf an hiſtoriſcher Vollſtändigkeit die altdeutſchen Sammlungen in Wien und München. Nach langen vergeblichen Unterhandlungen mit der preußiſchen Regierung gelangten dieſe Kunſtſchätze an den König von Bayern, der ſie 1827 aus eigenen Mitteln kaufte und dem Staate ſchenkte. Ihre Anpreiſung gehörte mit dazu, den Sinn für den Dombau zu wecken. Goethe hielt ſein Verſprechen. Er, „der lange ungläubige Freund", wurde für die Sache eingenommen. „Ei, der Teufel!" ſagte er zu Sulpiz, „die Welt weiß noch nicht, was Ihr habt und was Ihr wollt; wir wollen es ihr ſagen und ihr die goldenen Aepfel in ſilbernen Schalen bringen. Ach, Kinder, was ſind wir dumm! Wir bilden uns ein, unſere Großmutter ſei nicht auch ſchön geweſen; das waren andere Kerle, als wir; die wollen wir gelten laſſen, die wollen wir loben und abermals loben!" Er ging nun mit Vorliebe auf die bedeutungsvollen Ueberlieferungen der altdeutſchen Kunſt ein, ſtudirte namentlich die Leiſtungen van Eyck's und Albrecht Dürer's und im zweiten Stück des Rhein- und Mainheftes widmete er der neudeutſchen religiös-patriotiſchen Kunſt einen anerkennenden Aufſatz, worin er freilich nicht verhehlte, daß er dieſelbe vorzugsweiſe in ihrer hiſtoriſchen Bedeutung gelten ließe.

Neben ſeinen theoretiſchen Arbeiten war Boiſſerée auch praktiſch für den Fortbau des Doms und die Erhaltung des Vorhandenen bemüht. Die Bruchſtücke der Kathedrale waren den Verwüſtungen der Elemente bloßgeſtellt und es wurden zur Erweiterung des Stützwerkes und zur Wiederherſtellung der zerbröckelnden Pfeiler und Wölbungen faſt beſtändige Bauten nothwendig. Boiſſerée bot Alles auf, um Paſtoren, Kirchmeiſter und Architekten für ſeinen Zweck zu gewinnen und die Regierung zur Bewilligung der nöthigen Geldmittel und zur Errichtung einer beſonderen Verwaltung für das Dombauweſen zu veranlaſſen, wobei er nachdrücklich geltend machte, daß eine gründliche Herſtellung ohne einen Fortbau unter der Leitung techniſch gebildeter Männer nicht möglich ſei.

Was er an ſeinem Hauptwerke im Verlaufe von zwanzig Jahren ſchuf, iſt erſtaunlich. Faſt bei allen Lieferungen wurde Goethe's Rath eingeholt, nach ihrer Vollendung ſein Urtheil erbeten. Im Auguſt 1811 wurden der Mutter des franzöſiſchen Kaiſers im Kapitelhauſe

zu Köln die Domzeichnungen vorgelegt, bald darauf auch der Kaiserin. 1812 waren die Zeichnungen vollendet und zwei Jahre später die Hauptplatte zum ersten Heft und der ganze Entwurf des Doms von Duttenhofer in Stuttgart gestochen. 1816 gingen die fertigen Domrisse an Goethe, der sie nach Berlin gelangen ließ. Im Jahre 1818 waren die meisten Platten zu Stande gebracht und im nächsten Jahre wurde ein Vertrag mit Cotta geschlossen, wonach derselbe das Werk auf halbe Rechnung übernahm und die nöthigen Gelder vorzuschießen hatte. Behufs der Fortsetzung der Stiche begab sich Boisserée nach Paris und gewann die ausgezeichnetsten Kupferstecher, wie Sellier, Laurent u. A. Das Domwerk, von Humboldt und Gérard empfohlen, wurde in der dortigen Akademie der schönen Künste mit außerordentlichem Beifall, ja mit Erstaunen aufgenommen. Im Verlaufe der folgenden Jahre erschienen die übrigen Lieferungen mit Platten und Text, 1826 die dritte, und im September 1831 erhielt Goethe die letzte Lieferung, aus sieben Blättern mit Text bestehend. „Jeder," — schreibt er, — „beschaute diese Blätter mit Ehrfurcht und Erstaunen. Fürsten und Fürstinnen, Künstler und Laien, Alle erfreuten sich über die Möglichkeit, ein solches Unternehmen durchzuführen."

Mit diesem Werke und seiner Geschichte der alten Baudenkmäler am Niederrhein, einem mühevollen Werke mit 72 Platten, wozu er selber die Zeichnungen angefertigt, hatte Sulpiz Boisserée den Sieg errungen. Der Ernst und die Redlichkeit seines Strebens waren mit Erfolg gekrönt, der hochberühmte Mann der Zeit, wie Bertram sich ausdrückt, hatte dem Unternehmen Beifall geschenkt, die Menge seiner Arbeiten bewundernd angeschaut, der Ruf seinen Namen dem Vaterland ehrenvoll verkündet. Die Regierungen hatten der Sache Aufmerksamkeit geschenkt, der patriotische Theil der Nation war mit dem Gedanken vertraut geworden, jenes heilige Baudenkmal vollendet herzustellen. Als der Kronprinz von Preußen im Jahre 1814 den Torso unter Boisserée's Führung besichtigte, rief er begeistert aus: „Das ist herrlicher, als Alles, was wir gesehen haben!" Fürstliche Häuser, großherzige Künstler, wie Franz Liszt, verschiedene Vereine, wie der Kölner Dombau-Verein und der Männer-Gesangverein waren späterhin dem Unternehmen förderlich; andere Mittel kamen durch Sammlungen und durch Schenkungen vom Königshause zusammen. Die

Vollendung verhieß König Friedrich Wilhelm IV., indem er am 4. September 1842 durch den ersten Hammerschlag der Ruine neues Leben erweckte. Diese Grundsteinlegung war ein beglückendes Fest für Sulpiz Boisserée, dem auch der König mit ausgezeichneter Huld begegnete. Mit rüstigen Kräften wurde nun der Fortbau begonnen, der Torso des Riesen wuchs zusehends und erhielt seine Gliedmaßen, um sich, wie er bestimmt war, zum Himmel aufzurichten.

Im April 1832 hatte sich Boisserée zu einer Reise nach Weimar bereitet, als ihm plötzlich die Nachricht von Goethe's Tode zuging. Zwei und zwanzig Jahre hatte er mit dem alten Herrn im schönsten Freundschaftsverhältniß gestanden und noch zuletzt hatte dieser ihm das Geständniß gemacht: „Ich kann mich jetzt mit nichts abgeben, als was ich bewundern muß, und dazu gehört Ihre in einem großen und höchst bedeutenden Felde beharrliche, mitunter mühselige, aber auch ehrenvoll und vortheilhaft begünstigte Thätigkeit." Sulpiz erlebte noch ein zweites Dombaufest: am 14. August 1848 die sechshundertjährige Feier der ersten Grundsteinlegung. Am 2. Mai 1853 schied auch er aus dem Leben, nachdem ihm sein treuer Melchior vorangegangen war. Dem Arzte hatte er vor seinem Tode auf die Frage: „Wie geht es Ihnen?" geantwortet: „Wie einem dankbar Sterbenden!"

So wollen wir Lebende jetzt, nach der Vollendung des Dombaues, auch dankbar sein dem Manne, den der König mit Recht den ersten Protektor des Domes nannte. Viele Jahre hat er Kräfte und Kosten daran gesetzt, lange Zeit ohne andere Aufmunterung, als die des inneren Bewußtseins und des treu beharrlichen Sinnes, um, wie Overbeck sich ausdrückt, den Dom im Herzen der Zeitgenossen auf's Neue zu erbauen. Goethe bezeichnet lobend das Bestreben, für welches er selber durch ihn gewonnen worden, mit den Worten: „Wieder erneuet sich die höchste Bewunderung Ihrer beharrlich thätigen Kunst- und Geschichtsneigung; ja man möchte erschrecken, Geld und Gut, Leib und Leben an diese Unternehmung gewagt zu haben. Beschaut man aber die glücklichen Erfolge, so fühlt man sich erfreut, das Erhabenste in einer Art so behandelt zu finden."

VII.

Goethe und Byron. — Faust und Manfred.

Seine ganze Titan- und Prometheus-Natur hat Lord Byron vor Allem kundgegeben in den Werken „Manfred" und „Kain". In Letzterem herrscht eine diabolische Deklamation. Lucifer nimmt den Kain mit sich auf eine Luftreise zwischen den Sternen, führt ihn auch in den Hades und macht ihn durch seine Unterhaltung so überklug und mißmuthig, daß er nach seiner Rückkehr den Abel erschlägt.

Shelley überbot in seinem „Cenci" und im „entfesselten Prometheus" noch den Trotz gegen die Gottheit, den er schon in der „Königin Mab" ausgesprochen hatte. Freilich handelte es sich darin um die Vollkommenheit der menschlichen Natur, um die Wiederherstellnng des goldenen Zeitalters, um die Vertilgung des Lasters und den Beweis einer im Weltall herrschenden ewigen Liebe; aber sein prometheischer Trotz gegen den Gott des Herkommens bewog den Lord Kanzler von England, ihn durch einen Richterspruch seiner Kinder zu berauben und Shelley wurde von der englischen Kirche als das Haupt Derjenigen bezeichnet, welche Byron's „satanische" Gesellschaft ausmachten und unter bacchantischem Gelächter die Gottheit leugneten.

Dieser Gesellschaft stand aber auch Goethe nicht fern; ja, er hatte ihr sogar den Tisch bereitet, denn die prometheische Idee war in ihm schon viel früher zur Erscheinung gekommen. In dem Dramolet

„Prometheus“ und in dem gleichzeitig entstandenen „Faust“ hatte es sich, wie er selber gestand, das antike Titanengewand angezogen, theils aus Reaktion gegen Lavater's intriganten Mystizismus, im Grunde aber um im menschlichen Kampfe gegen die Weltordnung, im Vertrauen auf eigenen Muth und Geist sich frei zu fühlen. Goethe erzählt, das Erscheinen dieses Fragments habe gleich dem Funken bei einer Explosion gewirkt, die geheimsten Neigungen der aufgeklärtesten Kreise der Gesellschaft offenbart, den schlummernden Pantheismus zu öffentlichem Bekenntniß gebracht; der Zusammenhang des „Faust“ mit den prometheischen Ideen braucht nicht erst nachgewiesen zu werden.

Goethe hielt es für ausgemacht, daß Lord Byron den Faust in sich aufgenommen habe und dadurch zu dem dramatischen Gedicht „Manfred“ begeistert worden sei.

„Eine wunderbare, mich nahe berührende Erscheinung, war mir das Trauerspiel ‚Manfred‘ von Byron,“ schrieb er in einem Abschnitte über auswärtige Litteratur. „Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbilde höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Glut einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.“

Die Vergleichung seines „Manfred“ mit Goethe's „Faust“ bereitete dem Lord Byron anfänglich viel Aergerniß. „Es ist wunderlich,“ schreibt er seinem Verleger Murray, „wenn man sagt, daß der Stoff aus Marlowe's Faust entlehnt sei, den ich weder gesehen noch gelesen habe. Ein Amerikaner, der vor kurzem aus Deutschland kam, hat Herrn Hobhouse gesagt, der Manfred sei aus Goethe's Faust genommen. Beide Fauste, den deutschen und den englischen, mag der Teufel holen — ich habe keinen von beiden benutzt.“ — Ein anderes Mal äußert er sich gegen denselben: „Goethe's Faust habe ich nie gelesen,

weil ich das Deutsche nicht verstehe; aber Matthias Lewis hat mir 1816 zu Coligny das Meiste davon mündlich vorübersetzt, und natürlich wurde ich sehr davon ergriffen; aber der Steinbach war es und die Jungfrau, und noch etwas Anderes, das noch viel mehr sagen will, als Faust, was mich den Manfred schreiben ließ." Mit ähnlichen Worten äußerte er sich in einer Unterredung mit Thomas Medwin zu Pisa.

George Sand äußert sich in einem Aufsatze über „das phantastische Drama" über die Aehnlichkeit der beiden Gedichte folgendermaßen: „Nur einem einzigen Zeitgenossen Goethe's war es vielleicht gegeben, den Werth und die Schönheit dieser Form ganz zu fassen, und das war der größte Dichter jener Epoche, Lord Byron. Auch zögerte er nicht, sich derselben zu bemächtigen, denn sobald eine Form an's Licht getreten, so wird sie allgemeines Eigenthum, das jeder Dichter seinen Gedanken anpassen kann. Byron bemächtigte sich also der Form des Faust, wahrscheinlich seiner selber unbewußt, aus Instinkt, aus dunkler Erinnerung; denn obgleich er selbst die wahre Quelle seiner Eingebung verleugnete, um sie auf den Prometheus des Aeschylos zurück zu führen, so ist es doch darum nicht weniger gewiß, daß diese Form einzig und allein Goethe angehört; die Form und weiter nichts. Ich begreife ebenso wenig Goethe's Behauptung, daß er nachgeahmt worden, wie Byron's Leugnung, als er sich der Nachahmung beschuldigt fürchtete. Zuerst scheint mir, was die Form betrifft, die Aehnlichkeit zwischen beiden Dramen gar nicht so auffallend, wie Goethe es behauptet. Diese Form ist im Faust nur ein Versuch, ein köstlicher freilich, den man aber im Manfred ausgedehnter und vollständiger erblickt. Was die Neuheit und Originalität dieser Form ausmacht, ist die Verschmelzung der metaphysischen und der wirklichen Welt. Diese beiden Welten streben um Faust und um Manfred wie um eine Achse herum. Es sind zwei verschiedene flüssige Massen, und doch eng vereint und geschickt verbunden, in welchem sich bald der Gedanke, bald die Leidenschaft des Faust-Typus oder des Manfred-Typus bewegen. — Das ganze litterarische Europa glaubte es Goethen auf sein Wort, als er mit stolzem Wohlwollen es aussprach, daß Byron seinen Faust in sich aufgenommen und die ihm zusagenden Motive daraus benutzt habe. Byron selber erschrak über diese Aehnlichkeit,

welche Goethen aufgefallen war, und scheinbar beiläufig warf er die Bemerkung hin, daß die erste Scene wirklich mit der des „Faust“ Aehnlichkeit habe.“

Im Gegentheil wieder wollte man in Byron's Kreise die Originalität der Goethe'schen Dichtung anfechten. Man fand darin nicht nur eine Nachahmung „Hiob's“, sondern auch Shakespeare's und eine Copie von Marlowe's „Faust“ und Calderon's „Magus“. Byron selber soll den „Faust“ in dieser Weise zerstückt haben.

Medwin berichtet darüber die folgende Aeußerung Byron's:

„Was die Originalität anbelangt, so ist Goethe zu verständig, behaupten zu wollen, er hätte alten und neuen Autoren nichts zu verdanken; — wer hätte es nicht? Sie sagen mir, der Plan sei fast gänzlich nach Calderon. Das Fest; der Schüler; das Argument über den Logos; daß er sich dem bösen Feinde verkauft und ihm nachher seine Macht bestreitet; seine Tracht als Kavalier mit der Feder; der Zauberspiegel — dies Alles ist von Cyprian. Jenes magico prodigioso muß lesenswerth sein, und doch weiß Niemand etwas davon, außer Ihnen und Shelley. Ferner ist die Vision ähnlich der in Marlowe's „Faust“. Die Bettscene ist aus „Cymbeline“; die Serenade ist eine Uebersetzung der Ophelia's in „Hamlet“, und namentlich ist der Prolog aus „Hiob“, dem ersten Drama der Welt und vielleicht dem ältesten Gedicht.“

Goethe aber äußerte, als Eckermann dies tadelnd zur Sprache brachte: „Lord Byron ist nur groß, wenn er dichtet; sobald er reflektirt, ist er ein Kind. So weiß er sich auch gegen dergleichen ihn selbst betreffende unverständige Angriffe seiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte sich stärker dagegen ausdrücken sollen. Was da ist, das ist mein! hätte er sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel; es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte!“

Die in Rede stehende Vergleichung hatte Henry Crabb Robinson auch bei Goethe zur Sprache gebracht. Von diesem Engländer sagt Clemens Brentano in einem Briefe an Bostel in Wetzlar:

„Nun kommt dieser Welthanswurst, der Robinson, und will von mir profitiren;“ — und Diel, der Verfasser der Biographie Bren-

tano's, bemerkt zu dieſer Stelle: „Robinſon war ein engliſcher Juriſt, damals noch Studioſus, der die ſeltſame Grille hatte, alle berühmten Leute und Genies aufzuſuchen und mit ihnen Bekanntſchaft zu machen.“ — In Goethe's Hauſe ſtand dieſer Engländer aber in hohem Anſehen; Goethe ſelber berichtet in einem Briefe an Zelter ſehr ausführlich über einen wiederholten Beſuch deſſelben im Jahre 1829 und nennt ihn „eine Art von Miſſionär für engliſche Poeſie“.

Aus jener Unterredung theilt Robinſon (Diary, Reminiscences and Correspondence of Henry Crabb Robinson, London 1869) unter Anderem Folgendes mit: „Ich äußerte meinen Unwillen über die Vergleichung, die man allgemein zwiſchen ‚Manfred‘ und ‚Fauſt‘ machte. Ich bemerkte: ‚„Fauſt“ bleibt nichts übrig, als ſeine Seele dem Teufel zu verſchreiben, nachdem er alle Hülfsmittel des Wiſſens erſchöpft hatte; „Manfred“ aber hatte nur einen armſeligen Grund; — ſeine Leidenſchaft für Aſtarte.‘ — „Das iſt wahr,“ entgegnete Goethe lachend. Dann kam er wieder auf den unbezähmbaren Geiſt „Manfred's“ zu ſprechen. Selbſt zuletzt iſt er noch nicht beſiegt. Kraft in allen ſeinen Formen. Goethe hat Achtung davor. Darin ſtimmt er mit Carlyle überein. Die Unverſchämtheit in Byron's Satyre fühlte er und freute ſich darüber. Ich meinte, der ‚mißgeſtaltete Umgeſtaltete‘ ſei wirklich eine Nachahmung des „Fauſt“ und ich freute mich, daß Goethe dieſes Stück beſonders lobte.“ —

Merkwürdiger Weiſe bezog ſich Byron, wenn die Rede auf einen Vergleich mit Goethe kam, viel mehr auf ſeinen „Cain“, als auf „Manfred“. — „Was würden die engliſchen Methodiſten zu Goethe's „Fauſt“ ſagen?“ äußerte er zu Medwin. „Sein Teufel ſpricht nicht nur ſehr vertraulich *über* den Himmel, ſondern auch *in* demſelben. Was würden ſie von den Unterredungen zwiſchen „Mephiſtopheles“ und ſeinem Schüler denken oder über die noch vermeſſenere Sprache des Prologs, welche Keiner jemals zu überſetzen wagen wird? Und doch wird dieſes Stück in Deutſchland nicht nur geduldet und bewundert, ſondern auch aufgeführt. Sind die Deutſchen etwa eine weniger ſittliche Nation, als wir? Ich bezweifle es ſehr. „Fauſt“ an ſich iſt kein ſo ſchöner Gegenſtand, wie „Cain“. Er iſt ein großartiges Myſterium. Das Zeichen, welches dem „Cain“ angethan wurde, iſt ein erhabener,

düsterer Akt. Goethe würde mehr daraus gemacht haben, als ich gethan habe."

Byron erfuhr indessen nicht ohne Freude, daß man in Deutschland, daß namentlich Goethe auf seine Produktionen aufmerksam geworden sei. „Man sagt mir auch" — schreibt er an Murray — „von großen litterarischen Ehrenbezeigungen, die mir in Deutschland erwiesen werden. Goethe ist, wie ich höre, mein erklärter Patron und Beschützer. In Leipzig ist in diesem Jahre der höchste Preis für eine Uebersetzung zweier Gesänge von ‚Childe Harold' ausgesetzt worden. Herr Roweroft hat es mir mitgetheilt — ein großer Kenner der deutschen Litteratur und persönlicher Bekannter von Goethe. Goethe und die Deutschen finden besonderen Geschmack am ‚Don Juan', welchen sie als Kunstwerk beurtheilen. Schon früher hatte mir der Baron Lutzerode davon gesagt. Von mehreren meiner Werke sind wiederholte Uebersetzungen herausgekommen und Goethe hat einen Vergleich zwischen ‚Faust' und ‚Manfred' angestellt." — Bald darauf schreibt er an Hoppner in England: „Ich schicke Ihnen Beikommendes mit der Bitte, mir doch einige darin enthaltene Bemerkungen, deren Verfasser Goethe zu sein scheint, über den ‚Manfred' zu übersetzen — die, wenn ich nach zwei Ausrufungszeichen, welche bei uns gewöhnlich nach etwas Lächerlichem gesetzt werden und dem Worte ‚hypochondrisch' urtheilen darf, nichts weniger, als vortheilhaft für mich sind. Ich würde mich allerdings darüber ärgern, denn ein beifälliges Wort von Goethe würde mich stolz gemacht haben; meine Meinung über ihn ändere ich aber darum doch nicht, und sollte er auch unartig gewesen sein." Von dem Urtheil in Kenntniß gesetzt, schickt er die Kritik an Murray mit den Zeilen: „Beiliegend finden Sie das Urtheil des größten Mannes in Deuschland, vielleicht in Europa, über einen der großen Charaktere Ihrer litterarischen Anzeigen — kurz, jene Kritik von Goethe über ‚Manfred'. Da haben Sie das Original, eine englische Uebersetzung und eine italienische; bewahren Sie sie alle in Ihren Archiven; denn die Urtheile eines Mannes, wie Goethe, mögen sie nun ungünstig sein oder nicht, sind immer interessant, und dieses um so mehr, da es günstig ist."

Das Urtheil Goethe's, welches er uns selber in „Kunst und

Alterthum" überliefert hat, litt an dem Hauptfehler, daß darin der Charakter, die Erdichtungen und übertriebenen, sogar naturwidrigen Vorstellungen, welche über das abenteuerliche Leben Byron's in Deutschland verbreitet worden, als Wahrheit geglaubt und behufs der Charakteristik des englischen Lords als Thatsachen angeführt waren.

Indessen war ein näheres Verhältniß zwischen beiden Dichtern angebahnt. Goethe war von Byron's Geiste von Anfang an angezogen worden, hatte das ununterbrochene Fortschreiten seines Genius aufmerksam verfolgt und sich auch in seiner Bewunderung nicht irre machen lassen, obgleich ihn die mißmuthige Leidenschaftlichkeit des englischen Dichters wesentlich störte. Byron sprach sich stets voll Bewunderung und Hochachtung über Goethe aus. „Ueber nichts beneide ich Lewes so sehr, als darum, daß er den ‚Faust', dieses erstaunliche Produkt, im Original lesen kann," — sagte er zu Medwin. Und ein anderes Mal: „Ich beabsichtige, den ‚Werner' Goethen zu widmen. Ich betrachte ihn als das größte Genie, das unser Zeitalter hervorgebracht hat. Alles was ich über ihn höre, erweckt mein größtes Interesse und ich schmeichle mir mit dem Gedanken, daß zwischen unsern Charakteren und Schriften einige Aehnlichkeit herrscht. Er interessirt mich so sehr, daß ich Denjenigen, der für mich seine Memoiren übersetzen würde, 100 Pfund Sterling bot. Shelley hat mir zuweilen Stellen daraus vorgetragen. Er scheint sehr abergläubig zu sein und glaubt an die Astrologie, — wenigstens früher, denn er war noch sehr jung, als er den ersten Theil seines Lebens schrieb. Ich gäbe die Welt darum, wenn ich den ‚Faust' im Original lesen könnte. Ich drang in Shelley, er sollte ihn übersetzen; der sagte aber, der Uebersetzer des ‚Wallenstein' wäre die einzige lebende Person, welche den Versuch wagen dürfe; er hätte deswegen an Coleridge geschrieben, aber vergeblich."

Als Byron die ihm bekannt gewordene Theilnahme des deutschen Dichters endlich mit einer schmeichelhaften Zueignung des „Sardanapal" erwiderte, war Goethe freilich kein Prometheus und kein Titan mehr. Er hatte sich die Hörner abgelaufen, oder — wie die Engländer sich ausdrücken — seinen wilden Hafer gesäet. Während sich der englische Lord in Italien mit der österreichischen Polizei ärgerte, seine Hunde und Papageien abrichtete, seine Pferde müde ritt, sich duellirte, mit

italienischen Gräfinnen schwärmte, mit den Carbonaris sympathisirte und endlich, für die Befreiung Griechenlands erglühend, seine Habe veräußerte, um Schwerter, Flinten und Pulver und Blei zu kaufen — saß der Altmeister der deutschen Poesie am Frauenplan zu Weimar, dem lieblich-friedlichen Städtchen, in seinem engen, behaglichen Hinterzimmer, büstelte mit Heinrich Meyer über „Kunst und Alterthum", schrieb an den mysteriösen „Wanderjahren" und hängte dem prometheischen ersten Theil des „Faust" einen zweiten symbolischen Theil an, den er selber für „incommensurabel" erklärte; einigen Aerger machte ihm nur der Weimarsche Landtag, der — unerhört — eine Rechnungsablage von ihm verlangte. Von der Titanen-Natur war dem alten Weisen nichts geblieben und auch der glühende Liebestraum der Jugend, seine Werther-Lotte, war — als ob alles Vergängliche auf ein Gleichniß zurückgeführt werden sollte — als ehrwürdige Greisin zu Besuch in Weimar eingetroffen.

Der englische Dichter schickte Goethen eine handschriftliche Zueignung des „Sardanapal" mit der ehrenvollen Anfrage, ob sie dem Trauerspiel vorausgeschickt werden dürfe. Die Zueignung wurde dankbar angenommen, der „Sardanapal" erschien jedoch ohne diese Widmung, woran, wie wir aus einem Briefe Byron's ersehen, der Verleger Murray schuld war. Er schreibt an diesen: „Was Sie von Ihrem schlechten Gedächtniß sagen, so kann ich nur die Bemerkung machen, daß Sie die Zueignung des „Sardapanal" an Goethe unterschlagen haben, welches mir gar nicht lieb gewesen ist und ich wünschte, daß dergleichen in Zukunft vermieden würde." — Goethe gelangte erst am 26. März 1826 in den Besitz der Dedikation des „Sardanapal" und zeigte sich dabei in der heitersten und herzlichsten Stimmung.

Byron gab einen neuen Beweis seiner Freundschaft durch die Zueignung von seinem Trauerspiel „Werner": „Dem hochverehrten (illustrious) Goethe wird dieses Trauerspiel von einem seiner ergebensten Bewunderer zugeeignet." — Die Zueignung des „Sardanapal" lautete: „Ein Fremder erdreistet sich, dem hochberühmten Goethe, ein litterarischer Lehnsträger dem Lehnsherrn, dem ersten der lebenden Schriftsteller, welcher die Litteratur seines eigenen Landes geschaffen und die Europas verherrlicht hat, seine Huldigung darzubringen. Das unwürdige

Werk, welches der Verfasser ihm zu widmen wagt, trägt den Titel ‚Sardanapalus'."

Die Zueignungsschrift, welche Byron mit dem „Faliero" an Goethen schickte, ist Letzterem nicht zu Händen gekommen. Thomas Moore giebt einen Auszug aus dem höchst originellen Schriftstück:

„Zueignung an Baron Goethe!

Mein Herr!

„In dem Anfange einer neulich erschienenen deutschen Uebersetzung eines englischen Werkes, die zu Leipzig herausgekommen ist, wird ein Urtheil von Ihnen über die englische Poesie folgendermaßen angeführt: daß in der englischen Poesie ein hohes Genie, universelle Kraft, ein Gefühl von Tiefe mit hinreißender Zartheit und Stärke zu finden sind, daß dies Alles aber auch den Dichter nicht ausmacht u. s. w.

„Es thut mir leid, wenn ich einen großen Mann in einem großen Irrthum befangen sehe. Diese Ihre Meinung beweiset nur, daß das Lexikon von zehntausend lebenden englischen Schriftstellern nicht in's Deutsche übersetzt worden ist. Sie werden in der Uebersetzung Ihres Freundes Schlegel den Dialog in ‚Macbeth' gelesen haben:

Es sind zehntausend!

Macbeth. Gänse, Schuft?

Antwort. Schriftsteller.

„Es wird ferner von Ihnen behauptet, der ‚vorherrschende Charakter der ganzen Gesammtheit der jetzigen englischen Dichter sei Ueberdruß am Leben und Verachtung desselben'. Allein ich bin eher der Meinung, daß Sie selber durch ein einziges prosaisches Werk eine größere Lebensverachtung hervorgebracht haben, als alle Bände englischer Poesie, die jemals geschrieben worden sind. Frau von Staël sagt, ‚Werther hätte mehr Selbstmorde verursacht, als das schönste Weib in der Welt,' und ich glaube steif und fest, daß er mehr Menschen aus der Welt geschafft hat, als Napoleon selbst, — ausgenommen in seinem eigentlichen Handwerk. Vielleicht, verehrtester Herr, hat das bittre Urtheil, das ein berühmtes nordisches Journal über Sie besonders und über die Deutschen im Allgemeinen gefällt hat, bei Ihnen eine abgünstige Stimmung gegen englische Poesie sowohl, wie gegen Kritik erweckt. Aber an unsere Recensenten müssen Sie sich

nicht kehren, die im Grunde herzensgute Seelen sind, wenn man bedenkt, daß sie auf ihrer Richterbank viel Wesens von den Gesetzen machen und im Leben selber keine Notiz davon nehmen. Niemand kann ihr übereiltes und unbilliges Urtheil mehr bedauern, vorzüglich in Hinsicht Ihrer, als ich; und so habe ich mich auch zu Copet im Jahre 1816 gegen Ihren Freund Schlegel geäußert. — Da ich Sie, wie ich mit der herzlichsten Innigkeit sagen darf, mit allen Ihren Landsleuten und den meisten anderen Nationen bei weitem als den ersten litterarischen Charakter betrachte, der in Europa seit Voltaire's Tode existirt hat, so liegt mir noch daran, Ihnen nachstehendes Werk zueignen zu können — nicht, als ob es eine Tragödie oder auch nur ein Gedicht wäre, sondern nur als Zeichen von Hochschätzung und Bewunderung eines Fremden gegen den Mann, der in Deutschland als der ‚große Goethe' gefeiert wird."

Wie hoch Goethe den englischen Dichter schätzte, geht aus vielen seiner Briefe und namentlich aus den Gesprächen mit Eckermann hervor. Auch Robinson theilt viele lobende Aeußerungen Goethe's über Byron mit. „Es sind keine Flickwörter in seinen Gedichten," sagte er unter Anderem. — „Zu meiner Befriedigung," erzählt Robinson, „zog Goethe ‚Himmel und Erde' allen anderen ernsten Gedichten Byron's vor, wenngleich es fast satirisch klang, als er ausrief: ‚Ein Bischof könnte es geschrieben haben.' Dann fügte er hinzu: „Byron sollte gelebt haben, um seinen Beruf zu erfüllen: das alte Testament dramatisch darzustellen. Welch' ein Gegenstand wäre der Thurm von Babel unter seiner Behandlung geworden!" In Bezug auf das alte Testament lobte Goethe auch Byron's Anschauungen von der Natur: „Sie sind ebenso tief wie poetisch. Er hatte nicht, wie ich, ein langes Leben dem Naturstudium gewidmet und doch finde ich in seinen ganzen Werken nur zwei oder drei Stellen, die ich geändert wünschte."

Alles, was auf sein Verhältniß zu Byron Bezug hatte, verwahrte Goethe in einem rothen Portefeuille, das er heilig hielt. „Die Engländer," — sagte er — „mögen auch von Byron halten, was sie wollen, so ist doch so viel gewiß, daß sie keinen Poeten aufzuweisen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er ist anders als alle Uebrigen und meistentheils größer. Er ist ein großes Talent, ein geborenes,

und die eigentlich poetiſche Kraft iſt mir bei Niemanden größer vorgekommen, als bei ihm. In Auffaſſung des Aeußeren und klarem Durchblick vergangener Zuſtände iſt er ebenſo groß wie Shakeſpeare.“ — Doch bedauert Goethe ſeine zügelloſe Leidenſchaftlichkeit, ſeine rückſichtsloſe, fortſchreitende Oppoſition, ſeine Trennung vom Herkömmlichen — dies Alles habe ihn nicht allein perſönlich zu Grunde gerichtet, ſondern auch ſein Talent unentwickelt gelaſſen und ſeinen vortrefflichen Dichtungen eine unbehagliche, negative Seite verliehen. Wenn Goethe die politiſch-polemiſchen Stellen in Byron's Gedichten „verhaltene Palamentsreden“ nennt, ſo mag dieſe Bezeichnung richtig und charakteriſtiſch genug ſein, indeſſen verdanken wir dieſen verhaltenen Parlamentsreden eine ebenfalls ſchätzbare Seite Byron's, und wir Neueren wiſſen ihn, beſſer als Goethe, als den erſten und größten politiſchen Dichter zu würdigen.

Goethe's Abſicht, dem ausgezeichneten Mann für die Beweiſe ſeiner Freundſchaft ſein eigenes herzliches Wohlwollen auszuſprechen, wurde ſchneller in's Werk geſetzt, als ein junger Engländer, Sterling mit Namen, im Frühjahr 1823 auf einer Reiſe von Genua nach Weimar ein Empfehlungsſchreiben von Byron's Hand überbrachte und ſich zugleich das Gerücht verbreitete, der Lord wolle Europa verlaſſen. Goethe ſchickte durch Sterling die folgenden Verſe:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelſten zu wandern;
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.

Wie ſoll ich Dem, den ich ſo lang begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne ſagen?
Ihm, der ſich ſelbſt im Innerſten beſtreitet,
Stark angewohnt, das tiefſte Weh zu tragen.

Wohl ſei ihm doch, wenn er ſich ſelbſt empfindet!
Er wage ſelbſt, ſich hoch beglückt zu nennen,
Wenn Muſenkraft die Schmerzen überwindet,
Und wie ich ihn erkannt, mög' er ſich kennen.

Die ganze Auslaſſung Goethe's über ſein „Lebensverhältniß zu Byron“, welche in ſeinen Werken enthalten iſt, theilt Medwin aus einem Briefe Goethe's mit, am 16. Juli 1824 aus Weimar an ihn

gerichtet. Auch des Schicksals jener obigen Verse wird darin erwähnt. Der poetische Gruß gelangte nach Genua, als Byron schon abgesegelt war. Stürme zwangen ihn jedoch, in Livorno zu landen, wo er Goethe's Gedicht empfing und mit einem „reinen, schön gefühlten Blatt" erwiderte.

Im 2. Theil des „Faust" hat Goethe dem so früh dahingeschiedenen Freunde ein Denkmal gesetzt. An der Stelle, wo der geflügelte „Euphorion", der Sohn, welchen die griechische Helena dem „Faust" geboren hatte, sich in die Lüfte schwingt und gleich darauf zu der Eltern Füßen niederstürzt, findet sich die eingeklammerte Stelle zur Scenirung: „Man glaubt, in dem Todten eine bekannte Gestalt zu erblicken; doch das Körperliche verschwindet sogleich, die Aureole steigt wie ein Komet zum Himmel auf; Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen." — Das gottgeweihte Kind Euphorion soll durch Gestalt und frühen Tod an Byron erinnern. Daran schließt sich unmittelbar der Gesang des Chors, welcher offenbar als ein Trauergesang für Byron gelten muß.

VIII.

Iſt Goethe ein Plagiarius Lorenz Sterne's?

Der Franzoſe Alfred Hédouin, der eine Lebensgeſchichte Goethe's, eigentlich eine franzöſiſche Bearbeitung der Lewes'ſchen Biographie, herausgegeben hat, weiſt in einem Anhange nach, daß Goethe vier Seiten wörtlich aus einem Werke von Lorenz Sterne entlehnt hat.

Bei dieſer Gelegenheit iſt es wohl am Orte, auf die Frage über Plagiate genauer einzugehen oder wenigſtens zu hören, wie nicht nur Goethe ſelbſt, ſondern auch wie einige der größten Schriftſteller ſich darüber ausgeſprochen haben. Molière ſagt: „C'est mon bien et je le prends partout où je le trouve.“ La Bruyère äußert ſich dahin: „Le choix des pensées est invention;“ und Alexander Dumas: „Der Mann von Genie ſtiehlt nicht, er erobert, er macht die eroberte Provinz zu einem Anhängſel ſeines Reichs, er ſchreibt ihr ſeine Geſetze vor, er bevölkert ſie mit ſeinen Unterthanen, er breitet ſein goldenes Scepter über ſie aus; und Keiner, der ſein ſchönes Reich beſchaut, wird es wagen, ihm zu ſagen: dieſer Strich Landes gehört nicht zu deinem Erbreich!“ Wenn dieſes Urtheil von einem „Vielſchreiber“ nicht Geltung haben ſollte, ſo mag Lamartine mit ſeiner Anſicht eintreten: „Das Genie vermag nicht zu ſchaffen, es kopirt nur; die

schöpferische Kraft hat Gott in Allem sich vorbehalten. Homer, mit der umfassendsten und durchdringendsten Einbildungskraft begabt, die nur jemals die Natur geschildert und das Gefühl des menschlichen Herzens aufgeregt hat, war nichts Anderes, als ein vollkommener Kopist." Byron, der im Allgemeinen, nach der Art der Engländer, ein enges Gewissen über die Eigenthumsfrage hatte und den Goethe'schen, sowie den Marlowe'schen „Faust" „zum Teufel wünschte", weil ihm vorgehalten wurde, er habe daraus für seinen „Werner" kompilirt, äußerte sogar einmal gegen Moore: „Es ist nur ein Buch, woraus ich ein wenig stehlen will, wie ich es immer mache, wenn ich kann; auf diese Weise bin ich zu dem Rufe eines Originaldichters gekommen."

Aber auch unsere deutschen Autoren haben sich über das Gedankenprivilegium in ähnlicher Weise ausgesprochen. Der ehrliche Vieth schreibt in seinem „Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen": „Es ist mir oft eingefallen, zu wünschen, daß die Grenzlinien zwischen Nachdruck, Plagium und erlaubtem Entlehnen deutlicher möchten bestimmt sein, damit man wüßte, wie weit man mit gutem Gewissen in letzterem gehen dürfe, um nicht in die ersteren zu gerathen. Jeder, der in historischen Dingen nicht als Augenzeuge oder aus unmittelbaren Berichten schreibt, muß nothwendig Sachen schreiben, die schon anderswo stehen; wenn er aber zerstreute Data zu einem gewissen Zweck unter einen Gesichtspunkt zusammenstellt, ohne fremdes Eigenthum für das seinige auszugeben, und nicht bloß seine Hand, sondern, soviel es die Natur der Sache zuläßt, auch seinen Kopf braucht, so darf er wohl nicht befürchten, daß jenes gefährliche Licht auf ihn fallen werde." „Fast Alles," sagte Wieland zu Böttiger, „läßt sich bis auf die entferntesten Perioden des Menschengeschlechts zurückführen. Woher nahmen die Mauren den Stoff der contes und fabliaux, woraus die Provençalpoesie und später die romantische Epopoe der Italiener hervorging? Haben nicht Shakespeare und Milton fast allen Stoff entlehnt? Woher nahm Homer seinen Stoff? Es müssen einmal in Asien Menschen gelebt haben, deren Schicksale die ersten Keime der Fabel geworden sind. Nebenbei mögen auch Träume Stoff für Wachende gewesen sein. Ich habe selbst einige

Träume der Art gehabt. Aber die Bearbeitung des Stoffes ist die wahre Erfindung." Von neueren Litteraten führen wir Arnold Ruge an: „Die Gedanken sind kein gemeines Mein und Dein.. Die Vernunft ist allgemein, wie die Gedanken dazu bestimmt sind, Gemeingut zu sein." Auch Heine, dem es doch an keckster Originalität am Wenigsten fehlte, schreibt in der Einleitung zu den „Göttern im Exil": „Was ich sagte, war keine Novität und befand sich längst gedruckt in den ehrwürdigen Folianten und Quartanten der Kompilatoren und Antiquare, in den Katakomben der Gelehrsamkeit. Aus solchen Grüften und Beinhäusern habe ich die Gedanken wieder zum wirklichen Leben heraufbeschworen durch die Zaubermacht des allgemein verständlichen Worts und durch die Schwarzkunst eines klaren, gesunden, volksthümlichen Styls."

Niemand konnte aber unumwundener und naiver über diese Angelegenheit denken, als Goethe, und wohl aus dem Grunde, weil er selbst ein Krösus im Reiche der Gedanken war. Wenn er nahm, so ehrte er den Beraubten, und wenn er Sterne wirklich geplündert hätte, so könnte er an Werth nicht verloren, Sterne aber an litterarischem Ruhm nur gewonnen haben. Oder will man es etwa auch dem unerreichbaren Beethoven vorwerfen, daß er im Op. 108 schottische Lieder für sein Eigenthum ausgab, daß er sich im scherzo der „Eroica" ein altes Soldatenlied und anderswo das alte Biertrinkerlied „Ich bin liederlich" zueignete? „Die sämmtlichen Narrheiten von Prä- und Postoccupationen, von Plagiaten und Halbentwendungen," schreibt Goethe an Zelter, „sind mir so klar und erscheinen mir läppisch. Denn was in der Luft ist und was die Zeit fordert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entspringen, ohne daß Einer dem Andern abborgt. Aber hier wollen wir Halt machen, denn es ist mit dem Streit über Priorität, wie über Legitimität: es ist Niemand früher und rechtmäßiger, als Wer sich erhalten kann." Mündlich äußert er sich zu Riemer: „Geschmack ist überhaupt der Charakter des neuesten Zeitraumes — ich möchte es nicht ableugnen, so wenig, wie bei Rafael: denn dieser braucht früher erfundene Motive als die rechten und wahren, aber mit dem höchsten Geschmack, und statt des Religiösen hat er die Weisheit oder die Einsicht in Welt und Menschheit, und wenn er

Erfindung hat, so hat er sie auf dieser Seite." Und zu Eckermann ausführlich in Bezug auf sich selbst: „Ich darf wohl von mir selbst reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei gethan und zu Stande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben? Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornirte, Kindheit und Jugend, wie das reife Alter; Alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu thun, als zuzugreifen und das zu ernten, was Andere für mich gesäet hatten." Ueber Originalität spricht er sich zu demselben Freunde folgendermaßen aus: „Man spricht immer von Originalität, allein was will das sagen? Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns zu wirken, und das geht so fort bis an's Ende. Und überall! Was können wir denn unser Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen? Wenn ich sagen könnte, was ich Alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bleibt nicht viel übrig." In einem Gespräche mit Eckermann über Byron vollends zeigt er seine Karten ganz offen: „Ich habe," sagt er, „alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtentheils nicht einmal gelesen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den ‚Faust' machte. Aber Lord Byron ist nur groß, wenn er dichtet; sobald er reflectirt, ist er ein Kind. So weiß er sich auch gegen dergleichen ihn selbst betreffende unverständige Angriffe seiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte sich stärker dagegen ausdrücken sollen. Was da ist, das ist mein! hätte er sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel; es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Scene meines ‚Egmont', und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verstand

geſchah, ſo iſt er zu loben. So auch hat er den Charakter meiner ‚Mignon‘ in einem ſeiner Romane nachgebildet, ob aber mit ebenſo viel Weisheit? iſt eine andere Frage. Lord Byron's verwandelter Teufel iſt ein fortgeſetzter ‚Mephiſtopheles‘, und das iſt recht! Hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es ſchlechter machen müſſen. So ſingt mein ‚Mephiſtopheles‘ ein Lied von Shakeſpeare und warum ſollte er das nicht? Warum ſollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakeſpeare eben recht war und eben das ſagte, was es ſollte? Hat daher auch die Expoſition meines ‚Fauſt‘ mit der des ‚Hiob‘ einige Aehnlichkeit, ſo iſt das wiederum ganz recht und ich bin deswegen eher zu loben, als zu tadeln.“

Klopſtock hatte Goethe ſchon früher auf die Finger geſehen, und wohl nicht ohne Eiferſucht auf den jungen Mann, der ſo haſtigen Schrittes den Parnaß hinaufſchritt, um ſich vielleicht gar über ihn ſelbſt zu ſtellen, ſchreibt er an Herder: „Goethe iſt ein gewaltiger Nehmer. So hielt er es mit dem Leben, das ‚Götz‘ z. B. von ſich ſelbſt geſchrieben hat.“

In dem vorliegenden Falle handelt es ſich aber nicht um Entlehnung eines Stoffes, nicht um Aneignung irgend eines Gedankens, ſondern um das Plagiat an einer ganzen Reihe von Ausſprüchen aus Lorenz Sterne's „Koran“, welche Hédouin unter Goethe's „Maximen und Reflexionen“ im 3. Bande der Ausgabe von 1853 gefunden hat und einzeln anführt. Mancher wird hier den „Koran“ zum erſten Mal unter den Werken Sterne's nennen hören, und es hat damit auch ſeine eigene Bewandtniß. Der Koran erſchien unter Sterne's nachgelaſſenen Werken im Jahre 1775, ſieben Jahre nach dem Tode des Verfaſſers, doch wurde er in keine der engliſchen Ausgaben von Sterne's vollſtändigen Werken aufgenommen. Die Echtheit des Werks haben Goethe und auch Jean Paul in ſeiner Einleitung zur „Aeſthetik“ nicht weiter in Frage geſtellt. Dagegen erhoben ſich Zweifel gegen ſeine Authenticität in England und in Frankreich, wo es bei Goſſelin zuerſt in Bruchſtücken 1818 unter dem Titel „Mémoires et Pensées“ und 1841 als „Pensées diverses“, in einer vollſtändigen Ueberſetzung von Hédouin erſt im Jahre 1853 erſchien. Die Einwände, welche

dagegen erhoben wurden, sind schwach und stützen sich nur auf moralischen Eigensinn: man will Sterne nicht eines so gottlosen Werkes für fähig erachten. In diesem Sinne ist die Echtheit des „Koran" von Barbey d'Aurevilly in der „Patrie" angefochten worden und Fitz-Gerald erklärt ihn in seiner Biographie Sterne's (London, 1864) geradezu für einen groben Betrug. Dagegen fällt die Anerkennung seitens Chasles', Jules Janin's („Essai sur les ouvrages de Sterne") und Balzac's („Physiologie du mariage, méditation XVIII"), namentlich aber die Würdigung des Werks seitens zweier der geistreichsten Deutschen entschieden zu Gunsten desselben in's Gewicht.

Die genau übereinstimmenden Stellen finden sich bei Goethe in der Ausgabe von 1853 im 3. Bande, Seite 232—234, 239; in der Ausgabe von 1833 im 49. Bande, Seite 119—122, 127—128; im „Koran", 2. Theil, Seite 140, 142, 171, 172, 179, 182, 184, 187, 188, 191, 198, 201.

Aus der Vergleichung sieht man, daß es mit Hébouin's Behauptung seine Richtigkeit hat: jene unter Goethe's „Reflexionen und Maximen" aufgeführten Sätze gehören nicht unserm deutschen Dichter und Weisen, sondern dem Verfasser des „Koran" an. Dennoch erkennt jeder Unparteiische auf den ersten Blick, daß hier kein Plagiat begangen sein kann. Goethe würde vielleicht ebenso, wie er von Shakespeare entlehnte, nicht Anstand genommen haben, eine Figur von Sterne in seine Schilderungen zu verweben, einen treffenden Gedanken eines Andern an eine entscheidende Stelle zu setzen, oder einen originellen Ausdruck in seine Diktion aufzunehmen; es konnte ihm aber nicht einfallen, einer Gruppe prosaisch ausgedrückter Gedanken eine ganze Serie fremder Reflexionen einzureihen. Was Hébouin am Schlusse seines Appendix als eine Möglichkeit vermuthet: daß nämlich jene dem „Koran" entlehnten Gedanken sich unter Goethe's nachgelassenen Papieren befunden haben und von den Herausgebern, welche mit der Quelle unbekannt waren, ihm als Eigenthum zugeschrieben worden seien: diese Vermuthung gestaltet sich bei uns zur Ueberzeugung, wenn wir erwägen, was Hébouin nicht gewußt hat, daß nämlich jene „Reflexionen" in der That nicht von Goethe veröffentlicht worden sind, sondern sich zuerst im 9. Bande der nachgelassenen Werke finden.

Sie wurden ohne Zweifel unter Originalschriften, untermischt mit allerlei solchen Notizen, Auszügen und Collectaneen gefunden, welche auch Goethe nicht entbehren konnte, wenngleich unsere neuesten Genies über dergleichen Hülfsmittel die Achsel zucken; daß die Herausgeber des Nachlasses den „Koran" von Sterne gar nicht oder nicht genau gekannt haben, ist ihnen zu verzeihen, obschon bereits 1778 eine deutsche Uebersetzung des „Koran" von Bode bei Herold in Hamburg erschienen war, sie außerdem wohl durch einen Fingerzeig hätten auf die richtige Quelle geleitet werden können. Dicht hinter den angeführten Stellen des „Koran" findet sich nämlich ein Urtheil Goethe's über Sterne:

„Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das 19. Jahrhundert erführe, was wir ihm schuldig sind, und einsieht, was wir ihm schuldig werden können" —, und nach wenigen eingeschobenen Maximen fährt er fort: „Lorenz Sterne war geboren 1715, starb 1768. Um ihn zu begreifen, darf man die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen; dabei hat man wohl zu bedenken, daß er Lebensgenosse Warburton's gewesen." Und so läßt er sich des Weiteren angelegen sein (S. 124—126), die Eigenheiten des englischen Humoristen, seinen Wechsel von Ernst und Scherz, seine Heiterkeit, Genügsamkeit und Duldsamkeit lobend hervorzuheben.

Herr Direktor Schuchardt in Weimar, Goethe's letzter Sekretär, mit welchem wir jene Fragen erörterten, war ebenfalls der Meinung, daß der ganze Hergang der Sache auf diese Weise zu erklären sei, wenngleich er nicht in Abrede stellte, daß Goethe über das Gedankeneigenthumsrecht die freimüthigste Ansicht gehegt habe.

Damit wäre denn wohl jene Plagiatfrage zu Gunsten unsers Dichters entschieden. Wir haben in einem Feuilleton-Artikel in Nr. 10 der „Blätter für litter. Unterhaltung" von 1869 die Goethe'schen Maximen mit einer englischen Originalausgabe des „Koran" (The Koran, Vienna 1798) verglichen und die beiden Texte neben einander gestellt; G. von Loeper, in der Ausgabe „Goethe's Sprüche in Prosa" (Berlin, 1870), hat dieselben in den Anmerkungen, pag. 106—117, beigefügt.

IX.

Die Kritik der Goethe'schen Texte.

Während die Franzosen und Engländer ihre klassischen Schriftsteller als Urquellen der nationalen Geistesbildung mit immer emsigerer Sorgfalt ausstatten, müssen wir Deutschen uns leider gestehen, daß gerade die Werke unserer Dichter, welche aus den Händen eines Geschlechts in die des andern übergehen, lange Zeit an schlimmer Verwahrlosung leiden. Goethe, dem diese Unbill in besonderem Maße widerfahren, ohne daß er selbst eine Ahnung davon hatte, äußert in dem Aufsatze über „Hör-, Schreib- und Druckfehler" mit vollem Recht: „Die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, steht in diesem Punkte leider allen übrigen nach, die sowohl in schönem, prächtigem Druck, als, was noch mehr werth ist, in einem fehlerfreien Ehre und Freude setzen."

Um in diesem Chaos der Textverunglimpfungen auf's Reine zu kommen, bedarf es sicherlich noch einer jahrelangen Thätigkeit auf dem Gebiete der Bibliographie und der Textkritik. Zu letzterer gehört das Auge eines denkenden Philologen, der, ohne Ueberhebung, sich der bescheidenen und sorgsamen Thätigkeit unterzieht, die Güter des Autors aus ihrer Beschädigung wieder herzustellen. Eine solche kritische Arbeit findet freilich ihren Lohn nur in sich selbst, indem der Kritiker sich dem Autor, dessen Werken er seine Arbeit widmet, näher gerückt fühlt

und, das Schöne auf den verlassenen Platz zurückführend, tiefer, als Andere, in das Wesen der poetischen Schöpfungen eindringt. Vor siebenzehn Jahren erschienen zwei verdienstvolle Schriften über die Kritik und die Grundlagen der Texte Goethe'scher und Schiller'scher Werke. Für die kritische Bearbeitung des Schiller'schen Textes hatte Joachim Meyer — dessen „Beiträge zur Feststellung des Schiller'schen Textes" (Nürnberg, 1858—60) leider nicht in den Buchhandel gekommen sind — schon im Einzelnen viel Verdienstliches geleistet, für die Schiller'sche Bibliographie haben Hartung, Wentzel und Wurzbach von Tannenberg theils Verzeichnisse der Originalausgaben und Nachdrucke, theils der gesammten Schillerlitteratur veröffentlicht; ähnliche Arbeiten wurden durch das Schiller-Jubiläum 1859 hervorgerufen. Ein besonders verdienstvolles Werk ist aus dem Nachlasse Paul Trömel's veröffentlicht worden, unter dem Titel: „Schiller-Bibliothek. Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Schiller'schen Werke bilden" (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Paul Trömel, dessen Wirksamkeit das Brockhaus'sche ausländische Sortimentsgeschäft und Antiquarium seine Belebung wesentlich mit verdankt und der sich auf seinen Reisen in Deutschland, Frankreich, England, Belgien und Holland schätzbare Kenntnisse erworben hatte, dessen „Bibliothèque américaine" und größere und kleinere Beiträge zu dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" und insbesondere dem Petzholdt'schen „Neuen Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft" rühmlichst anerkannt worden sind, hatte seit Jahren den großartigen Plan verfolgt, Materialien zu einer Bibliographie der deutschen Nationallitteratur zu sammeln. Diese Bibliographie sollte zunächst in systematischer Ordnung Alles umfassen, was über Schiller und seine Werke geschrieben worden ist und nicht nur die selbstständigen Schriften, sondern auch die in Sammelwerken und Zeitschriften enthaltenen Aufsätze, ihre Uebersetzungen und Nachdrücke berücksichtigen. Der frühzeitige Tod des verdienstvollen Mannes schnitt die Ausführung dieses größeren Werkes ab, und die „Schiller-Bibliothek" beschränkte sich auf die Aufführung derjenigen Drucke, welche für den Schiller'schen Text als Grundlage dienen müssen. Diese Arbeit, bei der Trömel

von Blohm in Kiel, Wendelin von Maltzahn in Berlin, Joachim Meyer in Nürnberg, Regierungsrath Wentzel in Dresden und Wurzbach von Tannenberg in Wien unterstützt wurde, ist mit außerordentlicher Sorgfalt ausgeführt und die Beurtheilung der verschiedenen Ausgaben, worin auch Joachim Meyer's Forschungen mitgetheilt werden, ist für die Textkritik der Schiller'schen Werke von ganz unschätzbarem Werthe.

Wenn für die Bibliographie der Goethe'schen Werke bereits in Salomon Hirzel's „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" das Wesentlichste vorlag, so begrüßten wir doch Michael Bernays' kleine Schrift: „Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes" (Berlin, Dümmler's Verlagsbuchhandlung) mit Freuden als eine der ersten, welche die Werke unseres größten Dichters in ursprünglicher Reinheit wiederherzustellen sucht.

Goethe selbst hat die Entstellung seiner Werke nicht etwa nachsichtig übersehen, sondern gar nicht einmal bemerkt. Obgleich er im hohen Alter, bei der Anzeige seiner sämmtlichen Werke, Ausgabe letzter Hand erklärte, er sei niemals geneigt gewesen, in seinen Produktionen viel zu ändern, so gilt dies nicht für die Dichtungen seiner Jugend, die er zu wiederholten Malen verbesserte und umarbeitete. Auch mochte er nicht seinen eigenen Werken jene Sorgfalt versagen, die er für das Studium der Schriften seines Freundes Wieland anempfahl, indem er zu einer Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben dieses Dichters aufforderte. Freilich konnte er sich nicht selbst zu einer Arbeit herablassen, die für jeden Anderen eine Quelle des Genusses und der Bildung hätte sein müssen; er unterzog sich allerdings der Mühe, im Jahre 1814 den „Wilhelm Meister" behufs einer neuen Ausgabe mit Riemer durchzugehen und hielt es dabei nicht für überflüssig, sogar den Gebrauch einzelner Ausdrücke umständlich zu rechtfertigen; aber die eigentliche Revision überließ er Anderen, denen er das leider unverdiente Vertrauen schenkte, daß sie die erforderliche Umsicht und Sorgfalt dabei aufwenden würden.

Für die späteren Werke Goethe's liegen die Originalausgaben der Kritik offen vor; für die Herstellung der Jugendwerke dagegen konnte nur die methodische Benutzung der ersten Ausgaben zum Zwecke führen; mehrere derselben, namentlich der „Werther", haben eine

eigene Entwickelungsgeschichte. Diezmann hat in dem „Goethe-Schiller-Museum" bereits die Verschiedenheiten zwischen der ersten Form und der späteren Bearbeitung des „Werther" nachgewiesen; Bernays, welcher durch Hirzel und Otto Jahn in Stand gesetzt wurde, die erste und zweite Auflage des „Werther" in allen vorhandenen Drucken zu benutzen, hat sich der noch verdienstvolleren Aufgabe unterzogen, in einer besonderen Ausgabe des „Werther" die Dichtung in ihren beiden verschiedenen Formen anschaulich vor Augen zu stellen, damit man gleichzeitig die allmähliche Gestaltung des Werkes und die Fortbildung des Künstlers wahrnehme.

Als Göschen nach der Ausgabe der Goethe'schen „Schriften" in acht Bänden im Jahre 1787 eine vierbändige Auflage zu geringerm Preise ohne Wissen und Willen des Autors folgen ließ, hätte man glauben sollen, daß die erste Ausgabe der zweiten als Grundlage gedient hätte; statt dessen war die letztere durch allerhand Versehen, Druckfehler und Auslassungen entstellt. Und diese fehlerhafte Ausgabe wurde für die bei Cotta 1806—8 in zwölf Bänden erscheinende Ausgabe der „Werke" als Manuskript benutzt, ihre Fehler haben sich zum Theil in den neueren Drucken erhalten, die zweite Cotta'sche Ausgabe von 1820 ist sogar die am meisten verwahrloste.

An den „Werther" anknüpfend, fragte sich Bernays: Wie geriethen die Fehler, von welchen die Originalausgaben 1774 und 1775 nichts wissen, in die Göschen'sche Ausgabe von 1787, welche eigentlich als die Vulgata anzusehen ist, und aus welcher Quelle stammt die letztere selber? Ein glücklicher Gedanke führte ihn auf den Nachdruck, den der Berliner Buchhändler Himburg von den Goethe'schen Schriften veranstaltete. Alle Verunstaltungen stammen in der That aus der dritten Auflage des Himburg'schen Nachdrucks und nahmen von dort aus ihren Weg in die erste rechtmäßige Ausgabe der Schriften von 1787 und in die noch vorliegenden Texte. Karl Goedeke und Andere haben schon die Flecken in Goethe's Liedern nachgewiesen, welche bereits vor Göschen's vierbändiger Sammlung durch den Nachdruck bewirkt worden waren; Göschen's Ausgabe leistete schon das Mögliche in der Korruption, wurde aber doch noch durch Himburg übertroffen. In seinen Nachdrucken hat sich der Text des

„Werther" und der „Stella" von einer Auflage zur anderen immer mehr verschlechtert, und aus der dritten, der fehlerhaftesten, ist der Text in die Ausgabe von 1787 übergegangen; dagegen sind „Götz" und „Clavigo" in der ersten Auflage Himburg's am schlimmsten mißhandelt. Bei der neuen Bearbeitung des „Werther" nahm Goethe nicht etwa ein gedrucktes Exemplar zur Hand, sondern hatte ein Manuskript vor sich; es war eine Abschrift des Romans, die Goethe's Schreiber nach dem Druck der dritten Himburg'schen Auflage gemacht hatte; so nahm die neue Bearbeitung alle Fehler des Nachdrucks in sich auf.

Das Resultat seiner Forschungen hat Bernays in folgenden Worten zusammengefaßt: „Der Text der großen Jugendwerke Goethe's, der uns seit etwa achtzig Jahren überliefert ist, zeigt mannigfache Verschiedenheiten von dem Texte der ersten acht Originalausgaben; diese Verschiedenheiten gereichen stets zu seinem Nachtheil; aus zwingenden inneren Gründen ist es unmöglich, den Ursprung derselben dem Dichter zuzuschreiben; vielmehr ist es unzweifelhaft dargethan, daß sie sammt und sonders aus den Himburg'schen Nachdrucken stammen; überall, wo die Entstehung der späteren Lesart aus diesen Nachdrucken sich erweisen läßt, ist demnach die ursprüngliche Lesart der Originalausgaben unweigerlich wiederherzustellen." Im weiteren Verlauf enthält Bernays' Abhandlung Emendationen zu den „Leiden des jungen Werther", zu den „Mitschuldigen", den „Wahlverwandtschaften", den „Guten Weibern", den „Briefen aus der Schweiz", zu der „Natürlichen Tochter", zu „Stella", „Clavigo", „Iphigenie auf Tauris", „Elpenor", „Wilhelm Meister's Lehrjahren", „Wilhelm Meister's Wanderjahren", „Dichtung und Wahrheit", „Mieding's Tod" und zu „Götz von Berlichingen", aus welchem letzteren wir die folgenden als Probe mittheilen. In dem kurzen Monolog Sickingen's liest die Göschen'sche Ausgabe von 1787 „denn besser!" statt „desto besser"; Götz sagt in Göschen's Ausgabe: „So kommen wir ihnen im Rücken", statt „in Rücken". Nachdem Götz Sickingen und Maria in der Kirche hat trauen lassen, bringt er darauf, daß sogleich das junge Ehepaar sich aus der so sehr gefährdeten Burg entferne; er spricht Sickingen zu: „Beredet Marie. Sie ist Eure

Frau. Laßt sie's fühlen. Wenn Weiber quer in unsere Unternehmung treten, ist unser Feind im freien Felde sicherer, als sonst in der Burg." So überliefert Göschen die Worte. Das Richtige ist: „Wenn Weiber quer in unsere Unternehmungen treten." Da sich aber Sickingen und Maria weigern, den schutzlos dastehenden Helden sogleich zu verlassen, drückt Götz seinen Willen nur noch um so entschiedener aus: „Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut' zu leben, und ihr sollt Euch von meinem Schicksal trennen." Das für die Energie der Rede unentbehrliche heut' fehlt in Göschen's Ausgabe. — Metzler treibt die Bauern mit rohen Worten an: „Ihr Hund', soll ich Euch Bein' machen! Wie sie haubern und trenteln, die Esel." Statt haubern ist in Göschen's Ausgabe von 1787 das wenig volksmäßige und zu dem Ton der übrigen Worte wenig passende zaubern zu lesen. Alle diese Fehler stammen aus dem ersten Himburg'schen Nachdruck, während der zweite und der dritte Nachdruck überall die echten Lesarten bieten.

Die Ausgabe des „Werther", mit vollständigem kritischen Apparat versehen, hat Bernays abgeschlossen, die meisten der vorliegenden Emendationen sind in die neu erschienenen „Ausgewählten Werke" Goethe's aufgenommen. Bernays' Abhandlung war eine gelungene Vorarbeit zu einer kritischen Bearbeitung der Gesammtausgabe, ja, zu einem gründlichen Studium und einer Geschichte der Goethe'schen Sprache. Seitdem ist letzter Zeit in den neuen Ausgaben von Goethe's Werken für die Text-Revision das Vorzüglichste geleistet worden. Eine neue Ausgabe erschien von Düntzer bei Hallberger in Stuttgart. Eine vortreffliche Ausgabe ist die von Schröer und Düntzer, welche in Kürschner's National-Litteratur bei Spemann erschien. Vom „Faust" sind zwei gute Ausgaben, die von Schröer bei Henniger in Heilbronn und die von Loeper, welche in der ersten Hempel'schen Ausgabe von Goethe's Werken erschien. Letztere, von Loeper, die Gedichte von Strehlke revidirt, ist ganz vortrefflich, wird aber noch übertroffen durch die prachtvoll ausgeführte zweite Auflage von Scherer und Loepel, worin auch die Gedichte von Letzterem revidirt sind.

Diese verdienstvollen litterarischen Arbeiter dienen dem Dichter nicht bloß in Aeußerlichkeiten und Geringfügigkeiten, insofern bei den

Werken unſerer Klaſſiker Schale und Kern innig mit einander verwachſen ſind, ſo daß man nur durch das Aeußere zum Innern gelangen kann; die Herausgeber der genannten revidirten Werke ſind wohl berechtigt, die Worte, womit Bernays ſeine Abhandlung ſchloß, auf ſich anzuwenden: „Auch wir, die der ſtillen, aber nie ſtillſtehenden geiſtigen Arbeit hingegeben ſind, auch wir dienen dem Vaterlande; zu ſeinem Wohl, zu ſeinem Ruhme muß Alles ausſchlagen, was wir Heilſames und Würdiges unternehmen. In der glorreichen Zeit, die über Deutſchland leuchtend heraufzuſteigen beginnt, ſoll das lebendige Fortwirken der großen Geiſter, die uns eine neue Epoche der Bildung begründet haben, allen Kreiſen unſers Volkes einen immer reicheren geiſtigen Segen bringen. Unſere Pflicht ſei es, nichts zu unterlaſſen, was dieſe ſegensvollen Einwirkungen fördern und ſichern kann. Und Der hat wahrlich keine unwürdige Aufgabe erkoren, der an ſeinem Theile daran mitarbeitet, daß die Werke unſers größten Dichters, geſchützt vor jeglicher Unbill, in reiner, unverletzter Geſtalt, ein köſtliches Erbgut, den nachkommenden Geſchlechtern überliefert werden.“

X.

Goethe's Einfluß auf die Tonkunst.

Ueber Goethe's Sinn und Verständniß für die Musik sind vielfache, ganz von einander abweichende Meinungen offenkundig geworden. Wir halten uns am besten an Dasjenige, was er selber darüber geäußert hat, ferner an Thatsachen aus seinem Leben und an die einzelnen charakteristischen Züge in seinen Dichtungen, die auf sein Verhältniß zu dieser Kunst hinweisen.

Auf Zelter's Aeußerung (Briefe I, 64): „Rameau's Neffe" habe ich gestern zum ersten Male mit großem Genusse gelesen und es hat mich nicht wenig gekränkt, daß Sie und er mehr von der Musik verstehen, als ich," — antwortet Goethe: (I, 65) „Ich kenne Musik mehr durch Nachdenken, als durch Genuß und also nur im Allgemeinen."

Als im Jahre 1796 Madame Unger ihm die neuen Lieder von Zelter übersendete, schrieb er an sie: „Musik kann ich nicht beurtheilen, denn es fehlt mir an Kenntniß der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse."

W. von Bock, in dem Werkchen „Goethe in seinem Verhältnisse zur Musik", Berlin 1871, sucht nachzuweisen, daß Goethen die Musik eine tief und treu geliebte Lebensgefährtin war.

Bezeichnend für seinen Trieb zu dieser Kunst ist die Aeußerung an Zelter in einem Briefe vom Jahre 1824, „daß er durch Rochlitzens Entwickelung des „Messias" auf wunderbare Weise wieder an Händel

herangezogen worden sei; es habe ihn an die Mozart'sche Partitur getrieben, wo er freilich nur die rhythmischen Motiven herauslesen könne, er denke aber, sich durch Eberwein's Vortrag auch dem Harmonischen zu nähern."

In den „Wanderjahren" schreibt Goethe der Musik eine erziehende Kraft zu und in der „pädagogischen Provinz" singen die Knaben bei jeder Arbeit.

In einem Briefe an Zelter vom Februar 1814 schreibt Goethe sogar, daß er eine vierstimmige Komposition der Worte „In te Domine speravi" gemacht habe, welche einer von Jomelli ähnele.

Großen Genuß, „ein dreifach Leben" — wie er schreibt, gewährte ihm die Musik, als sich der Züricher Musiker Kaiser im November 1787 zu ihm gesellte, um verschiedene seiner Singspiele in Musik zu setzen. Unter der Anleitung dieses Freundes machte er sich in Rom mit dem Styl der päpstlichen Kapelle bekannt. Unter Goethe's Leitung erhielt das Weimarische Theater den ersten Anstoß zu dramatisch-musikalischen Vorstellungen, anfänglich nur vertreten durch Dittersdorf'sche Stücke und die leichteren italienischen Opern jener Zeit. Das Verhältniß zu dem Berliner Musiker Karl Friedrich Zelter, welches schon 1796 begann, förderte Goethe's Neigung zur Tonkunst und das Verständniß derselben, namentlich der Kirchenmusik. Zu einer kunstgeschichtlich ästhetischen Betrachtung der Musik gab die Uebersetzung von Diderot's Dialog „Rameau's Neffe" Anlaß. Von dem Organisten Schütz in Berka ließ Goethe sich am liebsten Stücke von Bach vorspielen, für den er eine Vorliebe hatte, und noch im Jahre 1827 erinnerte er sich in einem Briefe an Zelter mit Befriedigung der Genüsse, welche ihm der „Großmeister" vergönnt hatte. — Der Oper, „wie sie in Weimar zusammengesetzt war", fühlte sich Goethe allmählich gänzlich abgeneigt und Zelter half durch eingeschickte Gesänge seinem Verlangen, eine Kirchenmusik für seinen Hausbedarf einzurichten, welche im Laufe der Jahre — wie in den „Tag- und Jahresheften" berichtet wird — immer mehr an Werth gewann. Ein besonderes musikalisches Ereigniß war der Besuch von Zelter's bestem Schüler, dem zwölfjährigen Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen bedeutendes Talent Goethe's höchste Bewunderung erregte.

Als etwas ganz Wunderbares schildert Goethe die Gewalt, welche die Musik in jenen Tagen auf ihn geübt, als im Jahre 1823 die reizende Ulrike von Levetzow sein Greisenherz noch ein Mal mit feuriger Wertherliebe entflammt hatte; er rühmt den himmlischen Eindruck der Stimme der Milder und des Klavierspiels der Szymanowska, wodurch sein beklommenes Herz beschwichtigt wurde.

Er schreibt darüber an Zelter: „Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das klangreiche Spiel der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägerkorps falten mich aus einander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sagte ich mir: Du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummel zwei Mal) und so hat sich dieses Organ zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen. Wie schön, wie nothwendig wäre es nun, daß ich an Deiner Seite zu verweilen Gelegenheit fände! Du würdest mich durch allmähliche Leitung und Prüfung von einer krankhaften Reizbarkeit heilen, die denn doch eigentlich als die Ursache jenes Phänomens anzusehen ist, und auch nach und nach fähig machen, die ganze Fülle der schönsten Offenbarung Gottes in mich aufzunehmen."

Ein Zeugniß von Goethe's tief sinnigen Studien in der Musik giebt eine „Tonlehre", welche er 1810 als schematisirte Tabelle aufstellte und welche er, nachdem er dieselbe später zufällig wieder aufgefunden hatte, im Jahre 1826 Zeltern zuschickte.

Im Jahre 1829 hörte Goethe den wunderbaren Paganini, mußte aber gestehen, daß ihm zum Genusse dieser „Flammensäule" die Basis fehle. Wohlthätig wirkte dagegen im folgenden Jahre der Besuch des zum vollen Künstler herangereiften Mendelssohn-Bartholdy. Ein Zeugniß von seiner tiefen Auffassung der Musik legte Goethe noch kurz vor der Stunde des Scheidens ab, in seinem letzten Briefe an Zelter vom 11. März 1832.

Es soll an dieser Stelle aber hauptsächlich von einem Gegenstande die Rede sein, der für die Geschichte der Tonkunst ein wesentliches

Moment bildet, nämlich von dem gewaltigen, anregenden Einflusse, den dieser Dichter, wie kein anderer jemals, auf die Tonkunst ausgeübt hat, und von den Meisterwerken der Musik, welche durch die Einwirkung seiner Schöpfungen bei allen Nationen hervorgerufen wurden.

Man hat in der deutschen Goethe-Litteratur diesen Punkt bisher noch keiner Betrachtung unterworfen. In der französischen musikalischen Litteratur ist das erste werthvolle Werk erschienen, worin jene Einwirkungen des Dichters auf die Musik behandelt werden (Adolphe Jullien, Goethe et la Musique). Der Verfasser aber, obgleich mit tiefer Sachkenntniß ausgerüstet, hat vorzugsweise die Wirkung und Anregung in's Auge gefaßt, welche Goethe's Dramen und Romanwerke auf die mit- und nachlebenden Tonsetzer ausgeübt haben. Indem er die besonders auffallenden dramatischen Effekte als Anregungsmittel zu lyrisch-rythmischen Schöpfungen betrachtete, erschien ihm ein wesentlicher Theil unserer musikalischen Kunstgeschichte nur nebensächlich, vielleicht, weil es ihm auf diesem Gebiete an der vertrauten Sachkenntniß fehlte, vorzugsweise aber wohl aus dem Grunde, weil dieses Reich der Poesie und Musik seiner Nation ein versiegeltes Buch ist. Abgesehen davon, daß die lyrische Poesie in der französischen Nation bei Weitem dem Epos und dem Drama nachsteht, so mußte schon die deutsche Lyrik ihr aus dem Grunde fast fremd bleiben, weil ihre feinen Seelenschwingungen mit dem Klange der Muttersprache verloren gehen. Von dem Zauber der Goethe'schen Lyrik im Besonderen, von ihrer großen und einfachen Natur vermag keine Uebersetzung auch nur einen entfernten Begriff zu geben, und so mußten auch die Wirkungen, welche Goethe als Liederdichter durch die Musik seiner eigenen Sprache und durch die Sympathie der lyrischen Gefühlsströmung in dem Tonkünstler erweckt, dem Franzosen kaum beachtenswerth erscheinen, und so erklärt es sich denn auch, daß A. Jullien die wichtigsten Schöpfer auf diesem Gebiete unserer Musik, Joh. Friedrich Reichardt und Zelter, nicht einmal dem Namen nach aufführt.

Wir wollen versuchen, hiermit eine Betrachtung von Goethe's Einfluß auf die Musik in einem weiteren und allgemeineren Sinne zu geben, wobei wir bemerken, daß dies an dieser Stelle nur in Form

einer anregenden Skizze und ohne Anspruch auf eine vollständige Behandlung des Gegenstandes geschehen konnte.

Die Bedingung zu einer musikalischen Komposition eines poetischen Werkes ist nicht nur das Motiv, womit der Dichter unsere Seele und unsere Gefühlssaiten berührt und die Stimmung des Gemüths durch Affekte der Rührung und Begeisterung anregt, sondern auch unmittelbar der sprachliche Ausdruck des poetischen Werkes selber. Und in solcher Sprache ist vor Allem Goethe der unerreichte Meister, — für uns und in unserer Sprache, denn wenig sieht es uns an, daß er selber diese Sprache, die ihn und uns mit mütterlichem Klange berührt, in einem muthwilligen Epigramm für „den schlechtesten Stoff zu Leben und Kunst" erklärt. Wahrer lautet der Gedanke in einem anderen seiner Epigramme:

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrab'ner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif' milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß' an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm!

Aus seinem Munde klingt die deutsche Sprache oft wie die süße Melodie einer südlichen romanischen Mundart, ja, wenn wir Benelli's Uebersetzung des „Nachtliedes" mit dem Original vergleichen, so sehen wir, daß sie sogar das Italienische an Innigkeit und unmittelbarer Wirkung übertreffen kann und geeignet ist, gleichzeitig ein vollendetes Landschaftsbild und die vollkommenste Musik zu geben.

In Goethe's Gedichten waltet eine geheimnißvolle Beziehung zwischen Inhalt und Form. Seine Lyrik umfaßt das weite Gebiet vom einfachen Liebes-, Trink- und Studentenliede bis zu erhabenen Hymnen, Elegien, Legenden und Balladen. Kein anderer Dichter bewirkte wie er die Erweckung des deutschen Liedes und brachte die Lyrik zu ähnlicher hoher Blüthe. Er rettete das Volkslied, das Kind der Freiheit, das gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Verfall gerathen, vom Lutherthum verfolgt und im dreißigjährigen Kriege völlig zu Grunde gerichtet worden war. Erst Paul Flemming und Günther bereiteten die Auferstehung des Liedes vor, und mit Goethe wird es zu

einer verklärten Thatsache; das erste Lied erscheint durch ihn wieder in seiner natürlichen Stellung, als der reine und einfache Gedankenausdruck, strahlend in Jugend und Schönheit, wie ein duftiges Blümchen, das so lange Zeit unter dem Gestrüpp der Wildniß geschlummert hatte.

Unter den von einander abweichenden philosophischen Ansichten über den Ursprung der Sprache und des Gesanges macht sich auch die, neuerdings durch Herbert Spencer bestärkte, geltend, daß der Gesang nur eine durch den Affekt gesteigerte Rede sei. Vom künstlerischen Standpunkte aus müssen wir wenigstens zugestehen, daß die höchste plastische Wirkung erst durch eine Verschmelzung des Wortes mit dem Tone, des poetischen mit dem musikalischen Gedanken erzielt wird, daß mit der Wahrheit des Wortausdruckes die Schönheit der musikalischen Umkleidung vereinigt sein muß. Und hierin vereinigt sich die Aufgabe des Dichters mit der des Komponisten. Im Goethe'schen Liede ist, wie im Volksliede, die Melodie schon wie in einer leichten und schönen Hülle enthalten; die Melodie wird schon durch den Zauber des Klanges, des Rythmus und des Reimes bedungen; durch den härteren und weicheren Klang der Wörter, durch die langsamere und beschleunigtere Bewegung der Rede, durch die sanfteren oder schärferen Auslautungen der Reime entsteht schon jene abwechselnde Wellenbewegung, womit die Tonkunst die Seele berührt; der Komponist braucht dieser bezaubernden Sprachmelodie nur nachzugehen. Goethe selber wollte, daß seine Lieder nicht gesprochen, nur gesungen werden sollten.

Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh' in's Buch hinein.
Nur nicht lesen! immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein.

Somit eignen sich Goethe's Lieder mehr als die aller übrigen lyrischen Dichter zur musikalischen Behandlung, und daraus erklärt sich die ungewöhnliche Hingabe der Komponisten.

Die deutsche Lieder-Komposition des 17. Jahrhunderts bediente sich noch vorwiegend fremder Formen. Anfangs des 18. Jahrhunderts machte sich der Einfluß des Opernstyls geltend und man richtete sich mit Vorliebe auf Cantaten und Oden. Kirnberger, Graun,

Telemann, Doles und Benda sind die Vertreter dieser Richtung. Allmählich aber entwickelt sich ein volksthümlicher Charakter in der Lieder-Komposition. Agricola, Marpurg und Ph. E. Bach sind die Bahnbrecher für diesen neuen, inhaltsvolleren Fortschritt; J. A. Hiller, J. A. P. Schulz, J. André, J. Haydn, Zumsteeg, Weigl und Kauer streben der Meisterschaft zu, indem sie sich mit größerem oder geringerem Erfolge bemühen, die Mittel zu beschränken, vom vielstimmigen Satz der Chorgesänge und Cantaten auf den einfacheren zweistimmigen Satz zurückzugehen und die Melodie zur möglichsten Freiheit gelangen zu lassen.

Zu dieser Neugestaltung der Lieder-Komposition geben Goethe's Gedichte den edelsten Stoff, und die Zahl der Goethe-Komponisten wächst mehr und mehr. Wir nennen von den besten unter ihnen: Anschütz, der neben drei anderen Liedern von Goethe „das Blümchen Wunderschön" komponirte (Bonn 1806). Dasselbe Gedicht komponirte Crelle (Berlin, Trautwein). „Das Blümchen Wunderschön" oder „das Lied vom gefangenen Grafen" gehört zu der Reihe von Balladen, welche gleichzeitig mit dem „Wilhelm Meister" entstanden und durch den Wetteifer mit Schiller veranlaßt wurden. Die Balladen in ihrem bestimmten epischen Styl zogen eine Menge Komponisten an, dennoch gelang es nur wenigen, die Einzelheiten des Epos zu einem großen einheitlichen Bilde zu verbinden. Bornhardt und Christmann komponirten die „Braut von Korinth"; F. A. Kanne: „der Fischer" und „der Junggeselle und der Mühlbach"; Greisinger: „der Fischer"; Seckendorf: „der Fischer", „das Veilchen", „der König von Thule".

Alle wurden in der Vollendung des Styls übertroffen durch Carl Löwe, der als Schöpfer des eigentlichen Balladenstyls zu betrachten ist, indem er das Hauptbild, welches das Gedicht darbietet, festhält und für die epische Erzählung den treffendsten Ton findet, den er, je nach dem Verlauf der Handlung, nur modifizirt, ohne den einheitlichen Charakter aufzugeben.

Von den Lieder-Komponisten nennen wir noch: Ludwig Berger (Gedichte von Goethe und Schiller); Bierey (Drei Lieder); F. Ries (Sechs Lieder); Zumsteeg („Colma"; „Ueber Thal und Fluß"); Eberwein, Zelter's Schüler („Trinklied" und Lieder aus dem west-

östlichen Divan); G. E. Fischer (Zwölf Lieder); Giuliani (Sechs Lieder); Grund (Sechs Gedichte); A. F. Häser (Zwölf Gedichte von Goethe u. A.); W. Häser („Der Bräutigam"); Harder („Nähe des Geliebten"); Keller („Lob der Nacht", „Singet nicht in Trauertönen" u. a.); Krafft („Koptisches Lied", „Der Rattenfänger", „Jägers Abendlied"); Bernhard Klein (Acht Gedichte); Leonhardt (Lieder von Goethe u. A.); Lerche (Mit einem gemalten Bande); Rungenhagen (Sechs Lieder von Goethe u. A.); W. Schneider (Zwölf Lieder von Goethe u. A., „Wechsellied zum Tanze"); Schuyder (Acht Gesänge, „Wonne der Wehmuth"); Schwertzell (Zwölf Lieder von Goethe u. A.); Seidel („An die Erwählte"); Sterkel (Sechs Gedichte); Tomaschek (Gedichte); Carl Maria von Weber („Jägers Abendlied"); A. Wendt (Sechs Lieder von Goethe u. A.); Wießner („Nähe des Geliebten").

Auch unter Spontini's Lieder-Kompositionen findet sich eine zu Goethe's „Mignon": „Kennst du das Land", für eine Singstimme mit Pianoforte. Bei der Abreise des Komponisten nach Italien wurde die Komposition der Generalin von Witzleben gewidmet und erschien 1830 bei Trautwein in Berlin. Die Musik ist graziös und pikant, nicht eigentlich im Geiste deutscher Auffassung.

Wie schon erwähnt, war es das Bestreben aller dieser genannten Komponisten der neuen Richtung, vor allen Dingen dem Dichter zu folgen, sich in seinen Geist hinein zu fühlen und sich an jedes seiner Worte anzuschmiegen, und zwar vermittelst der größten Einfachheit und nur mit Hülfe des volksthümlichen Ausdrucks und einer vollendeten Deklamation. Ihren Kompositionen mangelten noch jene besondere Kraft, jener besondere musikalische Gehalt, jene reichhaltigen und harmonischen Begleitungskünste, wodurch die spätere Behandlung der Goethe'schen Lieder eine erhöhte Bedeutung erhielt; noch ferner standen sie den Leistungen einer noch späteren Zeit, wo die komplizirte Begleitung den Gesang dermaßen überwuchert, daß sogar die Bezeichnung der Melodie verloren geht. Die Hauptvertreter jener deklamatorischen Epoche, die den einfachen musikalischen Wortausdruck zu ihrer vorherrschenden Aufgabe machte, waren Reichardt, Schulz und Zelter. Sie, vereint, schufen eine neue Gattung der deutschen Liedkomposition.

Johann Friedrich Reichardt übertraf seine Kunstgenossen

durch die Gabe, den zarten Sinn und die objektive Stimmung des lyrischen Gedichts herauszufühlen und musikalisch darzustellen, ja, durch die Uebersetzung in Töne noch verständlicher zu machen. „Das Lied" — so sagt er selber — „soll der einfache und faßliche Ausdruck einer bestimmten Empfindung sein, damit es auch die Theilnahme einer jeden zum natürlichen Gesange fähigen Stimme gestattet. Als ein leicht übersehbares kleines Kunstwerk muß es um so nothwendiger ein korrektes, vollendetes Ganze sein, dessen eigentlicher Werth in der Einheit des Gesanges besteht und dessen Instrumentalbegleitung, wo nicht entbehrlich, doch nur zur Unterstützung des Gesanges da sein soll." — Mit dem Erscheinen der Goethe'schen Lieder beginnt ein wunderbares, neues Leben in Reichardt's Kompositionen, eine neue Epoche, die mit dem Jahre 1780 anfängt. Den Einfluß Goethe's bezeichnete er selber in einer Widmung als einen solchen, der ihn in die höhere Künstlerbahn erhob, ihm tausend beglückende und seelenerhebende Aufschlüsse und Eindrücke verlieh. In den Balladen und Romanzen stand er manchem anderen Tonsetzer nach, insofern er sich von einer eigentlichen dramatischen Wirkung fern hielt und sich auf eine ruhige Erzählung der Geschichte mit einer schmucklosen Begleitung beschränkte. Dagegen hat Niemand wie er für die Komposition des Liedes so Großes mit so geringen und anspruchslosen Mitteln und mit solcher Treue und Hingebung erreicht. Er stellte das Mannigfaltigste mit tiefem Verständniß und warmer Auffassung dar, indem er einzig das melodische, sangbare Element betonte. Das bekennt ein großer Liederkomponist unserer jetzigen Zeit, Felix Mendelssohn-Bartholdy, mit den wahren und edlen Worten: „Es ist das wahre, ächte, deutsche Lied, wie es keine andere Nation hat, aber auch die unsrige nicht besser — vielleicht größer, gewiß komplicirter, mühsamer, ausgekünstelter, aber darum nicht künstlicher — eben nicht besser." — Diese schöne Gabe, welche Reichardt als Komponist offenbarte, dazu der Fleiß, womit er an seinen Tonsätzen änderte und feilte, machte ihn zum größten Lieder-Komponisten seiner Zeit und zugleich zum Muster für eine weitere Entwickelung jener Kunstgattung.

Reichardt's Goethelieder-Kompositionen erschienen noch mit anderen in einer Berliner Ausgabe von 1780. Der Komponist hatte beab-

Voller Grazie, abwechselnd mit reizenden und erschütternden Wirkungen, das Ringen des mächtigen Geistes und den endlichen Sieg über den unheimlichen Dämon darstellend, ist das Phantasiestück, welches Schumann als Ouvertüre zum „Faust" komponirte, wenngleich dasselbe von Vielen seiner „Manfred-Ouvertüre" nachgestellt wird.

Von anderen „Faust-Ouvertüren" haben die von Spohr und von Lindpaintner den allgemeinsten Beifall gefunden. Die von Christian Schulz, Musikdirektor in Leipzig, schon am Anfange unseres Jahrhunderts komponirte Ouvertüre hat sich nicht erhalten. — Die von Ferd. Hiller wurde im December 1831 im Pariser Konservatorium unter großem Beifall aufgeführt. — Die „Faust-Ouvertüre" von Richard Wagner, ursprünglich als ein „Orchesterstück" bezeichnet, sollte den ersten Satz einer großen „Faust-Sinfonie" bilden. Als Auffassungsmotiv waren der Partitur die Worte Goethe's beigefügt: „Der Gott, der mir im Busen wohnt, kann tief mein Innerstes erregen; der über allen Kräften thront, er kann nach außen nichts bewegen: und so ist mir das Dasein eine Last, der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt." Es ist ein Werk der Jugendfrische, worin sich die Kontraste der Dichtung, Kraft und Zartheit, Freude und Trübsal, Leidenschaft und Erschöpfung, durch bewundernswerthe musikalische Accente wiedergegeben finden. Das Werk, zehn Jahre später, als Hiller's komponirt, wurde vom Pariser Konservatorium als unaufführbar zurückgewiesen; auch die Kritik, von Fétis, dem Gegner der neuen Kunstrichtung, beeinflußt, sprach sich nicht günstig über die ihr räthselhaft erscheinende Musik aus; dreißig Jahre später, im Jahre 1870, ließ Pasdeloup sie vor einem Auditorium aufführen, welches geringe musikalische Bildung besaß.

Meyerbeer beabsichtigte, eine „Faust-Oper" zu komponiren, wozu Henri Blaze de Bury den Text gedichtet hatte. Dieses Werk, welchem der Titel „La jeunesse de Goethe" zugedacht war, ist aber nicht vollendet worden. Meyerbeer komponirte davon nur die Stücke „Erklärung", „Mignon's Sehnsucht nach Italien", „die Domscene" und den Epilog aus dem zweiten Theil des „Faust". Die Erben haben die Veröffentlichung dieser Kompositionen bisher nicht gestattet.

Auch Mendelssohn, Boieldieu und Rossini — Alle sollen sich

mit dem Plane zu einer „Faust-Kompoſition“ getragen haben. Beethoven wollte einen „Fauſt“ ſchreiben, wie er erklärte: ihm ſelber und der Kunſt das Höchſte. „Das iſt ein Stück Arbeit! da kann es was geben!“ ſagte er zu Rochlitz. Aber die Ausführung wurde durch andere Pläne, Anträge und Unternehmungen verhindert, bis ihn der Tod über der Konception überraſchte. Richard Wagner hat freilich aus Beethoven's 9. Sinfonie ein „Fauſt-Programm“ herausgefunden. Ein Gedicht aus „Fauſt“ findet ſich unter den 6 Lieder-Kompoſitionen in Op. 75.

Das Epos „Hermann und Dorothea“, worin Goethe das Reinmenſchliche inmitten verworrener Weltereigniſſe darſtellt, wurde der Kern einer Oper gleichen Namens, welche der mecklenburger Kammermuſiker und ſpätere Muſikdirektor in Kopenhagen, Karl Schönfeld, in den vierziger Jahren aufführen ließ; dieſe Muſik iſt verſchollen. — Robert Schumann wollte den Stoff ebenfalls zu einer Oper verwenden, zu welcher Moritz Horn den Text zu ſchreiben übernommen hatte. Text und Muſik ſollten in einem einfachen, natürlichen, ländlichen Styl ſein, — wie Schumann ſich ausdrückte. Später änderte er den Plan und wollte eine Art Oratorium daraus machen. Aber nur die Ouvertüre kam 1851 zur Ausführung. Dieſe, obgleich zu den ſchwächeren Kompoſitionen des Meiſters gezählt und binnen fünf Stunden geſchaffen, iſt doch ein prachtvolles Tonbild, ein feines, reizendes und zartes muſikaliſches Gemälde, worin auch die Schrecken des Krieges durch die Klänge der Marſeillaiſe angedeutet werden.

Von Goethe's Dramen erregten außer „Fauſt“ noch „Götz von Berlichingen“, „Iphigenia“, „Egmont“ und „Taſſo“ das Intereſſe der Muſiker.

„Götz von Berlichingen“, der Stammvater der deutſchen Ritterſtücke, Goethe's Jugendſtück, begeiſterte den ſchon im vorgerückten Mannesalter ſtehenden Haydn zu einer Ouvertüre und zu einigen anderen Kompoſitionen. Auch Peter Schulz, Schüler Kirnberger's und Muſikdirektor in Berlin, ſpäter Kapellmeiſter des Prinzen Heinrich, komponirte ein Tonſtück „Götz von Berlichingen“, welches in Rheinsberg aufgeführt wurde.

Aus Goethe's „Iphigenie" erschien 1804 ein Monolog, komponirt von Reichardt, in Leipziger Verlage; noch andere Monologe aus demselben Stücke finden sich im 4. Bande der Gesammtausgabe der Goethe-Lieder.

Im 2. Bande derselben Ausgabe erschienen Reichardt's Kompositionen zu „Egmont": die beiden Lieder „Freudvoll und leidvoll" und „Die Trommel gerührt"; das erstere erschien auch im Berliner Verlage von Lischke. Die gesammte Reichardt'sche Komposition zu diesem Drama kam am 23. Februar 1801 öffentlich zu Gehör, als das Stück auf dem Nationaltheater zu Berlin gegeben wurde. — Ein „Klärchenlied" vom Jahre 1815 fand sich auch in Franz Schubert's Nachlaß. — Beethoven schuf in seinem Op. 84 Gesänge und Zwischenakte zu „Egmont". Die Lieder Klärchen's sind scenisch erweitert; man hat sogar daran getadelt, daß sie wie Opernarien behandelt seien.

Die Zwischenakte verknüpfen durch Nachklänge und Andeutungen in der sinnigsten Weise den geschlossenen Akt mit dem kommenden; in einzelnen Sätzen gelangt das Orchester zu vollkommener idealer Bedeutung. Der Schluß des fünften Akts ist erhaben, schauervoll. Die Ouvertüre ist in kräftigen, gedrungenen Zügen gehalten und drückt den Inhalt des Stückes andeutend aus, mit Ausschluß der sentimentalen Momente. Beethoven's erhabene „Egmont-Komposition" war sein zweites Werk für die Bühne; ob sie dem „Fidelio" nachstehe, ist eine müßige Frage, über deren Entscheidung die Kritiker, wie gewöhnlich, nicht einig sind.

Aus „Tasso", dem schönen romantischen Drama, welches in der Kunstwelt den Schluß des vorigen Jahrhunderts bildete, sind uns nur einige Kompositionen bekannt, welche Reichardt zu einzelnen Monologen dieses Stückes ausarbeitete; sie erschienen im 4. Theile der Gesammtausgabe.

Von den Goethe'schen Romanen, welche die Tonkünstler inspirirten, sind „Werther" und „Wilhelm Meister" zu nennen.

„Werther's Leiden" hat ein halbes Jahrhundert lang die Welt erfüllt und eine internationale Fluth von Nachbildungen hervorgerufen; für die musikalische Auffassung und dramatische Vertiefung

ſcheint das Werk nicht geeignet zu ſein. Ein Melodrama „Werther und Charlotte“ von Dejaure, mit Melodien von Rudolph Kreutzer, welches 1792 auf dem italieniſchen Theater in Paris gegeben wurde, entbehrte zwar nicht des Beifalls, verſchwand aber bald wieder von der Bühne. Noch weniger Glück hatte die Oper „Werter e Carlotta“ von Vincenzo Puccita, die im Jahre 1804 in Mailand zur Aufführung kam. Zehn Jahre ſpäter erſchien die höchſt mittelmäßige Oper gleichen Namens von Viſocchi auf dem Theater zu Florenz, um ohne Beifall zu verſchwinden. Der letzte Verſuch wurde 1862 von Raffaele Gentili gemacht, der eine Oper „Werter e Carlotta“ in Rom zur Aufführung brachte. Das Werk blieb nicht ohne Beifall; eine ſpätere Vorſtellung aber, zu Mailand 1864, brachte es zu Falle.

In „Wilhelm Meiſter's Lehrjahren“ waren es die beiden idealen, aus dem romantiſchen Alltagsleben hervorragenden Geſtalten: Mignon und der Harfner, welche die Tonſetzer feſſelten. — „Lieder des Harfners“ erſchienen von Diabelli (Wien, bei Cappi); Schreiber (Leipzig, 1792); Methfeſſel (Leipzig, 1810). — Th. Arnold komponirte 6 Lieder aus „Wilhelm Meiſter's Lehrjahren“ (Mainz, 1803). — Eine große Anzahl Komponiſten ſetzte die wundervolle Ballade „Kennſt du das Land“ in Muſik; unter dieſen Keſaer (Wien, bei Cappi); E. Häusler (Augsburg, 1800); A. Mayer (dem Dichter am 70. Geburtstage gewidmet); Steuz (Amſterdam); Reichardt's Kompoſition der Ballade wurde, wie Goethe behauptet, „vorzüglich bewundert“. Beethoven komponirte dieſe Ballade (Wien, Cappi) und das Lied „Nur wer die Sehnſucht kennt“.

Ein weiteres Gebiet umfaſſen die „Wilhelm Meiſter-Kompoſitionen“ von Schubert, Schumann und Rubinſtein.

Franz Schubert hat etwa zehn Lieder von Mignon und dem Harfner in Muſik geſetzt, die ſich in ſeinen Werken zerſtreut finden; zu einzelnen hat er mehrere, gar fünf Melodien gemacht. Die drei Lieder des Harfners, 1816 komponirt, wurden dem Biſchof von St. Pölten zugeeignet und erſchienen 1822 als Op. 12. Das Lied „An Mignon“ gehörte, wie ſchon erwähnt, zu den Kompoſitionen, welche Schubert 1819 nach Weimar überſendete. Drei Lieder der

Mignon, drei Mal als Lied und einmal als Duett, erschienen 1827 als Op. 62. Mignon's Gesang findet sich noch in Lief. 20 unter den Liedern des Nachlasses. Die Ballade vom Sänger, welche der Harfner singt, wurde 1816 komponirt und erschien als Op. 117.

Robert Schumann's Lieder und Gesänge zu „Wilhelm Meister" (Op. 38) werden mehrfach getadelt; man will darin einen innerlichen Liederstyl und Zusammenhang und eine treue Beobachtung der dichterischen Form vermissen. Vielleicht spricht sich in dieser Kritik ein Vorurtheil aus, denn Schumann war zur Zeit jener Kompositionen (1849) schon sehr leidend und dem Ende seiner Laufbahn nahe. Trotzdem sind diese Kompositionen ein großartiges, rührendes und frommes Werk, ein trauriges, weil es das letzte des genialen Meisters war. Die Komposition besteht in vier Liedern von Mignon, drei vom Harfner, einem Gesang von Philine und der Ballade vom Sänger. Scenen und Strophen des Dichters sind beibehalten, aber originell interpretirt. Wahrhaft großartig ist die Krone des Werkes: Mignon's Bestattung.

Anton Rubinstein hat in seiner Komposition „Mignon", vielleicht um ein vollständigeres Werk, als Schumann, zu schaffen, vier Lieder mehr gebracht, im Ganzen 13 außer dem Requiem. Es fehlt darin nicht an graziösen Melodien, an Gluth, dramatischem Anhauch, Leidenschaft und frischer Imagination, besonders nicht an einer reichen Mannigfaltigkeit der Begleitung. Das Werk wurde 1871 komponirt und 1872 zu Wien in einem Konzert vorgetragen; im folgenden Jahre brachte es Ratzenberger in Düsseldorf zur Aufführung.

Der Einzige unter den „Mignon-Komponisten", der sich nicht mit dem lyrischen Theile des Romans begnügte, sondern die Hauptscenen desselben als Opernstoff verwendete, ist Ambroise Thomas. Was die leichte und geschickte Behandlung des Stoffes, sowie die reizende Ausarbeitung einzelner Theile, besonders der sentimentalen, anbelangt, so hat diese Oper große Aehnlichkeit mit Gounod's; es fehlt aber auch hier an eigentlicher origineller Kraft. Hier, wo die Dichtung, dem Charakter des Romans gemäß, weiter entfernt vom dramatischen Wesen gehalten ist, als im „Faust", war auch eine Abweichung vom Original geboten, um die Physiognomien bühnengerecht

zu machen; namentlich konnte Mignon's luftige, ſylphidiſche Zeichnung nicht getreulich beibehalten werden; jedoch iſt es gelungen, Wilhelm's Charakter dem Roman getreu zu bewahren. Auch die Verhältniſſe und wechſelſeitigen Bezüge der Perſonen ſind weſentlich geändert worden. Mignon bleibt am Leben und heirathet durch Philinens Vermittelung Wilhelm Meiſter. Man ſagt, den deutſchen Bühnen wäre von dem Dichter und dem Komponiſten des Stückes ein tragiſcher Schluß zugeſchickt worden, wonach Mignon, wie im Roman, einen frühen Tod erleidet; die Theaterdirektoren hätten jedoch den anderen, glücklichen Schluß vorgezogen. Wenn dem ſo iſt, ſo erwogen jene Direktoren wahrſcheinlich, daß die vorliegende Oper doch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Roman habe und daß das große Publikum, wenngleich es den Schauergeſchichten nicht abhold iſt, doch die Helden und Heldinnen, die es liebgewonnen, lieber beglückt von ſich ſcheiden, als unglücklich enden ſieht.

Somit ſchließen wir unſern Eſſay, welcher darlegen ſollte, wie einer der Koryphäen in der poetiſchen Weltlitteratur, den wir Deutſche den Unſrigen nennen, durch ſeinen mächtig erhebenden und veredelnden Einfluß auf Geiſt und Gemüth den Meiſtern einer Kunſt, die der ſeinigen fern ſtand und für welche ihm vielleicht, ſeiner plaſtiſchen Natur gemäß, daß eigentliche tiefe Verſtändniß fehlte, die reichſten Quellen für ihre Schöpfungen dargeboten und die Tonkünſtler verſchiedener Nationen und Zeiten zu Werken begeiſtert hat, welche mehr oder minder großartig und gelungen erſcheinen, je nachdem die Komponiſten ſich mehr oder weniger einer Ebenbürtigkeit mit ſeinem Genius annäherten.

XI.

Goethe-Bildniſſe.

Es giebt eine Goethe-Litteratur, ſo reichhaltig, daß ſie ſich kaum überſehen läßt, — eine Litteratur, die es ſich zur Aufgabe gemacht hat, dem großen Manne, welcher die geiſtigen Bewegungen ſeiner Nation ſechszig Jahre lang leitete, der mit friſcher Kraft in ein neues Jahrhundert eintrat und ſich dieſe Kraft bis zum Lebensende bewahrte, in allen ſeinen Gedankenrichtungen nachzuſpüren, die einzelnen Fäden ſeiner Exiſtenz mit einander zu verknüpfen, die zerſtreuten Bilder zuſammenzufaſſen, über ſeine Wirkung auf Lebensläufte ſeiner Freunde klar zu werden. Faſt ebenſo reichhaltig wie die der Litteratur ſind die Beſtrebungen der Künſtler, welche es ſich angelegen ſein ließen, die zauberhafte Fähigkeit von Goethe's Perſon, ſeine äußere Erſcheinung, den ſichtbaren Ausdruck ſeiner Empfindungen und Gedanken in Bildniſſen, Büſten und Denkmünzen darzuſtellen. Es iſt auch dieſes Kunſtgebiet, ſagen wir, überaus reichhaltig, und demnach iſt es eine lohnende Arbeit, das Vorhandene, wo möglich, zu ſammeln, zu überſehen und zu verzeichnen. Somit mag dieſer Aufſatz, worin wir die an die Oeffentlichkeit getretenen Goethe-Bildniſſe mit kurzen Erläuterungen aufführen, zur Erfüllung jener intereſſanten Aufgabe beitragen.

Die Geſtalt, in welcher Goethe am weiteſten bekannt und zum

eigentlichen Typus geworden, ist die Greisengestalt. Es ging ihm, wie anderen bedeutenden Männern, welche die bildende Kunst vorzugsweise erst in's Auge faßte, als ihr Ruhm den Höhepunkt erreicht hatte, die Natur sich aber bereits auf dem Rückzuge befand.

Goethe selber sagte scherzend darüber:

„Sibyllinisch mit meinem Gesicht
Soll ich im Alter prahlen;
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Desto öfter wollen sie's malen."

Und an anderer Stelle drückt er dasselbe in den humoristischen Versen aus:

Als ich ein junger Geselle war,
Lustig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Gesicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch' schönes Kind
Dazumal von Herzen treu gesinnt.

Nun ich hier als Altmeister sitz',
Rufen sie mich aus auf Straßen und Gassen;
Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Tassen.
Doch die schönen Kinder, die bleiben fern;
O Traum der Jugend! o goldner Stern!

Aber gerade in der Jugendzeit, aus der wir verhältnißmäßig sehr wenige Abbildungen besitzen, war Goethe, nach dem Urtheile der Zeitgenossen, die schönste und freieste Menschenerscheinung.

So schildert ihn Lavater zu wiederholten Malen. Jung Stilling spricht von Goethe's großen, hellen Augen, von seiner prachtvollen Stirn und seinem schönen Wuchse. Jacobi nennt ihn ein außerordentliches Geschöpf Gottes. Heinse nennt ihn einen schönen Jungen, vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke, in solcher Jugend so rund und so voll von eigenem Genie. Noch am Ausgange der zwanziger Jahre, also dem reiferen Mannesalter nahe, erscheint er Wielanden als das größte, beste und herrlichste Wesen, das Gott geschaffen, und er schildert ihn in Versen, als einen schönen Hexenmeister mit zaubernden Augen voll Götterblicken, herrlich und hehr, wie ein echter Geisterkönig. Hufeland, der ihn den „Orest" in der

„Iphigenie“ spielen sah, erblickte, wie er gestand, noch niemals eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheiten bei einem Manne.

Die gleichzeitigen Bildnisse Goethe's, sowohl die aus der Jugendzeit, wie die späteren, sind sehr verschieden, oft auffallend von einander abweichend. Obgleich dies als ein Uebelstand anzusehen ist, insofern die ganz treffende Vorstellung von dem lebendigen Original dadurch beeinträchtigt wird, so bietet es doch zugleich einen höchst interessanten Einblick in die Individualitäten der darstellenden Künstler. Jeder Mensch, auch der Künstler, sieht mit seinen besonderen leiblichen und geistigen Augen, mit seinem individuellen Blick und seiner individuellen Auffassung. Es möchte daher einem Menschen schwer werden, eine ikonische Aehnlichkeit herzustellen, wie sie in neuester Zeit durch die Photographie bewirkt werden kann. Zu Goethe's Lebzeiten war diese Technik noch nicht erfunden, wie wir wissen; aber solche ikonische Abbildungen würden uns auch nicht befriedigt haben. Diejenigen Bildnisse Goethe's, welche als die genauesten Darstellungen einer kalten Aehnlichkeit gelten, wie die Tieck'sche Büste und das Sebber'sche Porzellangemälde, haben am wenigsten angesprochen. Denn wir verlangen von einem Bilde außer der typischen Wahrheit noch eine allegorische und symbolische Wahrheit, die Darstellung der moralischen Natur des Originals, welche der Künstler selber nur mit der Idee aufzufassen vermag. Daraus erklärt sich das Interesse, welches eben durch die Verschiedenartigkeit der Goethe-Bildnisse in uns erweckt wird; eine Verschiedenartigkeit, die um so größer sein muß, je reicher die innere Welt des Darzustellenden ist; daraus erklärt sich auch, daß alle Künstler Goethe's Erscheinung nur annähernd festzuhalten vermochten und daß; wie Lavater richtig bemerkt, jeder Kleinere ihn kleinlicher malte.

Eines der frühesten Bildnisse von Goethe ist die Oeser'sche Radirung vom Jahre 1768. Während seiner Studienjahre in Leipzig nahm Goethe bei Oeser Unterricht im Zeichnen und erhielt von ihm, wie er oft dankbar anerkannte, die Richtung zum Wahren, den Geschmack am Schönen. „Wie gewiß,“ schreibt er an ihn, „wie einleuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden,

daß die Werkstatt eines großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weisen und des Kritikers." — Oeser, der Direktor der Leipziger Akademie, der große Anerkennung bei seinen Zeitgenossen fand, arbeitete leicht und anmuthig und bekannte sich, trotz seiner Vorliebe für das Symbolische, zu Winckelmann's Grundsätzen. Aus jener Studentenzeit rührt Oeser's Goethebild und zeigt große Uebereinstimmung mit dem durch Kestner bekannt gewordenen Schattenriß, welchen Goethe 1774 an Lotte Kestner schickte, mit dem Gedichtchen:

„Magst wohl die lange Nase sehn,
Der Stirne Drang, der Lippe Flehn;
's ist ohngefähr das garst'ge Gesicht,
Aber meine Liebe siehst Du nicht."

Das Oeser'sche Bild erschien 1870 in Reidt's „Frauenbilder aus Goethe's Leben", Bremen, in einer Kopie von A. Weger; bald darauf in Leyser's „Goethe zu Straßburg", Neustadt a. d. Haardt, eine neuere Nachbildung im Baumgärtner'schen Verlage in Leipzig.

Wenige Jahre später (Juli 1776) entstand das in Kreide gezeichnete Brustbild von Melchior Kraus, dem Direktor der Weimarschen Zeichenschule, welches zuerst in Nicolai's, dann in Zelter's Besitz gelangte. Die Aehnlichkeit ist nicht zu verkennen, wenngleich das Profyl zu scharf gezeichnet sein mag. Es erschien in einer Radirung von dem berühmten Daniel Nicol. Chodowiecki, in Oktav, im 29. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek und in Lavater's Sammlung, No. 579. Ein Gemälde von Kraus, Goethe's Bildniß in ganzer Figur unter Lebensgröße, in der Kleidung aus dem vorigen Jahrhundert, in sitzender Stellung, ein kleines Bild betrachtend, findet sich in Weimar, im Besiz der großherzoglichen Familie. Daselbst ist auch ein Oelbild von Kraus, welches Goethe in einer Scene aus den „Räubern" von Einsiedel darstellt. — Kraus (Goethe nennt ihn Krause) war bei den Theatervorstellungen in Tiefurt und Ettersburg stets durch Zeichnungen und Malereien behülflich, und so finden wir in einem Gemache des Tiefurter Schlosses eine Aquarellzeichnung von ihm, welche Goethen als Marktschreier von Plundersweiler darstellt; dasselbe wurde auf Diezmann's Veranlassung gestochen und der No. 12 der Allgemeinen Modenzeitung beigelegt.

Ein Miniatur-Gemälde aus derſelben Zeit wie das Kraus'ſche Bild, welches aus Lavater's Sammlung in die Privatſammlung des öſterreichiſchen Kaiſers übergegangen iſt, ſtellt uns Goethen nach einer etwas ungewöhnlichen Auffaſſung dar. Nach demſelben fertigte Geyſer einen Stich in Oktav mit kleinen Abänderungen, welchen Lavater nicht „lebendig genug" fand. Ein anderer Stich danach in Quart, von Gottfr. Saiter, iſt in Lavater's Fragmenten. In Bezug darauf ſtehen die Verſe von Lavater:

Goethe, Dich malt und beſchreibt kein Geiſt, der kleiner als Du iſt.
Immer Etwas von Dir faßt Jeder auf und wähnt dann,
Dich ergriffen zu haben und hat den Schatten von Dir kaum!
Jeder Kleinerer malt viel kleinlicher Lippen und Aug' Dir,
Macht Dich geſchmeidiger, ſanfter und feiner, lämmlicher, zarter,
Glaubt, Dich weislich zu ſchonen, indem er die Kraft Dir des Wolfes
Und des Löwen Grimm und Stolz raubt, die Dich bezeichnen.
O, die Künſtler vergeſſen, wie viele Naturen in Dich nur
Miſchte die Mutter Natur.
Sie jubelte, da ſie Dich hinſtellt!

Ein Kupferſtich nach dieſem Bilde, der nicht bedeutend erſcheint, befindet ſich in der Lavater'ſchen Sammlung, No. 577.

Dasjenige Jugendbild, welches, der Auffaſſung und Ausführung nach, über das Oeſer'ſche geſchätzt wird, iſt das von May im Juli 1779 auf Beſtellung der Herzogin von Württemberg gefertigte Oelbild nach dem Leben, welches im Beſitz des Herrn von Cotta in Stuttgart gekommen iſt. Während der Sitzung las Wieland ſeinem Freunde den „Oberon" vor. Es ſtellt Goethe in jugendlich männlichem Alter, in der Blüthe der Weimarer Zeit dar, den „Hätſchelhans", wie ihn das ſchalkhafte Fräulein von Göchhauſen in ihren humoriſtiſchen Briefen an die Frau Rath nennt: voller Schönheit und Feuer, mit hoher, prächtiger Stirn, heiterem, ſtrahlenden Auge, lieblich ſchwellendem Munde; das zurückgeſtrichene Haar läßt Schläfe und Wangen frei. Eine kleinere Kopie in Waſſerfarben war in der Berliner Goethe-Ausſtellung, 1861, ausgehängt. Es exiſtiren davon Stiche von Langlois, in Quart; von Radclyffe von Dertinger, bei Göpel in Stuttgart; ein Stahlſtich von Karl Mayer, im litterariſchen Comptoir zu Stuttgart; eine vortreffliche Lithographie in Folio von Rohrbach,

bei Schroeder in Berlin; auch eine Photographie von Kayser u. Co. in Stuttgart, 1867.

Aus gleicher Zeit stammt die Bleistiftzeichnung von dem dänischen Maler Jens Juel, welche sich in der Lavater'schen Sammlung unter No. 7508 befand und mit dieser in Besitz der österreichischen Kaiserfamilie gekommen ist. Die Auffassung ist ideal und genial, dennoch vermißte Lavater die Kraft der Stirn und die Harmonie im Ganzen.

Ein Goethebild aus der Jugendzeit von Fr. Pecht, welches des Dichters Krönung nach der Aufführung der „Iphigenia" vor dem Hofe Karl August's darstellt, kam in Besitz des Herrn Putschke in Wien.

Im Jahre 1786 malte J. H. W. Tischbein den Dichter während seines Aufenthalts in Rom. Goethe, in ganzer Figur und in liegender Stellung auf einem umgestürzten Obelisken, worauf Hieroglyphen zu sehen sind, schauet auf die Campagna di Roma. Er ist in einen weißen Mantel gehüllt; das Gesicht und die ganze Haltung bekunden den ernsten, sicheren Mann. Mit dieser antiken Auffassung in Haltung und Kostüm steht das Landschaftliche in glücklicher Uebereinstimmung. Neben dem Obelisken liegt ein verstümmeltes griechisches Basrelief, einen Gegenstand darstellend, den Goethe gerade bei Tischbein dichtend vollendete: eine Scene aus der „Iphigenie". Die Campagna mit dem Denkmal der Cäcilia Metella und anderen zerstreueten Grabmälern zeigt sich in der Ferne; weiterhin sieht man Tusculum, darüber den Berg Albano und am Grunde desselben die Seen Albano und Nemi. Dieses Oelgemälde wurde im Dezember begonnen. Im Juni des folgenden Jahres meldete Goethe darüber: „Mein Portrait von Tischbein wird glücklich; es gleicht sehr und der Gedanke gefällt Jedermann." — Das Bild fand seinen Platz in einer Villa des Freiherrn Karl Meyer von Rothschild auf der Güntersburg bei Frankfurt a. M., nachdem es viele Jahre im Besitz des Kaufmanns Heigelein in Neapel gewesen war. Der Bürgerverein zu Frankfurt a. M. besitzt ein treu kopirtes Oelgemälde von Karl Bennert. Einen kleinen Stahlstich von Payne findet man als Titelbild im 1. Theil von E. Boas' Nachträgen zu Goethe's Werken. In einer Lithographie von Vogel, in Keßler's Gedenkblättern an

Goethe, Frankfurt, 1845, fehlen die Hieroglyphen an dem Obelisken. — Mit dem Tischbein'schen Gemälde stimmt eine andere, kleinere Lithographie von Siebert überein, welche bei Brodtmann in Schaffhausen erschienen ist und nach einer eigenhändigen Zeichnung von Goethe gefertigt sein soll. Dieselbe trägt die Unterschrift: „Goethe in sinniger Betrachtung unter römischen Antiquitäten, nach dem von ihm selber gezeichneten Original, welches er in Italien einem seiner begleitenden Freunde in den Jahren 1787—88 zum Andenken gegeben hat."

Ein anderes Goethebild von Tischbein aus jener römischen Zeit ist die früher im Besitze des verstorbenen Dr. Parthey in Berlin befindliche Aquarellzeichnung, welche Goethen in ganzer Figur am Fenster seiner römischen Wohnung, dem Beschauer den Rücken zukehrend, darstellt. Die schlanke, jugendliche und zugleich kräftige Gestalt ist im oberflächlichsten Morgenanzuge, in Hemdärmeln und Pantoffeln. So schaute er behaglich nach den lebendig gewordenen Träumen seiner Jugend hinaus aus dem kleinen Zimmer mit den geschlossenen Fensterläden und dem Backstein-Estrich. Auf diese Skizze bezieht sich ein bis jetzt ungedrucktes Billet, welches Goethe aus seinem studio dei tedeschi an Angelica Kaufmann schrieb. Eine Photographie von dieser Skizze ist im Nicolai'schen Verlage in Berlin erschienen.

Weniger ähnlich, als das Tischbein'sche Gemälde, ist das beinahe zu gleicher Zeit nach dem Leben gefertigte lebensgroße Oelbild von Angelica Kaufmann, 1788, welches die Goethe'sche Familie in Besitz hat. Diese fast mädchenhafte Arbeit läßt Goethen zu zart und jünglingshaft erscheinen. Er selber schrieb darüber aus Italien: „Angelica malt mich auch, daraus wird aber nichts. Es verdrießt sie sehr, daß es nicht gleichen und werden will. Es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir."

Aus jener Zeit ist auch Goethe dargestellt in einem Oelgemälde in ganzer Figur von Kolbe, 1826 gemalt, welches sich in der neuen Bibliothek zu Jena befindet. Der Dichter steht in der Umgegend Neapels, in der Hand eine Brieftasche, worin die Worte: „Nicht vorbei — es muß erst frommen." Das Bild ist bedeutend, obgleich es Goethen nicht angesprochen haben soll. Die Auffassung des Kopfes

ſtimmt überein mit der in Kolbe's zweitem Goethe-Portrait, welches wahrſcheinlich aus dem Jahre 1825 herrührt.

Aus der nächſten Zeit nach der italieniſchen Reiſe finden wir erſt Goethebilder aus dem Jahre 1792. Dazu gehört eine Silhouette, welche Frau von Gleichen, geb. Schiller, beſaß; zu den bemerkenswertheſten Kunſtleiſtungen gehört das im ſelben Jahre gefertigte Bildniß, in Folio gezeichnet und in Kupfer geſtochen von Joh. Heinr. Lips, der viel für die Lavater'ſche Phyſiognomik arbeitete. Goethe erſcheint hier voll und ſtark, im mittleren Mannesalter, mit geiſtvollen, gebietenden Zügen. Das Bild wurde in Weimar gefertigt. Einen Kupferſtich danach enthält die Lavater'ſche Sammlung unter No. 16,593. In den beurtheilenden Verſen von Lavater wird die Stirn voll hellen Verſtandes, der Mund voll genialiſchen Reichthums und die Sanguinität des Ganzen gerühmt, der Ausdruck des Auges aber als mangelhaft bezeichnet. Ein anderer Stich in Oktav von Uhlemann findet ſich im 46. Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Künſte, und ein dritter von Arndt in der Zeitſchrift „Aurora" von 1803. — Von Lips enthält die Wiener Sammlung des Kaiſers noch eine Tuſchzeichnung aus dem vorigen Jahrhundert, in groß Oktav, welche den Dichter in voller Vorderanſicht giebt, und eine nach Lips gefertigte kleinere Tuſchzeichnung von Schmoll. — Sehr ſelten iſt ein von Lips geſtochenes Bruſtbild Goethe's im jüngeren Mannesalter, in halber Lebensgröße, Folio in Rund, wovon Goethe ein Exemplar an Meyer ſchenkte. Ein kleinerer Stich von Lips in Oktav, faſt völlig mit jenem übereinſtimmend, iſt von Dammann in Züllichau herausgegeben worden. — Für Lavater's Fragmente fertigte Lips ein Profilbild von Goethe, mit rückwärts hängendem Haar, in Quart, nach einem Gipsmodell und für Horn's „Luna" von 1804 ein ähnliches in Oktav. Die Lavaterſche Sammlung enthält außer dem erwähnten großen Kupferſtich noch drei Goethebilder von Lips, darunter eine Handzeichnung unter No. 3172 und eine kleinere Kopie von 1797, unter No. 9848. Goethe's Antlitz erſcheint hier ſchon gealtert, wohl nicht ſehr ähnlich; Lavater rühmt aber daran die „Verachtungskraft und die zerſchmetternde Stärke", die ſich in den Lippen ausſpricht.

Wir kommen nun zu den Darſtellungen aus Goethe's Alters-

jahren. Goethe war nicht sehr willfährig, sich im Alter abbilden zu lassen. Und doch ist uns, wie schon erwähnt, gerade sein Greisenantlitz typisch geworden, und dieser Typus zeigt uns eine imponirende Schönheit des Alters, wie sie auch den Zeitgenossen bei seinem Anblick erschien. Ferdinand August Wolf rühmte noch 1822 seine Zaubergewalt. Ein Engländer, der ihn 1827 besuchte, schilderte ihn jung und kräftig wie ein Vierziger. In gleichem Maße wurde Heinrich Heine von seiner Majestät ergriffen, daß er — wie er sich in seiner Weise ausdrückt — sich unwillkürlich nach dem Adler mit den Blitzen im Schnabel umsah. Der englische Schriftsteller Thackeray sah ihn im Jahre 1830 und erzählt uns von Goethe's klarer, rosiger Gesichtsfarbe, von seinen durchdringenden, glänzenden Augen und der ganzen Großheit seiner Erscheinung. Ein Jahr früher wurde der französische Bildhauer David von dieser Erscheinung so begeistert, daß er Goethe's Büste in der idealsten Auffassung und in kolossalem Verhältniß fertigte, um gleichsam eine Apotheose zu schaffen. Eckermann endlich, der den Dahingeschiedenen auf dem Sterbelager enthüllt erblickte, erstaunte über die Pracht der Glieder, über die mächtigen und vollen Formen der Hülle dieses unsterblichen Geistes.

Von dem geschickten Weimarischen Geschichts- und Portraitmaler Ferd. Jagemann existirt ein Oelgemälde, Goethen aus dem Jahre 1806 darstellend; dasselbe ist, von Müller Steinla gestochen, im 4. Bande des deutschen Ehrentempels erschienen. — Eine Zeichnung in Crayon-Manier von Jagemann, von 1817, giebt Goethe's Portraitbrustbild in Lebensgröße, mit dem Ordensstern. Dasselbe wird zu den ähnlichsten gerechnet. Das schöne Antlitz des Greises erscheint hier ernst und zurückhaltend. Goethe schenkte das Bild dem Philologen Wolf; später erhielt es Otto Jahn. Es ist von C. Müller in Folio gestochen worden; ein anderer Stich existirt von Bollinger und ein lebensgroßer Pariser; Steinzeichnungen von Jacob in Paris, in Wien und von Nanette V. in Paris.

Im Jahre 1810 fertigte der berühmte Portraitmaler Gerhard von Kügelgen in Dresden ein lebensgroßes Oelbild von Goethe, welches in Zelter's und später in dessen Tochter Rosamunde Besitz kam. Die Arbeit ist sehr brav, wenngleich ohne Idealität. Das Antlitz

des Sechszigers erscheint hier voll und lebendig kräftig, fast jugendlich. Knebel hielt dieses Bild für das ähnlichste. Es erschien davon ein Stich von C. Heß, bei Artaria in Mannheim, und eine Lithographie von Liepmann, Berlin 1826. Goethe erwähnt Kügelgen wiederholt in den Annalen 1808, 1809. Ein Portrait, welches Goethe bei ihm bestellt hatte, schickte er am 24. Januar 1811, prächtig eingerahmt, dem Rath Schlosser in Frankfurt a. M. Der Rahmen, geschnitzt und vergoldet, enthielt auf den vier Rändern die Namen: Goethe, Schlosser, Kügelgen MDCCCX in erhabener Schrift. Das Bild in diesem Rahmen befindet sich im Bibliothek-Saale auf Stift Neuburg. Eine Photographie als Titelbild enthalten die von Julius Frese herausgegebenen Briefe Goethe's aus Fritz Schlosser's Nachlaß. — Ein Goethebild malte Kügelgen für seine eigene Sammlung; eine Kopie davon fertigte seine Schülerin Karoline Bardua für die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold, zum Geschenk für den Grafen Reinhard, Goethe's Freund; ein Kupferstich für Artaria's Kunsthandlung ist 1819 von Heß gestochen. — Ein lebensgroßes Oelbild, von Kügelgen 1808 gemalt, ist in Besitz der kaiserlich russischen Hochschule zu Dorpat. — Von zwei Kopien, welche Kügelgen selber 1810 fertigte, gelangte die eine an den Freiherrn Franz von Bernus auf Neuburg bei Heidelberg; eine andre wurde von Dr. Rauch in Dorpat angekauft und kam in Besitz seiner Tochter, Frau Marie von Dehne, auf dem Landgute Rückel in Esthland. Eine Kreidezeichnung von Kügelgen, welche mit dem Oelbilde von 1808 große Aehnlichkeit hat, ist im Jahre 1881 aufgefunden worden; dieselbe wurde von Goethe dem Hofrath Rochlitz in Leipzig geschenkt, der es testamentarisch dem Kirchenrath Meißner in Dresden übermachte; von diesem gelangte es an seine Tochter, die Pastorin Engel in Greiz.

In demselben Jahre, wie das Oelbild des Dresdener Malers, entstand das Pastell-Gemälde von Luise Seidler, welches in den Besitz des Schuldirektors Strack und später in den der Frau Gisela Grimm zu Berlin gelangte und 1863 durch eine Lithographie von Rohrbach, welche bei Schroeder in Berlin erschien, vervielfältigt wurde. In einer Photographie von Schauer, mit der Unterschrift: Goethe, 1811, sind die Züge des Dichters treu wiedergegeben, die Kleidung aber

sichtigt, „Musik zu Goethe's Werken" in 6 Theilen erscheinen zu lassen. Es erschienen unter jenem Titel nur drei, von denen der 2. Band die eigentlichen lyrischen Gedichte enthielt. Eine spätere Gesammtausgabe sämmtlicher Goethelieder erschien in vier Bänden zu Leipzig und enthielt auch die Gesänge von Goethe's Schauspielen. Außerdem veröffentlichte Reichardt Goethe's Lieder, Oden, Balladen und Romanzen in drei Abtheilungen in Leipzig 1804; ein Arrangement für die Guitarre von Gläser erschien in Leipzig 1809.

Außer den Lieder-Kompositionen und den Gesängen zu Goethe's Schauspielen sind Reichardt's Leistungen für die Goethe'schen Singspiele anerkennenswerth, sowohl wegen der gelungenen Ausführung, wie wegen der darin herrschenden Frische, Anmuth und Herzlichkeit.

Das zweiaktige Singspiel „Erwin und Elmire", welches zuerst in der Iris von Jakobi, dann in einer Frankfurter Ausgabe von 1775 erschien, wurde zuerst von André komponirt, ein Jahr später von Stegmann (Königsberg 1776). Reichardt gab zuerst 1780 zwei Arien aus dem Singspiel heraus, dann einen vollständigen Klavierauszug 1791 bei Unger in Berlin und 1793 in der neuen Berliner Musikhandlung. In dieser Ausgabe waren jene beiden Arien: „Ihr verblühet, süße Rosen", und „Mit vollen Athemzügen" geändert. In der „Musik zu Goethe's Werken" bildet dieses Singspiel den ersten Band, mit einer Widmung an Goethe.

Es wurde zuerst am Hofe zu Weimar 1776 aufgeführt. Bei der Probe, am 15. Mai, kam die Kunde von dem Tode der Großfürstin von Rußland, der Schwester der Herzogin.

In Berlin wurde das Singspiel in einem Konzert zum Benefiz für die Sängerin Bachmann aufgeführt und erregte durch die einfache und empfindungsvolle Musik allgemeine Theilnahme; namentlich wurde das herzige Lied „Ein Veilchen auf der Wiese stand" mit Begeisterung aufgenommen. Letzteres wurde 1847 in einem Gewandhaus-Konzert zu Leipzig und gleichzeitig Mozart's Komposition desselben Liedes aufgeführt. Das Leipziger Publikum gab der Reichardt'schen Komposition den Vorzug vor der Mozart'schen. Felix Mendelssohn schreibt darüber: „Mancher, dem Musik nahe geht, konnte sich der Thränen nicht enthalten, so reizend und kindlich, so wahr und gut war

der Klang. Ein Jubel, wie wir ihn selten gehört, und ein Dakapo aller drei Strophen verstand sich von selbst; das war entschieden, als die ersten drei Takte davon gesungen waren, und mir war zu Muthe, als könnte ich das Lied nicht zwei Mal, sondern den ganzen Abend immerfort hören und nichts als das. Das bleibt zum Glück für alle Zeiten; mancher junge Musiker, der das hörte, wird besser empfinden, worauf es bei einem Gesange ankommt, als nach allen Lehrbüchern und nach allen Mustern der Gegenwart."

Das Singspiel „Claudine von Villa Bella" hatte Goethe schon 1775 vollendet, bearbeitete es aber 1786 in Italien auf's Neue. Einzelne Musikstücke nach der ersten Ausgabe erschienen von Reefe (Leipzig, 1777), von Beeke (Wien, 1784) und von F. Schneider 1805, eine Ouverture von Reinecke. In der Reichardt'schen Sammlung der Oden und Lieder von 1781 erschien die Arie „liebliches Kind" in zwei Melodien.

Das ganze Singspiel wurde in Musik gesetzt von Johann André in Offenbach (1774); von Franz Schubert (1815); und von Jos. Drechsler, Kapellmeister am Leopoldstädter Theater (1823—1829). Die Komposition der ganzen dreiaktigen Operette von Reichardt wurde 1789 in Berlin, am 29. Juli bei Hofe und am 3. und 9. August auf dem Nationaltheater aufgeführt. Goethe's Briefe an Reichardt aus jener Zeit zeigen, daß der Dichter an der Komposition und Inscenirung großen Antheil nahm. Die Operette erlebte jedoch binnen der folgenden zehn Jahre nur sechs Aufführungen. Das schöne Lied „Blumen der Wiesen" ist aber lange Zeit ein Lieblingslied geblieben. Von Franz Schubert's reizender Komposition ist leider Alles, mit Ausnahme der Ouverture und des ersten Akts, verloren gegangen.

Aus Goethe's Singspiel „Lilla", welches Reichardt 1791 komponirte, sind nur zwei Stücke: „Feiger Gedanken" und „Wir helfen gerne" bekannt geworden. — „Scherz, List und Rache" hatte Christoph Kaiser komponirt, der Goethe auf seiner italienischen Reise begleitete. Die Komposition des Singspiels ist nicht bekannt; der Künstler lebte später, wie Goethe an Zelter schreibt, „ein abstruses Leben" in Zürich, und über seine Kunst scheint man im Unklaren geblieben zu sein. — „Jery und Bätely" wurde von Fr. Ludwig Seidel komponirt. Es

ist vielleicht dieselbe Komposition, von welcher Zelter in seinem Briefe vom 4. Januar 1826 spricht; sie gefiel nicht und — wie Zelter schreibt: man forderte Reichardt's Komposition wieder. Letztere war am 30. März 1801 in Berlin zur Darstellung gelangt. — Die Komposition dieses Singspiels von Conradin Kreutzer gelangte in Wien unter großem Beifall zur Aufführung.

Im Allgemeinen sind die Goethe'schen Singspiele nur vorübergehend geschätzt worden; jetzt liegen sie leider unbenutzt und vergessen.

Neben Reichardt versuchte Karl Friedrich Zelter (1758—1832) die musikalische Wiedergeburt des Goethe'schen Liedes. Er war durch Reichardt mittelst einer günstigen Kritik im „musikalischen Wochenblatt" zuerst in die Oeffentlichkeit eingeführt worden; mit ihm rang er bald darauf um die Palme in der Komposition Goethe'scher Lieder. Im Jahre 1796 erschienen die ersten von ihm komponirten Goethe'schen Lieder, durch deren Zusendung er in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Dichter trat, welches bis an Beider fast gleichzeitiges Lebensende währte. Karl Friedrich Zelter, der Direktor der Berliner Sing-Akademie, wurde nun allmählich der „deutsche Reichs-Komponist", wie Beethoven ihn nannte. Zelter war ein ernster, tüchtiger Charakter, der zwar hinter Reichardt's vielseitigen künstlerischen Leistungen zurückstand, im Liede aber doch Ausgezeichnetes leistete. Die Sing-Akademie in Berlin und die von ihm gestiftete Liedertafel waren die stets bereiten Organe zur Aufführung seiner Kompositionen. Für die Liedertafel, deren Mitglied auch der Fürst Radziwill war, dichtete Goethe in besonderem und erkundigte sich bei ihrem Dirigenten, welche Art Poesie den Gästen wohl am meisten „ohrte". Zelter hat über hundert Goethe'sche Lieder, darunter fast alle Balladen, in Musik gesetzt; von den bekannteren Ausgaben sind folgende zu nennen: Johanna Sebus (Leipzig, Peters); die Rechenschaft (Leipzig, 1810); sämmtliche Lieder, Balladen und Romanzen (4 Hefte, Berlin); neue Liedersammlung (Zürich und Berlin, 1821); sechs deutsche Lieder für die Altstimme (5 von Goethe, Berlin, 1826); sechs deutsche Lieder für die Baßstimme (4 von Goethe, Berlin, 1826).

Wenn man an den Lieder-Kompositionen, worin sich Reichardt und Zelter als Meister zeigten, rühmen muß, daß sie kaum mehr

als die Sprachmelodie des Gedichts wiedergaben und dennoch gerade in der Melodie, und in dieser allein, eine geistige Wiedergeburt der Dichtung und den wirksamsten Impuls der Empfindung ausdrückten, so ist damit nicht gesagt, daß nicht mit den allmählich vermehrten Mitteln eine erschöpfendere und vollendetere musikalische Darstellung erreicht werden konnte. Das Gebiet der musikalischen Darstellung wurde reicher an Mitteln, und die Gesichtspunkte, aus denen der Musiker ein Werk der Poesie auffaßte, wurden freier, so daß die musikalische Wiedergabe der Dichtung in reicherem, vollendeterem und erschöpfenderem Maaße stattfinden konnte. Beiläufig sei damit zugleich der allgemein anerkannten Thatsache erwähnt, daß gerade in neuester Zeit mit jenen reicheren Mitteln ein solcher Mißbrauch getrieben wird, daß die melodische Tonverbindung, wenn solche überhaupt als Kern vorhanden ist, unter einem Wust von fadem Tongeklingel und Begleitungsfiguren völlig vergraben wird.

Den ersten Forstschritt von der Reichardt-Zelter'schen Periode zu einer ausgeführteren Behandlung des Liedes machten die beiden Berliner Künstler Ludwig Berger (1777—1839) und Bernhard Klein (1794—1832). Die beiden Meister Beethoven und Mozart gingen viel weiter; sie stellten die lyrische Stimmung im weitesten Umfange dar, aber vermittelst der instrumentalen und vocalen Erweiterung wichen sie zu weit vom lyrischen Ausdruck ab und näherten sich dem dramatischen. Mozart scheint übrigens mit Goethe's lyrischer Poesie wenig bekannt gewesen zu sein, denn nur die Musik zu dem Liede „das Veilchen" ist von ihm veröffentlicht worden; wir sagten aber schon oben, wie Mozart's Komposition dieses Liedes aus „Erwin und Elmire" weniger Beifall errang als die Reichardt'sche Komposition, ohne Zweifel, weil sie ausschließlich dem Gebiete des Kunstgesanges angehörte und des volksthümlichen Charakters entbehrte. Nicht frei von diesem Vorwurfe sind die herrlichen Goethelieder-Kompositionen von Beethoven. Bei diesem ist die Begleitung noch reichhaltiger, und das Klavier wird nicht selten noch durch Streichinstrumente verstärkt; der Inhalt des Gedichts wird scenisch erweitert und in allen einzelnen Theilen selbstständig. Die Gesänge, welche Op. 52 erschienen, Gedichte von Claudius, Bürger, Goethe, Lessing

und Sophie Mereau, sind noch natürlich und einfach, denn sie gehören zu den ersten Jugendarbeiten des Meisters; besonders reizend ist das „Mailied" von Goethe. Zu dem Gedicht „die Sehnsucht" erschienen in Nr. 38 vier Melodien. Op. 75 und 83 enthalten neun Goethelieder, welche der Fürstin Kinska gewidmet wurden, darunter die schönen Gesänge: „An den fernen Geliebten"; „der Zufriedene;" „neue Liebe, neues Leben;" „Wonne der Wehmuth". Erhaben ist das Bundeslied „In allen guten Stunden", welches er 1822 für den Tenoristen Ehlers komponirt haben soll, der es in Petersburg in einem Konzert vortrug. Es erschien als Opus 122 für zwei Stimmen und Chor, mit Begleitung von Klarinetten, Hörnern und Fagotten. Die Komposition zu den beiden vereinigten Gedichten „Meeresstille und glückliche Fahrt", welche er im 112. Werke „dem unsterblichen Goethe" widmete, ist eines der großartigsten Tongemälde, worin ein ganzes Orchester und ein Chor mitwirken. Es kann den schönsten Gemälden der Pastoral-Sinfonie zur Seite gestellt werden. Beim Hören dieser Klänge fühlt man sich auf das todtstille Meer versetzt; leise nur, unmerklich regen sich die Wellen in der ungeheuren Weite; nur ein einzelner Schrei des Entsetzens unterbricht die angstbeklommene Stille, bis endlich die Nebel zerreißen und unter dem auflebenden Durcheinanderströmen der Instrumente der jauchzende Ruf erschallt: „Land! Land!"

Die genialsten Nachfolger der Reichardt-Zelter'schen Periode für die Lieder-Komposition sind Schubert und Schumann. Beide gestatten sich den Reichthum einer scenischen Erweiterung, eine vollendete Architektonik, einen tiefen, erschöpfenden Ausdruck und die weitesten Modulationen, aber sie verlieren dabei nicht die lyrische Gedrängtheit und den knappen, treuen Ausdruck der Liedform.

Robert Schumann wurde, seiner verwandten Natur gemäß, mehr auf Heinrich Heine's als auf Goethe's Lyrik hingewiesen. Franz Schubert dagegen schloß sich mit Vorliebe an Goethe an; unter allen seinen zahlreichen Lieder-Komsitionen ragen die der Goethe'schen Gedichte durch vollendete Form und musikaliche Auffassung hervor. Goethe hatte in seinen Liedern die geheimnißvolle Bedeutung gegeben, die er dem Volksliede abgelauscht hatte; es war dasselbe Element, welches

auch dem Musiker durch seine Naivetät und unversiegbare Gemüthlichkeit eine Fülle mannigfaltiger Gestaltungen darbietet, dasselbe Element, welches die größten musikalischen Meister künstlerisch durchbildeten. Dieser volksthümliche Ton sicherte auch der Schubert'schen Liedermusik ihre durchgreifende Wirkung.

Den entscheidendsten Einfluß für Schubert's Ruhm und die günstige Aufnahme seiner Gesänge hatte die Komposition des „Erlkönig". Dasselbe Gedicht hatten Schlözer, Löwe, Romberg und C. Blum komponirt. Franz Schubert, damals erst neunzehn Jahre alt, gab ihm jene wunderbare Melodie, die zu den schönsten Schöpfungen der Tonkunst gerechnet werden kann. Am 25. Januar 1821 sang der Dilettant Gymnich das Lied zum ersten Male öffentlich in einem Wiener Musikverein; am 7. März wurde es durch Vogl in einer musikalischen Akademie im Kärnthnerthor-Theater vorgetragen und erhielt stürmischen Beifall. Im Februar 1821 erschien es im Stich, für eigene Rechnung des Komponisten, in Kommission bei Diabelli, und wurde als Op. 1 dem Grafen Dietrichstein gewidmet. Der hochbetagte Goethe, der fast keine Notiz von seinem genialsten Komponisten nahm, erklärte doch dieses Lied, als es ihm 1830 in Weimar vorgesungen wurde, für eine großartige künstlerische Leistung und küßte die Sängerin, Wilhelmine Schröder-Devrient, auf die Stirn.

Schubert hat mehr als ein halbes Hundert Goethe'scher Gedichte komponirt. „Suleika" und das „Geheimniß" erschienen in Op. 19 und 31; „Suleika" wurde 1825 von der Milder in einem Konzert zu Berlin vorgetragen. Die Cantate „Prometheus" kam 1816 in Wien, aber nur mit Klavierbegleitung, zur Aufführung und fand großen Beifall; 1819 wurde sie zum letzten Male in einer Privatgesellschaft in Wien aufgeführt; der Vortrag der Cantate, welcher 1820 im Augarten beabsichtigt wurde, kam nicht zu Stande. Die drei Lieder: „An Schwager Kronos", „Ganymed" und „An Mignon" in Op. 19, widmete Schubert dem Dichter und schickte sie ihm im Manuskript nach Weimar. „Willkommen und Abschied", 1822 komponirt, erschien als Op. 56, „Jägers Abendlied", „Wonne der Wehmuth", „Wanderers Nachtlied", „Haidenröslein" u. A. erschienen zu verschiedenen Zeiten. „Rastlose Liebe", „Nähe des Geliebten", „erster Verlust", „der Fischer", „König in

Thule" als Op. 5, „Wanderers Nachtlied" in Op. 4, „Geistesgruß" (in zweiter Bearbeitung) Op. 92. Mit Beethoven trat Schubert im „Bundeslied" und in „Meeresstille" in die Schranken. „Schäfers Klagelied" war das erste Schubert'sche Lied, welches zu öffentlichem Vortrag gelangte; der Tenorist Jäger sang dasselbe am 28. Februar 1819 in einem Konzert in Wien. Es wurde nebst „Jägers Abendlied", „Haidenröslein" und „Meeresstille" als Op. 3 veröffentlicht. Der Geisterchor („Gesang der Geister über den Wassern"), achtstimmig gesetzt, kam gleichzeitig mit dem „Erlkönig" in jener erwähnten Akademie im Kärnthnerthor-Theater zum ersten Male öffentlich zu Gehör, befriedigte aber das unverständige Theater-Publikum nicht und gerieth in Vergessenheit, bis er 1858 durch eine Aufführung des Wiener Männer-Gesang-Vereins unter großem Beifall wieder aufgenommen wurde.

Den „Gesang der Geister über den Wassern" hat Schubert als Kantate behandelt, und die Erwähnung dieses Tonstücks führt uns auf die Komposition zweier anderer Dichtungen, welche Goethe eigens für diese musikalische Form bestimmt hatte: „Rinaldo" und „die erste Walpurgisnacht".

Die Cantate „Rinaldo" hat der Dichter auf eine Strophe aus dem 14. Gesange von Tasso's befreitem Jerusalem gegründet. Rinaldo soll den zauberischen Verlockungen der Armide entrissen werden; kriegerische Pflicht kämpft mit leidenschaftlicher Liebe, bis der mannhafte Entschluß siegt, den die Freunde des Helden ermuthigen und unterstützen. Johannes Brahms, der Schüler Schumann's, hat diese Dichtung, die sich so vortrefflich für die Komposition eignet, in Musik gesetzt und die Verbindung der heroischen und zarten Momente der Dichtung in der gelungensten Weise durch die grandiosen und sanften Wirkungen der Tonkunst dargestellt.

„Die erste Walpurgisnacht" (nicht zu verwechseln mit der Walpurgisnacht im Faust) stellt die Feier der ersten Mainacht und der Aehrenhüterin Walpurgis dar, einen Kampf zwischen Druiden und christlichen Priestern, das Fest des Erwachens der Natur mit den Opfern der Druiden, heilig und wild. Es existirt eine Komposition dieser Cantate von P. Grönland, welche in Leipzig bei Breitkopf & Härtel erschienen ist. Mendelssohn begann die seinige im

Anfange des Jahres 1831 zu Rom, vollendete sie aber erst im Juli auf Isola-Bella; die Ouvertüre wurde erst im folgenden Jahre zu Paris geschrieben. Das Tonstück ist ein düsteres und leidenschaftliches Gemälde von großartigem, religiösem Charakter, eine der merkwürdigsten Schöpfungen des Meisters, worin er namentlich seine Kenntniß der Orchesterwirkungen bewährte. Einzelne Effekte, wie der plötzliche Uebergang vom Winter zum Frühling, sind herrlich dargestellt; die Hauptscene aber, der dämonische Gesang beim Sabbath, erscheint fast übertrieben und überkünstelt. Berlioz hatte das Werk in Frankreich gerühmt; es kam 1853 zwei Mal zur Aufführung im Pariser Konservatorium; 1872 fand es, in einer besseren Uebersetzung des Textes, größeren Beifall in den Kasino-Konzerten.

Keine Dichtung der Welt hat die bildenden Künstler und die Musiker in gleichem Grade zu genialen Wettkämpfen angeregt, wie Goethe's „Faust". Zu Goethe's Drama bildet den Kern die Volksmythe, in welche sich Fragmente der Edda gerettet hatten. Die Mythe vom Faust war durch den Engländer Marlowe auf die Bühne gelangt, dann zum Puppenspiel hinabgesunken, dann durch Lessing's Hände gegangen. Dann nahm sie Goethe in Besitz und verlieh den verblichenen Tapetenfiguren poetischen Glanz und die Bedeutung ergreifender Charaktere; er schilderte die moralische Welt neben der Hölle, in einer Mischung von nordischer, griechischer und christlicher Mythologie. Lange Zeit arbeitete er an dem Werk und mancherlei Umwandlungen erlitt es an Stoff, Styl und Weltanschauung. Der erste Theil entstand in frühester Jugend (etwa 1772), wurde erst 1790 als Fragment und 1808 in seiner vollendeten Gestalt veröffentlicht; der zweite Theil wurde erst 1832 abgeschlossen; im ersten Theil wiegt die specifische Fabel vor, im zweiten das allgemein Ideale.

Sehr treffend bemerkt Riehl (Musikal. Charakterköpfe, 2 Bd.): „Die Faustsage ist nun einmal von der modernen Poesie zu einer wahren Welttragödie des zweifelnden, strebenden, irrenden Menschengeistes erweitert worden, und in dieser Welt haben alle Künste ein redlich Stücklein Raumes, je nach ihrer Art, sogar die Musik. Goethe's „Faust" und Mozart's „Don Juan" erscheinen wie die zwei größten Weissagungen der Romantik im Sehergeiste zweier klassischen Großmeister.

Was Wunder, daß sich alsbald über's Kreuz die romantischen Musiker des Faust bemächtigten und die romantischen Dichter des Don Juan?"

Nach Goethe wurden eine Menge Poeten zu Faustdichtungen begeistert: Müller, Klinger, Schink, Graf Soden, Stolte, Schreiber, Bernard, Chamisso, Schöne, Klingemann, von Voß, Lenau u. A. — Maler und Zeichner, wie Karsten, Moritz Retzsch, Cornelius, Ary Scheffer und Delacroix, schufen bedeutende Kompositionen nach „Faust". — Die Musiker aber übertrafen alle übrigen Künstler an Zahl und an Großartigkeit der Schöpfungen, welche durch jenes unvergängliche poetische Werk angeregt wurden.

Unter den früheren vereinzelten Kompositionen zu Goethe's „Faust" sind zu nennen: M. Hauptmann, „Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa"; Kienlein, „Lieder aus Goethe's Faust"; E. Kreuzer, „Gretchen's Klagelied"; J. A. Lecerf, „neuere Gesänge zu Goethe's Faust"; Stöpel, „Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa"; Nußbaumer, „Gretchen (Meine Ruh' ist hin)"; Bernh. Klein, „Ach neige, du Schmerzensreiche".

Zahlreiche Tonsetzer unternahmen die riesenhafte Aufgabe, den „Faust" als Oper darzustellen oder einzelne Theile dramatisch-musikalisch zu bearbeiten. Der berühmte Violinist Joseph Strauß, Schüler von Albrechtsberger, ließ 1814 „das Leben und die Thaten Faust's" zu Temesvar aufführen. — Bald darauf erschien auf dem Schikaneder-Theater zu Wien „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" von Johann Georg Lickl, einem ungarischen Kapellmeister. — Ignaz Xavier von Seyfried, Schüler von Mozart, Haydn und Winter, ließ 1820 ein Melodrama „Faust" in Wien aufführen. — Fünf Jahre später wurde auf dem Coventgarden-Theater eine Oper „Faust" aufgeführt, komponirt von dem englischen Tanz- und Vaudeville-Komponisten Bishop. — Karl Eberwein, Musikdirektor in Weimar, durch Zelter gebildet und mit diesem und Goethe in engster Verbindung, von Beiden wegen seiner Lieder-Kompositionen zum „Divan" geschätzt, ließ in Weimar eine Ouvertüre zu „Faust" aufführen. — Im Jahre 1827 kam eine Oper „Faust" von Béancourt auf dem Nouveauté-Theater zu Paris zur Aufführung. Der Stoff war nach Goethe's Drama bearbeitet, der Text von Théaulon

und Gondelier faſt burlesk, die Muſik aus verſchiedenen Opern zuſammengewürfelt.

Viel würdiger und gelungener war die „Fauſt"-Oper von dem Baron von Pullaert, einem franzöſiſchen Offizier, welche 1814 mit großem Erfolge zu Brüſſel gegeben wurde. — Eine erhabene Auffaſſung der Goethe'ſchen Dichtung und wahrhaft künſtleriſch-muſikaliſche Ausarbeitung zeigte, wie die franzöſiſche Kritik anerkannte, die von Fräulein Bertin für die italieniſche Oper zu Paris komponirte Oper „Fausto", die am 8. März 1831 zur Aufführung kam.

In Deutſchland erſchien im folgenden Jahre die Oper des württembergiſchen Kapellmeiſters Lindpaintner, welche in Stuttgart und in Berlin zu wiederholten Malen unter großem Beifall gegeben wurde. — Fürſt Anton Radziwill widmete einen großen Theil ſeiner Lebenszeit der Kompoſition des „Fauſt", die er zu einem bewundernswerthen muſikaliſchen Gedicht abrundete; ſeit dem Jahre 1814, wo Goethe ſich mit Lob und Bewunderung über dieſe Tonſchöpfung äußerte, wurde ſie mehrmals in der Berliner Akademie und bei Hofe, ſowie auch in anderen Städten Deutſchlands zu Gehör gebracht. Im Monat Mai 1819, als Goethe's Sohn Auguſt mit ſeiner Gattin Berlin beſuchte, fand eine glänzende Aufführung dieſer „Fauſt"-Kompoſition im Schloſſe Montbijou ſtatt. — Julius Rietz, der Schüler Zelter's und Freund von Felix Mendelsſohn, brachte 1836 eine „Fauſt"-Kompoſition auf das Düſſeldorfer Theater. — Die Hauptſcenen aus „Fauſt" komponirte Conradin Kreutzer in einer Reihe wundervoller Muſikſtücke und brachte ſie in Wien zur Aufführung.

Den größten Erfolg hatte auf Deutſchlands Bühnen die Fauſt-Oper von Ludwig Spohr, die 1814 zuerſt in Frankfurt gegeben wurde; auf dem Theater an der Wien, für welches ſie urſprünglich geſchrieben worden war, kam ſie erſt ſpäter zur Aufführung. Der Text, von Bernard, lehnt ſich nur leicht an das Goethe'ſche Drama und die Handlung beſchränkt ſich faſt nur auf die beiden Hauptfiguren „Fauſt" und „Mephiſto". Spohr ſchuf das Werk in vier Monaten unter Anregung Meyerbeer's, der die Oper auch zu wiederholten Malen auf die Berliner Bühne brachte. In Paris, wo die Oper im Jahre

1830 von einer deutschen Truppe im Saale Favare gegeben wurde, fand man die Musik zu wenig melodisch und vorherrschend scholastisch. In Deutschland hielt sie sich länger als dreißig Jahre auf dem Repertoire, bis sie hinter Gounod's Oper zurücktrat.

Den ersten Gedanken an eine französische Faust-Oper sprach der Tenorist Roger aus, als er im Sommer 1851 in Berlin auftrat. „Vielleicht," — so schreibt er nach Paris, nachdem er einer Aufführung des Dramas beigewohnt hatte, — „vielleicht wäre es möglich, eine Oper für Paris daraus zu machen; man müßte den rein philosophischen Theil bei Seite lassen, sich an das Phantastische wagen und es mit den scheinbaren aber nicht wirklichen Unmöglichkeiten der Scenirung aufnehmen." — Gounod unternahm das Wagestück mit gutem Erfolg. Der „Faust" von Gounod ist ein Werk, welches von einem reichen Talent zeugt und den Anforderungen des Publikums insofern vollkommen entspricht, als es hauptsächlich die dramatischen Momente der Goethe'schen Dichtung hervorhebt; die Letztere, obgleich frei behandelt, ist doch mit ihrem Kern und mit allen Hauptscenen zu Grunde gelegt. In den melodischen Scenen zwischen „Faust" und „Margarethe" erklingt eine lyrische Sanftmuth und Innigkeit, die bei den Franzosen selten zur Erscheinung kommt; andererseits sind die Gefängnißscene, einzelne leidenschaftliche Monologe, Valentin's Verwünschung und andere dramatische Momente in dem kraftvollsten Effekt wiedergegeben. — Ein anderer Franzose, der verkannte Hektor Berlioz, stellte einzelne Scenen aus Goethe's Dichtung zu einer dramatischen Legende zusammen, einem Werke voll Leben und glühender Farben. Die musikalische Legende heißt „Faust's Verdammniß", denn, abweichend von Goethe's Original, wird Faust nicht gerettet, sondern der ewigen Strafe überliefert. Den Text hat der Komponist selber zusammengestellt und durch Gardonnière metrisch bearbeiten lassen; zur Ergänzung dienten Fragmente aus Nerval's Uebersetzung von Goethe's „Faust". Die Liebes-Episode bildet das Hauptmotiv. Den „Rakoczy-Marsch", mit welchem Berlioz so großen Beifall in Ungarn geerntet hatte, nahm er in die Partitur auf; zu diesem Zweck wurde der Schauplatz nach der ungarischen Ebene verlegt. Berlioz wollte diese Komposition anfänglich als Opéra-Concert bezeichnen,

nannte sie aber später eine Legende. Sie nähert sich der Form nach der Oper und enthält vier in Scenen gegliederte Akte. Der „Rakoczy-Marsch“ und der „Sylphentanz“ sind am meisten bekannt geworden. Daniel Bernard, Berlioz's Biograph, sagt über das Werk: „Es kommen darin keine Dekorationen vor, welche die Illusion stören; die Musik allein trägt uns auf den Flügeln der Chimäre. Dieses Werk wetteifert mit den größten Meisterwerken und wird durch keines verdunkelt; es kämpft mit Goethe's Gedicht, ohne sich beherrschen zu lassen. Man denkt unwillkürlich an Michael Angelo und sieht in der Einbildung die riesigen Gemälde in der sixtinischen Kapelle.“ — Das Werk entstand auf der Reise in Oesterreich, Ungarn und Rußland. In einem Wirthshause in Passau schrieb er die Introduktion, die folgenden Stücke in Wien und Prag, den Rest in Paris. Die Komposition wurde in verschiedenen Hauptstädten Deutschlands zur Vollendung gebracht. Die gebildeten musikalischen Kreise Deutschlands nahmen Berlioz' phantasiereiches, glänzendes Werk mit großem Beifall auf. In Wien wurde „Faust's Verdammniß“ am 16. December 1866 mit großem Beifall im Redouten-Saale von 300 Sängern und 150 Instrumentisten aufgeführt. Ebenso große Triumphe errang es in Rußland. Nach der Aufführung der beiden ersten Akte in Petersburg ließ die Kaiserin, welche dem Konzert beiwohnte, den Komponisten rufen und stellte ihn lobpreisend ihren Söhnen vor. In Frankreich dagegen, wo es 1846 in einem Konzert in der Pariser komischen Oper aufgeführt wurde, blieb es gänzlich ohne Verständniß und Anerkennung. Größeren Beifall erhielt ein Jahr später das im Saal des Pariser Konservatoriums aufgeführte lyrische Poem „Margarethe und Faust“ von Henry Cohen. Berlioz' „Damnation de Faust“ hat erst in jüngster Zeit in Paris sowohl, wie auch in England und Amerika bessere Würdigung gefunden und ist wiederholt mit großem Erfolge zur Aufführung gekommen.

Im Jahre 1851 trat Franz Liszt mit einer Faust-Sinfonie auf, bestehend in einer Trilogie aus drei Charakterstücken. Faust wird in einem Allegro personifizirt, Margarethe in einem Andante soave, Mephisto in einem Scherzo molto vivace ironico; den Schluß bildet ein Andante, worin der mystische Schlußchor aus

dem zweiten Theil des Drama aufgenommen ist. Es ist eine merkwürdige Komposition, eine geniale Zusammenstellung von zarten, schwungvollen und infernalischen Wirkungen. Liszt hat außerdem zwei „Faust-Episoden" geschaffen: die „nächtliche Prozession" und den „Mephisto-Walzer" — beide lehnen sich freilich nicht unmittelbar an Goethe's, sondern an Lenau's „Faust". Liszt's „Faust"-Musik wurde am 6. August 1861 im großherzoglichen Theater zu Weimar unter Bülow's Direktion aufgeführt. Richard Wagner, der anwesend war, erklärte sie für „göttlich schön". Die erste Aufführung in Berlin geschah am 19. Januar 1885.

Im Jahre 1839 wurde in Paris ein Orchester-Stück von Richard Wagner aufgeführt, welches später als Ouvertüre veröffentlicht wurde und den ersten Satz einer großen Faust-Sinfonie bilden sollte. Diese Faust-Ouverture wurde zum ersten Male am 22. Juli 1844 in dem Palais des großen Gartens zu Dresden in einem Konzert zum Besten der Armen aufgeführt; zum zweiten Male im April 1852 zu Weimar, unter Liszt's Leitung. Drei Jahre später überarbeitete Wagner das Stück noch ein Mal. Am 30. April 1871 wurde es im Saale der Sing-Akademie unter Stern's Leitung aufgeführt und bald darauf noch ein Mal, von Wagner selber dirigirt.

In Italien erschien Gordigiani's Faust-Oper 1837 auf dem Theater Pergola zu Florenz, konnte aber schon wegen des schlechten Textes keinen Beifall gewinnen. Ebenso wenig Glück hatte Arrigo Boito's Oper „Mefistofele", welche dreißig Jahre später auf dem Scala-Theater zu Mailand gegeben wurde. Im Jahre 1875 erschien diese Oper nach einer gründlichen Umarbeitung wieder in Bologna und bald darauf in anderen italienischen Städten und wurde überall mit großem Beifall aufgenommen. Den größten Erfolg gewann sie aber erst in der Saison 1880 auf dem Theater of Her Majesty zu London, in Petersburg und in Prag, wo sie, im deutschen Landestheater glänzend ausgestattet, einen fremdartigen aber fesselnden Eindruck machte. Der stürmische Beifall, mit dem sie aufgenommen wurde, sichert ihr die nächst bevorstehenden Aufführungen auf allen großen Bühnen Europas. Der Komponist, ein Schüler Richard Wagner's, hat auch das Libretto verfaßt, indem er die Hauptscenen des Goethe'schen Dramas benützte, und ein glänzendes Werk von

klassischer Bedeutung geschaffen. Mephisto ist die Hauptgestalt, Margarethe erscheint nur in der Gartenscene und im Kerker. Das dramatische Interesse wird durch wirksame Bühnen-Effekte getragen und durch eine nicht bloß deklamatorische sondern auch melodiöse Musik erhöhet und vergeistigt. — In Belgien wurde ein Konzertstück mit Chören von Josef Gregoir im Jahre 1847 zu Antwerpen aufgeführt, worin die Hauptscenen des „Faust", vorzugsweise sentimentalen Charakters, behandelt sind; das dämonische Element und der Mephisto selber sind weggelassen. — Wenige Jahre später erschien in England „Faust" als Oratorium, komponirt von Hugh Pierson; ein Ballet „Faust" von Adolphe Adam war 1822 auf dem Kings-Theater zu London unter großem Beifall gegeben worden. — Ein musikalisches Drama von dem Professor der Musik Ferdinand von Roda kam nur ein Mal, zu Rostock 1872, zur Aufführung, obgleich es wirklichen dramatischen Werth hatte und auch mit Beifall aufgenommen wurde.

Die letzte der dramatischen Kompositionen des „Faust", welche bisher erschienen sind, ist die des Norwegers Eduard Lassen, des Komponisten von „König Edgar" und „Frauenlob", zwei Opern, welche großen Beifall gefunden hatten. Das Faust-Opus gelangte durch Liszt's Einfluß im Jahre 1874 in Weimar zur Aufführung. Das Werk, aus fünfzig Scenen des Goethe-Drama bestehend, ist eine höchst merkwürdige Tonschöpfung, worin sich eine tiefe Auffassung des Gedichts, eine charakteristische Wiedergabe der Hauptmomente, Gewandtheit in der musikalischen Behandlung und eine erfindungsreiche Phantasie kundgeben. In Berlin kam diese Tonschöpfung zuerst am 3. und 4. Juli 1880 im Viktoria-Theater zur Aufführung, als instrumentale Dekoration zu Otto Devrient's Bearbeitung des „Faust", einem großartigen Unternehmen, die beiden Theile des Drama zu einem bühnengerechten Mysterium zu gestalten. Man muß zugestehen, daß sich die musikalische Schöpfung eines Jüngers von Richard Wagner gerade neben dieser Auffassung, wonach das Poem als eine Feerie im erhabensten Styl erscheint, als feinsinnige und geistreiche Lösung einer der schwierigsten Kunstaufgaben offenbart.

Leider nur fragmentarische Kompositionen des „Faust" oder

unvollendete Meisterwerke sind uns von zwei Koryphäen zu Theil geworden: von Franz Schubert und Robert Schumann.

Franz Schubert beschränkte sich auf die Komposition von vier Liedern aus dem „Faust", die er aber zu dramatischen Scenen oder wenigstens zu Tongemälden, im engen Rahmen des Liedes, aber von dramatischer Wirkung gestaltete. So namentlich die Scene in der Kirche (in Lief. 20 des Nachlasses), „Gretchen vor dem Bildniß der Mutter Gottes" und ein Engelchor. Letzterer ist nicht veröffentlicht worden. In einfacher Liedform ist die Ballade vom „König in Thule" gehalten (Op. 5). „Margarethe am Spinnrade" schildert dagegen in völlig dramatischem Ausdruck die abwechselnden Regungen der leidenschaftlichen, zärtlichen Liebe, der Sehnsucht und frommen Ergebung. Letztere Komposition gehörte zu den Schubert'schen Gesängen, welche zum ersten Male am 25. Januar 1821 in Wien öffentlich vorgetragen wurden; sie erschienen als Op. 2, mit einer Widmung an den Reichsgrafen Moritz Fries. — „Gretchen's Bitte" aus „Faust" fand sich als Fragment in Schubert's Nachlaß.

Der „Faust" von Robert Schumann ist unvollendet geblieben. Diese Musik ist, wie die Dichtung, nicht in einem Zuge geschaffen, sondern aus einzelnen, weit aus einander liegenden Bruchstücken zusammengefügt. Den geistigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Scenen muß der Hörer aus der Dichtung ergänzen. Der Komponist wendete sich dieser Schöpfung immer von neuem zu, mit der nämlichen Lust, wenngleich nicht mit gleichem schöpferischem Vermögen (vergl. Otto Grumprecht „Neuere Meister"). Der Epilog und die geniale dritte Abtheilung, welche noch eine Fülle unversehrter Kraft zeigt, wurde 1844 geschaffen, die übrigen Stücke wurden in der Zeit von 1847 bis 1854 beendet, gelangten theilweise in Leipzig, Dresden und Weimar zur Aufführung, wurden aber erst nach dem Tode des Meisters veröffentlicht. Schumann wollte die „Faustscene" mit seinem eigenen genialen musikalischen Apparat illustriren. Während Berlioz es für unmöglich hielt, sich bei einer musikalisch-dramatischen Komposition streng an das Gedicht zu halten, ist Schumann dem Worte des Textes treu geblieben und verschärft oft nur den Dialog und die Deklamation durch musikalische Accente. Es ist viel-

fach geltend gemacht worden, daß manche Stellen sich nicht zu einer musikalischen Behandlung eigneten; jedenfalls aber hat Schumann die Aufgabe, die er sich stellte, in wahrhaft meisterhafter Weise gelöst. Die erste unvollendete Abtheilung enthält drei einzelne Stücke aus dem ersten Theile des „Faust"; die Scene im Garten, Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa, die Scene im Dom. Die zweite Abtheilnng enthält Stücke aus dem zweiten Theile des „Faust": Sonnenaufgang, Mitternacht, Faust's Tod. Die dritte, vollendete Abtheilung umfaßt die bedeutendsten Nummern, welche die Schlußscene des zweiten Faust-Theils bilden. — In der Gartenscene ist die keusche, naive Liebe Gretchen's in der süßesten Weise, aber durch einfachere Mittel als bei Schubert ausgedrückt, durch eine feine Deklamation und eine sanfte Orchesterbegleitung. In der Scene im Dom ist die reuevolle Klage des unglücklichen Mädchens in erschütternder Weise dargestellt. Die Vorwürfe kommen nicht, wie nach Schubert's Auffassung, aus der Stimme des Gewissens, sondern von einem persönlichen Dämon, dessen Erscheinen die Scene dramatisch wirksam macht. Die Scene vor dem Bilde der Schmerzensmutter wirkt ergreifend und rührend durch die musikalische Erhöhung der dichterischen Form. Reich und geheimnißvoll ertönt der Geisterchor vor dem Sonnenaufgang, erhebend der Monolog Faust's: „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig." Charakteristisch, trüb in die Seele klingend ist der Gesang der grauen Weiber um Mitternacht; der Dialog Faust's, der anscheinend wenig musikalisches Interesse bietet, ist doch meisterhaft behandelt. Wahrhaft erschütternd wirkt die Scene vor dem Palast, wo Faust sterbend, aber noch von eitlen Plänen verblendet erscheint. Ueberaus bewundernswerth und am bedeutungsvollsten sind die Nummern der dritten Abtheilung aus dem letzten Kapitel des zweiten „Faust" behandelt: der Chor der Anachoreten, der die Entwickelung beherrscht; der schwebende Klostergesang des Pater extaticus; das weihevolle Pater profundus und der Gesang des Pater seraphicus, in welchen der herzgewinnende, glückselige Chor der Knaben einstimmt; die innigen Chöre der Engel nach dem Gesange des Doktor Marianus und endlich die gedrängte Fassung des Schlußchors, der sich in sanfte seraphinische Klänge verliert. —

verändert. — Außer jenem Gemälde fertigte Luise Seidler ein Jugendbild von Goethe, seine Ankunft in Weimar, im Geleite holder Genien, darstellend; in wessen Besitz dasselbe kam und ob es kopirt wurde, ist nicht bekannt.

1812 oder im folgenden Jahre erschien eine Zeichnung von dem sächsischen Hofmaler Anton Graff, im edelsten Style ausgeführt. Von diesem Goethebilde ist ein vortrefflicher Stahlstich von Karl Barth veröffentlicht worden.

Ein Miniaturbildniß Goethe's, von dem sächsischen Hofmaler Joseph Raabe vermuthlich 1809 gemalt, zu welchem zwei andere, von Goethe's Gattin und Sohn, als Pendants gehören, ist im Besitze der Familie von Goethe in Weimar. — Ein Goethebild von demselben Künstler, in Oelfarbe auf Kupfer gemalt, vom Jahre 1811, ist wenig bekannt geworden; dagegen aber das 1814 auf Holz gemalte Bild, welches Goethe an Boisserée schenkte. Der alte Dichtermeister erscheint hier mit kurz geschorenem Haar, den Mantel hoch über die Brust geschlagen; die Gesichtszüge weichen von der üblichen Auffassung ab. Ein Stich von Rahl nach diesem Gemälde ist als Vignette in einer Ausgabe von Goethe's Werken benutzt worden; ein anderer Stich von Weber erschien in Cotta's Verlage; eine Lithographie von Strixner in Paris fand weitere Verbreitung.

Im Jahre 1819 malte der Engländer Dawe, russischer Hofmaler, Goethe nach dem Leben, in Halbfigur. 1821 im März wurde ein Stich nach diesem Gemälde von Thomas Wright ausgegeben, Desselben geschieht Erwähnung im 32. Bande von Goethe's Werken, S. 200; ferner in Goethe's Briefen an Hüttner vom 18. August, 22. September und 21. Oktober 1820; bei Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen. Auf dem Umschlage des 1. Heftes im 3. Bande von Kunst und Alterthum stand folgende Anzeige: „Goethe's Brustbild in punktirter Manier, überaus zierlich und zart behandelt, doch kräftig und von schöner, malerischer Wirkung. Dieses Blatt kann, bloß als Kunstwerk betrachtet, für gut und verdienstlich gelten; überdem ist es aber auch unter den vielen in Kupfer gestochenen Bildnissen des Genannten dasjenige, welches ihn am ähnlichsten darstellt." — Goethe selber äußerte darüber: „Man hält es für das beste, das

von mir existirt; nur wollen Freunde behaupten, daß ich nicht immer so gutmüthig aussehe." — Der russische Staatsrath Schukoffsky schrieb darunter russische Verse, welche K. W. Müller in folgende deutsche Hexameter übersetzte:

„Alles umfassend, so schwebt Er, und fesselos über der Erde;
Alles durchdringet sein Geist, nichts legt ihn jemals in Banden."

Andere Stiche nach Dawe's Gemälde sind von Riepenhausen in Stammbuchformat und von Sichling erschienen.

Von Kolbe in Düsseldorf wurde außer dem erwähnten Jugendbilde in der Jenenser Bibliothek im Jahre 1820 ein lebensgroßes Bild in Oel gemalt, welches in Besitz des Regierungsrathes Joh. Schulze in Berlin gelangte. Nach diesem Gemälde entstand eine Zeichnung von Mandel, die von Knolle in Kupfer gestochen wurde. — Ein anderes Oelbild, Brustbild, von Kolbe, welches Hofrath Schöll in Weimar besitzt, stellt Goethe im 73. Jahre dar; wahrscheinlich dasselbe, über welches sich Zelter günstig aussprach, das Goethe selber aber nicht erfreulich fand. — Ein Goethebild, von Kolbe im Mai 1822 gemalt, welches den Dichter im Frack mit allen Orden, vornehm und gemessen darstellt, gehörte der Düsseldorfer Galerie, wo es Zelter im September 1823 gesehen hat. Ein mit diesem übereinstimmendes Gemälde, vermuthlich eine Kopie, mit Kolbe's Namen und der Jahreszahl 1822 versehen, besitzt der Brauereibesitzer Schäfer in Friedrichshagen bei Berlin. Laut einer Familientradition erhielt die Mutter des Inhabers, die „Löwenwirthin" in Weimar, dieses Bild von Goethe als Gegengeschenk, als sie ihm an seinem 80. Geburtstag eine ererbte Münzsammlung zugesendet hatte.

Im Jahre 1820 malte auch der Berliner Maler Franck ein Bildniß Goethe's, welches in Berlin ausgestellt wurde. Wir erwähnten bereits, daß Friedrich August Wolf sich noch für die äußere Erscheinung des Dichtergreises begeisterte: In Bezug auf das Franck'sche Bild, worin Goethe noch in männlicher Kraft erscheint, dichtete er folgende Verse:

„Endlich schau' ich Dich wieder, Götterjüngling!
Sei mir würdig gegrüßt, Du Hochgeliebter!
Deß so sprechendes Bild ich stets vermißte,

Das mit Zaubergewalt um sechs und dreißig
Jahr' in eigene Jugend mich zurücktäuscht,
Und des Alters verhaßte Schwell' hinweghebt.
Nie nun rücket das Bild von meiner Seite,
Es mag lindern der weiten Trennung Sehnsucht;
Freundlich weil' es um mich mit dieser heitern
Stirn', dem sinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage spreche sein Mund mir Lebensmuth zu."

Aus demselben Jahre rührt eine sehr seltene Silhouette her, welche Goethen in Weimarischer Hofuniform vorstellt; ein Exemplar besaß Herr Kräuter in Weimar.

Im Jahre 1823 wurde Goethe's Bild zu Karlsbad von Kiprinski gezeichnet; davon erschien 1826 eine Lithographie von Grevedon in Paris, in großem Folio.

Das von dem berühmten Zeichner Vogel von Vogelstein gefertigte Brustbild entstand in demselben Jahre und wurde von Semmler gestochen, von Benedixen lithographirt. Es stellt Goethen mit gealterten, nicht gerade lebhaften Zügen dar.

Berühmt ist das Brustbild Goethe's, welches der Porzellanmaler Ludwig Sebbers aus Braunschweig 1826 auf einer Porzellantasse ausführte. In dem Reimkatalog des Weimarischen Bibliotheksbeamten Grosser heißt es, Goethe hätte vierundbreißig Mal dazu gesessen; Goethe selber spricht nur von zwanzig Malen. „Ich würde mir das nicht gefallen lassen, wenn Sie nicht ein großes Talent besäßen," soll er zu dem Maler gesagt haben. Das Bild stellt Goethen im Schlafrock und ohne Halstuch dar und giebt das äußerlich Natürliche mit einer übermäßigen Genauigkeit wieder. Der alte Goethe'sche Sekretär äußerte daher nicht mit Unrecht zu dem Verfasser des vorliegenden Aufsatzes, das Sebbers'sche Bild sei das ähnlichste, aber wegen mangelnder Idealität nicht sehr rühmenswerth. Goethe aber äußerte sich anerkennend darüber in den Worten: „Was der Maler Sebbers vermag, hat er an meinem Bilde auf jener Tasse lobenswerth geleistet, aber ich darf nicht verschweigen, daß ich ihm wohl zwanzig Mal, zu Stunden und halben Stunden gesessen habe. Er hat sich aber dabei keinen Strich, keinen Punkt aus dem Gedächtniß willkürlich erlaubt; daher denn freilich ein sehr ähnliches und lobenswerthes Bild entstanden ist." — Auch zu

Zelter äußert er: „Das Bild ist zu aller Menschen Zufriedenheit wohl gerathen.“ — Zelter stellte die Tasse zwei Tage lang in der Berliner Sing-Akademie aus und meldete Goethe, das Bild würde sehr verschieden beurtheilt, Alle aber wollten es haben, da es so überaus ähnlich sei; es würde für das Beste gehalten unter den zwanzig verschiedenen Abbildungen, die er von Goethe besäße. (Vgl. A. Stahr, Weimar und Jena, Bd. I, S. 413, und Robert Springer, Weimar's klassische Stätten, S. 99.) — Das Original-Tassengemälde befindet sich auf der Kunstkammer der Weimarer Bibliothek. Es ist von Sichling gestochen und in der Reihe der berühmten Deutschen im Verlage von Breitkopf & Härtel erschienen. Eine Kopie nach einer Originalzeichnung von Sebbers aus demselben Jahre ist aus dem Nachlasse des Weimarischen Theaterdirektors Heinr. Marr an den Kunsthändler Adolf Ackermann in München gelangt, welcher davon einen Lichtdruck veranstaltete.

Die erste Stelle unter den späteren Altersbildnissen Goethe's verdient wohl das auf Bestellung des Königs Ludwig von Bayern von dem bayerischen Hofmaler Joseph Karl Stieler gemalte Oelbild nach dem Leben, 1828 in Weimar gemalt. Es zeigt den greisen Dichter in Halbfigur, lebensgroß, einen Brief des Königs in der Hand haltend. Der Ausdruck ist lebendig und geistvoll, das Kolorit überaus frisch. Schuchardt rühmte es mir als das am besten gemalte; in der Goethe'schen Familie wird es für das ähnlichste gehalten. (Vgl. Artistisches Notizenblatt zur Abendzeitung, August 1828; Morgenblatt für gebildete Stände, Dezember 1828; Kunstblatt No. 104.) Das Original, früher im Besitz des Königs Ludwig, befindet sich jetzt in der Pinakothek in München. Es existiren davon eine Lithographie von J. G. Schreiner, ein Stich im Münchener Album und eine Nachbildung in Lewes' englischer Biographie Goethe's.

Eine Zeichnung von Schmeller, welche Goethen im 81. Lebensjahre darstellt, ist in einer Photographie von Schäfer in Frankfurt a. M. vervielfältigt worden.

Von dem Weimarischen Kupferstecher Karl August Schwerdgeburth findet sich ein Goethebild in Stich, in Quart, im Taschenbuch Urania vom Jahre 1822; ein anderes vom Jahre 1825, nach Rauch

und Bovy gestochen, vor Goethe's Kunst und Alterthum, Band 5, Heft 2. Derselbe Künstler begann ein Oelbild für das Goethe-Jubiläum. Unter einer Eiche auf einer Anhöhe sitzt Goethe in antikem Kostüm und besingt das Jubelfest des Großherzogs Karl August. Die Bildnisse der großherzoglichen Familie treten als Nebelbilder hervor. Verschiedene Gestalten kommen den Berg herauf und bringen ihre Huldigungen dar. In der Ferne erblickt man das Weimarische Schloß. Goethe sprach sich zum Künstler wohlwollend über die Komposition aus, fügte aber hinzu: „Sie haben mich zu hoch gestellt." — Das Bild wurde nicht vollendet; Schwerdgeburth äußerte zum Kanzler Müller: „Ich bin froh, daß dieses Machwerk verschwunden ist. Die Idee war eine gut gemeinte, aber eine verunglückte und meinen Kräften nicht angemessen." Meyer, der über die Umrisse sehr zufrieden war, wünschte, daß es im Großen ausgeführt würde; der Künstler kam jedoch diesem Wunsche nicht nach. Dagegen erschien von ihm ein Kupferstich nach eigener Zeichnung im Jahre 1832, das letzte Goethebild nach dem Leben und schon deshalb von besonderem Interesse. Der Dichter, in Halbfigur, steht an einer Eiche, auf ein Postament gestützt, worauf seine Mütze und Handschuhe liegen. Er ist geschmackvoll in einen Mantel, der von der Schulter fällt, drapirt und hält in der linken Hand eine Schreibtafel, in der rechten einen Bleistift. Die Stellung ist aufrecht, der Blick nach oben gerichtet. (Vgl. K. W. Müller, Goethe's letzte litterarische Thätigkeit.) Goethe hatte Schwierigkeiten gemacht, dem Künstler zu sitzen, fand das Bild aber sehr gelungen, doch hat er nur die Zeichnung, nicht den sehr tüchtig gearbeiteten Stich gesehen. Derselbe ist bei Heinr. Hübner in Leipzig erschienen.

Ein Jubiläumsbild malte die Gräfin von Egloffstein. Dasselbe befindet sich in dem umgebauten Residenzschloß zu Weimar und zeigt den 76jährigen Dichter mit goldenem Lorbeerkranz, in der linken Hand das Diplom seiner Vaterstadt haltend.

Das Haupt des Todten, mit dem Lorbeer bekränzt, zeichnete der Wiener Maler Preller. Ein Stich nach dieser Zeichnung, von C. Funke, erschien in Bettina's Tagebuch, 1835; eine Lithographie in Folio von Meuring.

Von anderen weniger bedeutenden Gemälden, welche Goethen darstellen, sind noch zu erwähnen: Ein Oelgemälde von Geiger in Wien, Goethe, dichtend in Waldeinsamkeit, welches sich im Besitz des Advokaten Elischer zu Pesth befindet. — Ein Bildniß von Pfenniger, welches für Gleim gemalt wurde. — Ein Portrait in Wasserfarben von Joh. Heinr. Meyer, worüber Kugler im Deutschen Kunstblatt 1855, No. 19, berichtet. Dasselbe war in Besitz des Direktors Schuchardt in Weimar. — Ein lebensgroßes Pastellbild, welches auf der Berliner Ausstellung 1861, ohne Angabe des Künstlers, ausgehängt war.

Unter den Stichen, welche nach Goethebildern angefertigt wurden, sind nennenswerth: Ein Stich von Fr. Belt, vor dem Göttinger Taschenkalender 1804 (vgl. Zeitung für die elegante Welt, 1802, No. 19). — Ein Stich vor dem 2. Heft des 5. Bandes von Kunst und Alterthum, welchen Reinhard für das ähnlichste Bild hielt. — Ein Stich vor dem 1. Bande von Goethe's Werken, vollständige Ausgabe letzter Hand. — Ein Kupferstich nach einer Zeichnung von Kügelgen erschien 1819 bei Artaria und Fontaine in Mannheim. — Ein Kupferstich von J. S. Tröndlin ist nach Rauch's Büste gezeichnet und stellt Goethen in ganzer Figur dar, $8^1/_2$ Zoll hoch. Der Stich erschien in der Weber'schen Buch- und Kunsthandlung 1830. — Ein Stich von Lips stellt eine Goethebüste auf einem Postament dar, nach einer allegorischen Zeichnung von Angelica Kaufmann.

Von anderen Stichen, Zeichnungen und Steindrucken: Ein Stich von Liebe, in Duodez. — Ein Stich von Schulze, vor der neuen Jubiläums-Ausgabe vom Werther, 1824, in Weygand's Verlag, die späteren Ausgaben bei Gebhard und Reisland; derselbe ist nicht gelungen, und Goethe äußerte sich darüber unzufrieden: „Ich habe die Idee gehabt, mich nach einem alten Bilde von Kraus graviren zu lassen, damit die Leute doch sehen, wie ein Verfasser solch' tollen Zeugs ungefähr beantlitzt gewesen." Goethe ließ im nächsten Heft von Kunst und Alterthum sein Bild von Schwerdgeburth erscheinen. — Nach diesem Stich ist ein Porzellangemälde auf einer Tasse aus der Berliner königlichen Porzellan-Manufaktur gefertigt. — Eine Lithographie von Bendixen, nach einer Zeichnung von Vogel, mit Facsimile, Hamburg

1826, danach ein Taſſengemälde aus der Berliner Porzellan-Manufaktur. — Ein Stich in den Kupfern zu Goethe's Werken, Stuttgart und Tübingen, 1827. — Stich von Uhlemann, vor dem 46. Bande der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften; in Schmidt's Biographie berühmter gelehrter Männer, Heft 1; von Arndt, in der Zeitſchrift Aurora, 1803; das Titelkupfer von Brückner in der Zeitung für die elegante Welt, 1804. In der Radirung von Chodowiecki, welche ſich vor dem 29. Bande der allgemeinen deutſchen Bibliothek befindet, vermißte Lavater „Adel und Freiheit". — Eine Zeichnung von Imhoff wurde der Frau von Stein geſchenkt; eine andere von Carvelle, aus dem Jahre 1782, iſt verloren gegangen. — Ein Stich vom Jahre 1777 ſteht vor dem 3. Stück des Theaterjournals Deutſchland von demſelben Jahre. — 1798 erſchien ein Stich von Blaſchke in Wien vor dem Braunſchweiger Nachdruck des Benvenuto Cellini. — Gerühmt wird die Zeichnung von Burg, vom Jahre 1808, worin der Dichter jugendlich — nach Frau von Stein: „wie ein römiſcher Senator" — erſcheint. Die Zeichnung kam in Goethe's Beſitz und — wie Goethe ſagt — ſeine Familie wußte dieſelbe als erfreuliches Denkmal zu ſchätzen. — Ein Bild des 23jährigen Dichters erſchien 1821 in London, als Titelbild in James Bell's Letters from Wetzlar. — Eine Lithographie aus demſelben Jahre von Hentſchel vor den Scenen aus Goethe's Jugendjahren, Berlin, 1821. — Ein Bild von Schwerdgeburth erſchien 1824 vor dem Heft von Kunſt und Alterthum. — Bald nach dem oben erwähnten Bilde von Schulze, 1825, erſchien der bekannte Kupferſtich mit Goethe's Facſimile:

„Meinen feierlich Bewegten
Mache Dank und Freude kund.
Das Gefühl, das ſie erregten,
Schließt dem Dichter ſelbſt den Mund."

Ein lithographirtes Goethe-Portrait von E. Delacroix ſteht vor der Pariſer Ausgabe der Ueberſetzung des „Fauſt" von Albert Stapfer, 1828; ein anderes vor dem deutſchen Almanach von 1830, in Leipzig herausgegeben von A. von Chamiſſo und G. Schwab; ein drittes in Frasers Magazine, March 1831. — Ein Stahlſtich in Auguſtin's Charakteriſtiken. — 1832 erſchien ein Stich in Folio von Buſſe in

Dresden, nach Coudray's Entwurfe: den Manen Goethe's. — Zwei Goethe-Bildniſſe ſind der engliſchen Ausgabe von Lewes' Life of Goethe beigegeben. — 1875 erſchien in Rob. Keil's Mittheilung von Goethe's Tagebuch aus 1776—1782 ein Stich von A. Weyer, nach W. Finke.

Einer Silhouette, von Fräulein Adele Schopenhauer ausgeſchnitten, ſei hier noch erwähnt. Eine ſorgfältig mit Frack, Jabot und Kniehoſe bekleidete Figur, den Hut in der Hand, verbeugt ſich tief und ſteif. Sie trägt Goethe's Züge und auf dem Nacken ſitzt ein kleiner geflügelter Genius, der die Hände nach vorn ſtreckt und ihn „krabbelt". Die Silhouette ſchenkte Goethe dem jungen Felix Mendelsſohn in's Stammbuch, am 20. Januar 1822, und ſie befindet ſich noch im Beſitz des Sohnes, Dr. Karl Mendelsſohn-Bartholdy. — Im Privatbeſitz von Robert Keil in Weimar befindet ſich auch eine kleine humoriſtiſche Zeichnung, welche den alten Goethe ſpazirend, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, darſtellt.

Unter den ſtatuariſchen Darſtellungen von Goethe ſteht obenan Schwanthaler's Standbild auf dem Goetheplatz zu Frankfurt a. M. Im Oktober 1844 fand die feierliche Einweihung ſtatt. Die Statue iſt meiſterhaft entworfen und ausgeführt. Nach vielem Streit über die anzuweiſende Stelle, wählte man den Allee-Platz; am Vorabend wurde im Theater „Götz von Berlichingen" aufgeführt. — In dem erzenen Dioskuren-Denkmal von Rietſchel, welches am 4. September 1857 vor dem Theater in Weimar enthüllt wurde, ſind die beiden Dichterfürſten, Goethe und Schiller, neben einander geſtellt, Hand in Hand, wie ſie lebten und wirkten. Neben dem begeiſtert aufſchauenden, weit vorſchreitenden Schiller erſcheint Goethe ſtattlich, ruhig und erhaben, merkwürdiger Weiſe aber viel älter als er bei Schiller's Lebzeiten war. Zu dem Denkmal waren große Summen von der großherzoglichen Familie, Spenden vom Kaiſer von Oeſterreich, dem Könige von Preußen und anderen deutſchen Fürſten verwandt worden. Von außerdeutſchen Monarchen war Napoleon III. der einzige, der ſich dabei betheiligte. König Ludwig von Bayern übernahm die Lieferung des Erzes. Müller, der den Guß ausgeführt hatte und Gaſſer aus Wien, der die Wieland-Statue geſchaffen, wurden zu Rittern

des Falkenordens ernannt, Rietschel erhielt das Komthurkreuz des nämlichen Ordens.

In der Statue von Wiedermann, ein Geschenk des Königs von Bayern an die Stadt München, am 28. August 1869 enthüllt, ist Goethe in jugendlichen Jahren dargestellt.

Die schöne Statue im Berliner Thiergarten, enthüllt am 2. Juni 1880, von Schaper, stellt Goethen in der Blüthe des Mannesalters dar; in vornehm ruhiger Haltung. An den drei Seiten des cylindrischen Postaments erblickt man die allegorischen Figuren der lyrischen Dichtung, der dramatischen Dichtung und der Wissenschaft.

Zu Karlsbad, wo Goethe lange Sommerzeiten zugebracht hatte, wurde am 5. Juli 1883 ein Goethe-Denkmal, das erste in Oesterreich, enthüllt. Dasselbe besteht in einer vom Stuttgarter Professor Dondorf geschaffenen Büste mit dem Antlitz des ruhigen, forschenden Greises.

Die früheste Goethe-Büste ist die von Alexander Trippel in Rom 1787 modellirte, für den Fürsten Christian von Waldeck in Marmor ausgeführte und im Schlosse zu Arolsen befindliche; eine Nachbildung davon in Marmor befindet sich in der Kunstkammer der Weimarer Bibliothek. Die Auffassung schließt sich der jugendlich idealen Darstellung des Oeser'schen und des May'schen Bildnisses an, wenngleich die Büste acht Jahre später als Letzteres, entstand. Die Brust der Büste ist bekleidet mit einem Gewande, welches auf der rechten Seite durch eine tragische Maske zusammengehalten wird. Es ist ein Apollo-Antlitz, worin sich der Uebergang vom Jünglings- zum Mannesalter mit gedämpfterem Feuer ausspricht. Goethe schreibt darüber in den Briefen der italienischen Reise vom 28. August und vom 12. September 1787, sie mache ein gutes Ganzes, sei gut gerathen und Jeder bezeige sich damit zufrieden; sie sei in einem schönen, edlen Styl gearbeitet und er hätte nichts dagegen, daß die Idee in der Welt bleibe, als hätte er so ausgesehen. Aehnlich soll er sich zu Bettina von Arnim geäußert haben: „Ich kann es mir wohl gefallen lassen." Die Goethe'sche Familie hält diese Büste für die richtigste und würdigste Auffassung des Antlitzes aus früherer Lebensperiode.

Ein Gipsabguß ist im Besitz des Herrn Eichler in Berlin; eine Photographie davon ist im Kunsthandel erschienen.

Im Besitze von Jakob Grimm in Berlin befand sich eine nach dem Leben modellirte Büste Goethe's von Weisser, welcher dazu eine Abformung des Antlitzes benutzt hat. Die Züge sind noch immer jugendlich; Zopf und Seitenlocken sind verschwunden; das Haar erscheint fast dünn anliegend.

Die Büste von Klauer in Weimar, nach dem Leben modellirt, wurde 1782 aus einer besonderen Steinart gefertigt, welche Goethe bei der Untersuchung des abgebrannten Schlosses entdeckt hatte. Es war ein Stein, welcher die Mitte zwischen dem gemeinen Waldstein und dem Marmor hält. Die Herzogin Amalie ließ die Büsten ihrer Lieblinge — ihrer drei Genien, wie sie an Knebel schreibt — Goethe, Wieland und Herder, daraus fertigen und in Tiefurt aufstellen. Sie gefielen so, daß der Graf Golowkin noch drei andere für Petersburg bestellte. Goethe's Büste, in Naturgröße und mit unbekleideter Brust, blieb später in der Weimarer Bibliothek erhalten. Eine Ausführung in gebranntem Thon erhielt Zelter, von welchem sie auf den Direktor Grell in Berlin überging.

Von Dondorf findet sich eine Goethebüste, ebenfalls jugendlich modellirt, in der neuen Bibliothek zu Jena.

Von nun ab zeigen die Büsten den Dichter von Jahrzehend zu Jahrzehend langsam in das Greisenalter vorrückend.

Friedrich Tieck zu Berlin modellirte 1801 Goethe's Büste nach dem Leben, mit bekleideter Brust, in Naturgröße. Dieselbe wurde 1806 in Weimar wiederholt. Der stolze Nacken, der sinnige Blick des Antlitzes sind trefflich dargestellt. — Von demselben Künstler befindet sich in der Walhalla bei Regensburg eine Kolossalbüste Goethe's in Hermen-Form, 1806 zu Rom auf Bestellung des Königs Ludwig von Bayern in Marmor ausgeführt. — Im Jahre 1820 modellirte Tieck in Jena eine Goethebüste in Naturgröße, ohne Bekleidung. August Wilhelm von Schlegel dichtete in Bezug darauf:

„Sieh hier Goethe's geweihetes Haupt! gleich mächtig umfaßt es
Neben Geschäften des Staats Kunst, Poesie und Natur."

Diese Büste, welche verloren gegangen war, wurde wieder auf-

gefunden und von Heinrich Manger für den Berliner Künstlerverein kolossal nachgebildet. — Die Kolossalbüste wurde in der Lauchhammer'schen Kunstwerkstätte gegossen.

Eine Goethebüste von Gottfr. Schadow, über der Natur geformt, kam in Metallabguß in Besitz des Professor Hildebrand in Düsseldorf. — Eine andere Büste in Marmor von demselben Künstler, Hals und Brust bekleidet, auf der Brust den Stern des Falken-Ordens, besaß Schadow's Schwiegertochter in Berlin. Ein Abguß davon ist nicht vorhanden. — Im Jahre 1815 nahm Schadow in Weimar einen Abguß von Goethe's Antlitz in Gips; diese Maske wurde später in Metall gegossen. — Aus demselben Jahre rührt eine Büste von Weiser. Goethe schreibt darüber an Willemer: „Der zu früh verschiedene Bildhauer Weiser hat meine letzte Büste verfertigt. Ein Abguß davon steht im Brönner'schen Laden. Im Fall sie bei Beschauung und Prüfung Beifall findet, so kann ich mit einigen Abgüssen aufwarten. Die Formen sind nach seinem Tode in den Händen des Industrie-Comptoirs." — Eine Goethebüste in Marmor, 1817 zu Berlin von Gottfr. Schadow ausgeführt, war Jahre lang im Atelier des Künstlers aufgestellt.

In demselben Atelier befand sich eine kleine Goethefigur in Gips, im Jahre 1818 von Emil Wolf in Berlin modellirt. Goethe in sitzender Stellung, in der rechten Hand einen Griffel, in der linken eine Schreibtafel haltend.

Der Plan zu einem Goethe-Denkmal in Frankfurt a. M. wurde am 8. December 1819 in einer Versammlung bei Bethmann gefaßt. Der Vorsitzende war Sulpiz Boisserée; zu den übrigen Mitgliedern gehörte auch Dr. Kestner, der Sohn der Lotte im „Werther". Eine Aufforderung zur Subscription erging an die deutschen Höfe und das Publikum. Goethe, dem man das Vorhabende meldete, rieth in einem Briefe vom 14. Januar 1820, „mit bescheidener Sorgfalt zu verfahren, damit die Nemesis nicht wachgerufen werde". Im Jahre 1821 wollten die Frankfurter Freunde den Bildhauer Dannecker nach Weimar schicken, um eine Büste von Goethen fertigen zu lassen. „Sollte es nicht etwas bedenklich sein," — schrieb Goethe, — „einen Bildhauer dahin zu senden, wo er keine Formen mehr findet? Wie

kann dem Marmor ein Bild günstig sein, aus dem die Fülle des Lebens verschwunden ist?" — Boisserée erwiderte: „Die Lebendigkeit des Geistes und die Kraft der Seele, das wird der Künstler sicherlich in den edlen Zügen finden, und was den Formen an Fülle gebricht, das wird er, ohne unwahr zu sein, leicht zuzugeben wissen." — Dannecker war Goethen genehm. „Durch ihn modellirt," — meinte er, — „würde er sich wieder neben Schiller denken können." — Dannecker wurde aber durch Krankheit der Frau behindert und Goethe schlug Rauch vor.

Rauch fertigte Goethe's Büste im Jahre 1820 in Jena, welche ihn in der Glorie des Greisenalters darstellt; der erste Gipsguß kam am 24. September in die Ausstellung. Goethe äußerte darüber zu Zelter (III, S. 165): „Mit Rauch's Büste bin ich sehr zufrieden. Hätte er sie secretirt und, in Marmor ausgearbeitet, zuerst aufgestellt, so wäre das Problematische, was gegenwärtig noch darinnen liegt, gar nicht zur Sprache gekommen." In einem Briefe an Schultz (S. 221) fügt er noch die Worte hinzu: „Ich aber verstehe es recht gut und weiß es seinem inneren Werthe nach zu schätzen." — Einen Abguß bestellte der Kronprinz von Preußen. Eine Ausführung in Marmor kam 1823 in Besitz des Herrn von Quandt in Dresden, für seine Villa bei Ditterbach. Stein in Breslau erwarb ebenfalls einen Abguß; als Geschenk erhielt sie Friedrich Brunn in Kopenhagen. Eine Verkleinerung lieferte Rauch für die königliche Porzellan-Manufaktur. — Eine Rauch'sche Büste, welche Goethe der Frau von Stein geschenkt hatte, ist im Besitze einer Familie Koch in Berlin und wurde im April 1880 im Institut des Fräuleins Therese Koch öffentlich ausgestellt. — Nach einem lebensgroßen Modell, welches Rauch im Jahre 1822 gefertigt, ciselirte Glanz eine Goethebüste, welche in der königlichen Eisengießerei in Berlin gegossen wurde und in die Mustersammlung des Ober-Bergamts für die preußischen Provinzen gelangte. — Nach demselben Modell ist eine 12 Zoll hohe Biscuitbüste in der königlichen Porzellanfabrik zu Berlin verfertigt; letztere verkleinert, von C. Fischer modellirt, ebendaselbst. — Zu dem Goethe-Schiller-Denkmale fertigte Rauch ein Modell. Das Ganze ist in erhabener Idealität gehalten, Kostüme und Drapirung antik. Das Modell

befindet sich im Besitz des Generaldirektors von Olfers in Berlin; ein zweites in Gips steht in einem Salon des Schillerhauses zu Weimar. Der Künstler, der letzteres selber dorthin schickte, äußerte zu dem Kastellan: „Wenngleich dieses Mal der Schüler (Rietschel) dem Meister den Rang abgelaufen hat, so habe ich doch auch noch meine Verehrer und werde mein Modell herschicken." — Von Rauch existiren noch mehrere Skizzen und Goethe-Statuetten: eine kleine Statue, welche den Alten stehend, die Hände auf dem Rücken, darstellt; eine andre vom Jahre 1825, welche der Hofrath Förster in Berlin besaß; eine Skizze in sitzender Stellung, den linken Arm auf die Sessellehne gestützt, in Bronce ausgeführt; eine andere in Gips, die rechte Hand in den Mantel gehüllt; eine in stehender Stellung, die rechte Hand auf einen Dreifuß stützend und in der linken einen Lorbeerkranz haltend, für die Prinzessin Wilhelm von Preußen in Bronce gegossen, in einem zweiten Abguß im Rauch-Museum; eine Skizze in sitzender Stellung, zu einer größeren Ausführung für den Staatsrath von Bethmann bestimmt, in Erz gegossen, in der Sammlung des Berliner Gewerbe-Instituts. — Zu dem Frankfurter Goethe-Denkmal hatte Rauch drei Skizzen gemacht; die erstere ist nicht mehr vorhanden. Ein anderer Entwurf stimmt in der Idee mit derjenigen überein, welche für die Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen gegossen wurde: Goethe an einem Dreifuß, in anschmiegendem Mantel, einen Kranz in der Hand haltend; dieselbe erschien in Bronceguß von Vollgold auf der akademischen Ausstellung 1826. Eine gleichzeitig ausgestellte Statuette war verschollen, die Gußform 1848 beim Brande der Berliner Erzgießerei zu Grunde gegangen. Friedrich Zarncke und Karl Eggers haben ermittelt, daß die Statuette in Besitz des preußischen Prinzen Friedrich Wilhelm Karl, dann an König Max von Bayern und von diesem an den Staatsrath von Daxenberger gelangte. Ein Neffe des Letzteren, der praktische Arzt Daxenberger in München, besitzt dieselbe jetzt. Die Statue ist ohne Piedestal 50 Centimeter hoch; die Figur sitzend, in straff angezogene Tunika und Toga gekleidet, der Kopf ein wenig geneigt, die rechte Hand auf einen Altar gestützt, die linke einen Lorbeerzweig haltend. — Im September 1828 fertigte Rauch in Weimar eine Statuette, Goethe im Hausrock darstellend;

genau ähnlich, wie Riemer und Thackeray versichern. Rauch änderte später daran, weil Goethe die Figur zu dick fand. — Zwei andere Skizzen, Goethe in sitzender Stellung, befinden sich im Rauch-Museum unter No. 12 und 13; davon ist die letztere vergrößert unter No. 14,2; die eine zeigt Goethen in eine Toga gekleidet, auf antikem Sessel sitzend; die linke Brust und der linke Arm unbekleidet, letzterer auf der Lehne ruhend; das Haupt ist nach rechts gewandt. Die andre Skizze stellt ihn in derselben Haltung dar, aber der Toga ist ein Unterkleid beigefügt; die Hände halten Buch und Griffel. — Im September 1880 wurde eine Gips-Statuette Goethe's, 30 Centimeter hoch, von Arbeitern in dem Mittelpfeiler der Marschallsbrücke zu Berlin gefunden, möglicher Weise einer der ersten Abgüsse einer Statuette von Rauch aus der Zeit von 1825—1826; der Dichter, in langem Rock, sitzt an einem mit Büchern besetzten Tische, die rechte Hand darauf stützend. Die Statuette ist in das Märkische Museum in Berlin gestellt worden.

Im Jahre 1823 modellirte Brandt aus Berlin eine kleine Büste nach dem Leben, welche in Bronce ausgeführt wurde und in Besitz des Hofrathes Boltzenthal in Berlin gelangte.

Eine Statuette, Goethe als Zeus auf dem Throne sitzend, wurde von Rietschel gefertigt; von diesem Künstler existirt auch ein Goethe-Reliefportrait, welches Schuchardt als sehr ähnlich rühmte.

Ein kolossales Modell in Hermenform von Joh. Jakob Flatters, 1824 in Paris, wurde ohne Benutzung der Natur gefertigt und ist von Boisserée sehr abfällig beurtheilt worden.

Frau Bettina von Arnim modellirte einen Goethekopf im Kleinen zu einem von ihr beabsichtigten Monumente; ebenso 1825 ein kleines Modell in Gips, welches den Dichter darstellt, in der rechten Hand einen Lorbeerkranz, in der linken eine Leier haltend. — Das Denkmal selber war in einer Skizze, welche sich im Besitze der Familie von Arnim befindet, in der Berliner Goethe-Ausstellung, 1861, zu sehen. Die Spitze bildet die Gruppe: Goethe, die Leier spielend, einen Genius zwischen seinen Knieen, von Bettina selber modellirt. Zu den Basreliefs des Postaments, einen antiken Triumphzug darstellend, komponirte sie die Zeichnungen, welche Steinhäuser in Rom ausführte; die

Gruppe auf der Rückseite, einen Hirtenjüngling mit einer Königstochter auf den Armen, wurde von Wolff modellirt. Die Aussicht, daß Friedrich Wilhelm IV. das Ganze würde aufrichten lassen, ist unerfüllt geblieben.

Steinhäuser, einer der ersten Bildhauer in Rom, fertigte (etwa in den Jahren 1848 und 1849) ein kolossales Thonmodell zu einer Goethestatue in Weimar; Bettina's Goethekopf gab ihm den Typus dazu. Das Werk stellt den mächtigen Geist in mächtigen Formen dar, ein Musterbild menschlicher Herrlichkeit. Ein Abguß davon ist Eigenthum der Arnim'schen Familie in Berlin. Die Büste selber stand lange Zeit in dem Tempelherrnhause im Park zu Weimar und wurde 1867 in einer Nische auf der Frontseite des dortigen neuen Museums aufgestellt. — Von demselben Künstler ist die Kolossalgruppe Goethe und sein Genius, selbstständig in Rom, jedoch nach der in den dreißiger Jahren entstandenen Komposition von Bettina von Arnim ausgeführt. Die Gruppe ist von dem Großherzog von Weimar angekauft worden.

Eine noch vorhandene Goethebüste wurde von Posch modellirt; danach wurde eine kleine Büste in Eisen, auf einem mit der Lyra geschmücktem Postament, in der Berliner Eisengießerei verfertigt.

Eine Kolossalbüste Goethe's modellirte K. Fischer in Berlin. Gipsabgüsse davon sind aus Eichler's Kunstanstalt in Berlin hervorgegangen.

Im Jahre 1829 kam der geniale französische Bildhauer Jean Pierre David von Angers unvermuthet nach Weimar, um Goethe's Büste zu modelliren. Obgleich bereits von enropäischem Rufe, fand er doch nicht sogleich Aufnahme, wurde aber, nachdem er Empfehlungsbriefe von Ampère und Cousin und die von ihm gefertigten Relief-Portraits von Cousin, Victor Hugo und Delacroix vorgelegt hatte, freundlich empfangen. Es fand nun eine Woche lang eine tägliche Sitzung statt. Der greise Dichter erschien dem begeisterten Künstler majestätisch, in einer idealen Sphäre, und er formte das Modell genial und in kolossalen Verhältnissen. Meyer und Soret konnten sich freilich anfänglich nicht in die Auffassung hineinfinden. Im Sommer 1831 langte die Büste in Weimar als ein Geschenk des Bildhauers an.

Sie ist in Pyrenäen-Marmor, der angenehm in's Bräunliche spielt, gefertigt. Die Büste gab viel zu denken; doch bewunderte man, trotz des Kolossalen und Ueberraschenden, die Lebenswahrheit und die sorgfältige Ausführung daran. In der fast übermächtigen Stirn, den hervortretenden Augenbrauen, dem wellenförmig emporstrebenden Haare und dem sinnigen, ironischen Munde sollten sich Faust und Mephisto gleichzeitig aussprechen; es ist eine geniale, individuelle Auffassung, die sich nicht bloß auf eine typische Aehnlichkeit beschränkt. Die französische Kritik hatte diese Büste für die originellste und sorgfältigste Arbeit David's erklärt. Auch Meyer erklärte sich in einem besonderem Aufsatze mit der Auffassung befreundet. Goethe selber fand sie „vortrefflich gearbeitet, außerordentlich natürlich, wahr und übereinstimmend in ihren Theilen". In einem Briefe an Zelter äußert er sich naiv: „Die kolossale Marmorbüste von David's Hand ist angekommen und giebt viel zu reden. Ich verhalte mich ganz ruhig; denn ich habe in und mit dem kleinen Format schon genug zu thun, als daß ich begreifen könnte, wie sich eine doppelt und dreifach vergrößerte Form benehmen könnte. (Vgl. Alterthum und Kunst, Bd. VI, Heft 3, S. 482 u. ff.; Briefe an Zelter, No. 807; Weimars klass. Stätten von Rob. Springer, S. 93—98.) Die Büste wurde an der einen Seite der Saalthüre in der Weimarer Bibliothek aufgestellt und an des Dichters Geburtsfeste, am 28. August 1831, feierlich enthüllt. Eine kleine Nachbildung ist bei Micheli in Berlin erschienen.

Eine Goethebüste, nach einem Gesichtsabguß von einem jungen Bildhauer gefertigt, befand sich in Besitz des Rathes Kräuter in Weimar. — Eine kleine Büste existirt auch von Rietschel.

Im Jahre 1840 wurde in der Vorhalle der Bibliothek zu Frankfurt ein Goethebildniß von dem Mailänder Pompeo Marchesi aufgestellt, wozu drei Frankfurter Bürger: die Banquiers Mylius und Seifferheld und der Naturforscher Rüppel, die Kosten bestritten hatten. Goethe ist in sitzender Stellung, mit idealer Gewandung; der Hals und ein Theil der Brust sind unbedeckt. Der Kopf ist nach Stieler's Portrait gearbeitet.

Einen sorgfältigen Abguß einer bei Lebzeiten von Goethe's Haupte abgenommenen Gipsabformung besitzt Robert Keil in Weimar.

Unter den auf Goethe bezüglichen Schaumünzen und Medaillen nimmt die seltene Münze von Boltschauer die erste Stelle ein. Die Vorderseite zeigt Goethe's Bildniß; das mit freiem Halse seitwärts gewandte Brustbild zeigt eine überraschende Uebereinstimmung mit Trippel's Büste und rührt wahrscheinlich aus derselben Zeit her. Auf der Rückseite ein nach der Sonne schwebender Adler; auf der Erde liegt eine Leier und eine lorbeerumwundene Larve; darunter der Name des Künstlers mit der unvollständigen Zeitbestimmung 17 .... Ein Goethekopf, von Necker geschnitten, befand sich in Besitz von Goethe's Mutter. (Vgl. Wagner II, 274.) Danach war eine Paste von Wedgewood gefertigt, womit Merck und die Freunde siegelten. Der Herzog Karl August schrieb, mit Bezug darauf, an Merck: „Mit Ehren kann man Goethe's Bild als Siegel führen. Wer dieses Petschaft mit demjenigen Respekt braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken." (Siehe Merck's Briefe an Karl August in „Merck" von Zimmermann, S. 545.) Eines andern Reliefbildes Goethe's aus den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erwähnt Höpfner in einem Briefe an Raspe vom 23. April 1774: „Verschaffen Sie mir doch einige hübsche Abgüsse von Antiken für Goethe! Sie sollen dafür seinen Kopf en bas relief à l'antique, von einem Schüler Nahl's vortrefflich gemacht, bekommen."

Die Schaumünze vom Jahre 1816 wurde nach dem Bildniß gegossen, welches Gottfried Schadow nach dem Leben modellirt hatte. Sie zeigt auf der Vorderseite das nach rechts gewandte Profil, auf der Kehrseite den auffliegenden Pegasus. (Vgl. Kunstwerke und Kunstansichten, Berlin, 1859, S. 150 u. ff.) Dieses Medaillon, eines der geistvollsten und gelungensten, wurde nur zwölf Mal, theils in Eisen, theils in Bronce gegossen. Ein Bronce-Exemplar befand sich im Besitze des Dr. Julius Friedländer in Berlin; ein galvanisch nachgebildetes im Besitze des Sanitätsrathes Ascherson in Berlin.

Bovy's Genfer Medaille vom Jahre 1824, nach Rauch's Portraitbüste geschnitten, zeigt auf der Rückseite einen aufschwebenden Adler, der einen Lorbeerkranz in den Klauen hält. S. P. Devrane in Berlin fertigte den Guß in Eisen. Ein Exemplar in Silber schenkte Goethe 1826 an Frau Luise Struve, geb. Melos, in Görlitz. Auch der

zwölfjährige Felix Mendelssohn erhielt ein Exemplar zum Geschenk, bei seinem ersten Besuch bei Goethen. Ein Berliner Lehrer Niebling, besitzt eine Dose, welche Goethe einem seiner Verwandten geschenkt hat; darauf ein Portrait nach Bovy's Medaille in Guilloche-Manier ausgeführt. Schwerdgeburth hat einen Stich nach dem Medaillon angefertigt, welchen Goethe bei seinem Jubiläum den Freunden bestimmte, mit der facsimilisirten Unterschrift: „Meinen feierlich Bewegten ꝛc." — Eine andere Schaumünze von A. Bovy aus dem Jahre 1831 befindet sich in Bronceguß in der königlichen Münzsammlung zu Berlin. Der Kopf, rechtshin gewandt, ist mit dem nämlichen Urstempel geprägt wie auf der vorigen Schaumünze, aber die Schrift ist verändert. Die Kehrseite, eine Nachbildung eines geschnittenen Steines, mit welchem Goethe siegelte, zeigt einen Löwenkopf mit offenem Rachen zwischen zwei Füllhörnern mit Blumen und Früchten. Darüber befindet sich eine Janusherme, deren jugendlicher Kopf einen Blumenkranz, der bärtige eine Eichenkrone trägt; über der Herme ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Goethe nennt diese Medaille in einem Briefe an Zelter (vom 24. November 1831) „eine neueste Ausgabe der Genfer Medaille, welche nicht ungeschickt auf meine Befreundung mit der organischen Natur hinweist". Goethe hatte eine Rundschrift zu dieser Medaille gegeben, die aber nicht zur Ausführung kam, wahrscheinlich, weil Bovy für die Rad-Prägemaschine 200 Friedrichsdor forderte. — Vermuthlich nach Bovy's Medaille ist das Portrait in Guilloche-Manier auf einer Dose, welche Goethe seinem Barbier Niebling schenkte. (S. oben.)

Zu Goethe's Jubiläum, der Feier von seinem fünfzigjährigen Aufenthalt in Weimar, 1825, verfertigte der Berliner Hofmedailleur Brandt aus Neuenburg in der Schweiz eine Denkmünze, welche auf der Vorderseite den Kopf des Dichters, von zwei Lorbeerzweigen umgeben, darstellt; auf der Kehrseite die sich deckenden Köpfe des großherzoglichen Paares in einem Kreise von Perlen. Goethen mißfiel das Exemplar und er äußerte: „Da sehe ich ja aus wie ein Stier." Wie Boisserée von Schuchardt hörte, so äußerte sich auch der Großherzog mißfällig über die Medaille, obgleich die Erbgroßherzogin darüber sagte: „il a l'air d'un empereur." Karl August meinte, der Hals

an Goethe's Bild sei zu dick, das Hinterhaupt zu breit, der Lorbeerkranz erscheine wie zwei Eselsohren. Goethe versiegelte die Stempel; erst nach seinem Tode kamen sie wieder zum Vorschein und es wurde eine Anzahl Exemplare abgeprägt. Eines aus Silber ist in der königlichen Münzsammlung zu Berlin. — Statt jenes verworfenen Stempels verfertigte Brandt in demselben Jahre ein anderes Medaillon, welches Goethe's lorbeerbekränztes, in einen Mantel drapirtes Brustbild darstellt. Auf der Kehrseite erblickt man die sich deckenden, nach rechts gewandten Brustbilder des großherzogliche Paares; Karl August mit einfachem Stirnband, die Großherzogin mit Diadem und Schleier. Die Berliner königliche Münzsammlung enthält einen Abguß in Silber.

Zu demselben Feste entstand das Profilmedaillon von Angelica Facius, der Tochter des Hofmedailleurs Facius in Weimar. Der rechtshin gewandte Kopf des Dichters; auf der Kehrseite: dem 7. Nov. 1825, zwischen einem Eichen-, einem Oel- und einem Lorbeerzweige, die sich zum Kranze schlingen. Diese Münze befindet sich in der Münzsammlung zu Berlin und im Residenzschlosse zu Weimar.

Im Jahre 1825 schnitt auch Karl Fischer in Berlin Goethe's Profilbild nach Rauch's Büste in Stahl. Von demselben Künstler ist das Profilmedaillon von 1827, worauf der Kopf von einem sprossenden Lorbeer und einem Dreifuß umgeben ist. Nach diesem Stahlschnitte fertigte Reinhard in Berlin eine Glaspaste von gleicher Größe.

Die in der G. Loos'schen Medaillenmünze zu Berlin entstandene Denkmünze von König, 1826, zeigt das mit dem Dichterlorberr bekränzte Haupt, auf der Kehrseite die ganze Figur des Dichters selbst im antiken Kostüm, in der Mitte der tragischen und der lyrischen Muse, die ihn mit dem Kranze der Unsterblichkeit schmücken. — Auf der König'schen Münze von 1832, aus derselben Kunstanstalt, ist der Goethekopf mit dem nämlichen Urstempel geprägt, wie der von 1826. Auf der Kehrseite wird der lorbeerbekränzte Dichter von einem Schwan gen Himmel getragen. Goethe, mit einem Mantel bekleidet, hält in der Linken die Leier und erhebt die Rechte zu den neun Sternen über seinem Haupte.

Ein Brustbild Goethe's von 1826, in Relief, $3^3/_4$ Zoll im Durchmesser, wurde von Devrane in Berlin gegossen.

In demſelben Jahre vertheilte die Berliner Mittwochsgeſellſchaft zu Goethe's Geburtstage als Preis für das beſte Lied Goethe's Bild, nach Rauch, in einem Siegelringe von Reichard geſchnitten.

Im Jahre 1827 modellirte Poſch Goethe's Profilbildniß nach dem Leben.

Zum 28. Auguſt 1831 ließen die Deutſchen in Rom eine Medaille zu Neapel ſchlagen, welche auf der vorderen Seite Goethe's Bildniß, auf der Rückſeite die Inſchrift trägt: Goethen zum 28. Auguſt, Pompeji, 1831.

Ein Petſchaft mit Goethe's Bildniſſe wurde von Dannecker modellirt; einen Siegelabdruck davon beſaß Herr Lehfeld in Berlin.

Der Medaille von König zum Gedächtniß an Goethe's Tod iſt bereits erwähnt worden. Zu Goethe's hundertjährigem Geburtstage ließ die freie Stadt Frankfurt 1849 Zweigulden-Stücke prägen; auf der Hauptſeite der gekrönte Wappenadler von Frankfurt, auf der Kehrſeite in einem Lorbeerkranze die Inſchrift: Zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier am 28. Auguſt 1849.

Hiermit beſchließen wir die beträchtliche Reihe der Goethe-Monumente in Bildniſſen, Büſten und Schaumünzen. Die meiſten, welche wir anführten, ſind von eminenten Künſtlern gefertigt; alle ſind mehr oder weniger werthvoll und auch das geringſte unter ihnen hat den Zweck, nicht nur die äußere, ikoniſche, ſondern auch die ideale, ſymboliſche Erſcheinung jenes denkwürdigen Mannes wiederzugeben und ſein höchſtes Geiſtesſtreben zu verherrlichen, mit welchem er als Dichter, Beamter, Gelehrter und in vielen anderen Lebensrichtungen ſeiner Nation auf der Bahn zum Unendlichen vorleuchtete.

(15) ESSAYS A 61 793

Essays

zur

Kritik und Philosophie

und zur

Goethe-Litteratur.

Von

Robert Springer.

Minden i. W.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1885.

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.

England und Amerika.

Fünf Bücher englischer und amerikanischer Gedichte

von den Anfängen bis auf die Gegenwart.

In deutschen Uebersetzungen.

Chronologisch geordnet mit litterarhistorisch-kritischen Notizen und einer Einleitung:

Ueber Geist und Entwickelung der englischen Poesie

von **Julius Hart.**

Preis: Eleg. broch. M. 6. Eleg. geb. M. 7,50.

Orient und Occident.

Eine Blüthenlese aus den vorzüglichsten Gedichten der Weltlitteratur.

In deutschen Uebersetzungen.

Nebst einem biographisch-kritischen Anhang.

Herausgegeben von **Julius Hart.**

Preis: eleg. brochirt M. 5,50, eleg. gebunden M. 7.

Renaissance und Rococo.

Abhandlungen

zur

Kulturgeschichte der Deutschen Reichshauptstadt.

Von **Oskar Schwebel.**

523 Seiten, 8°, elegant brochirt Preis M. 7,50, hochelegant gebunden in Originaldecke M. 10.

Geschichte des deutschen Liedes

von **Edouard Schuré.**

Eingeleitet von Adolf Stahr.

Dritte Auflage.

Mit einem Vorwort von Oskar Schwebel.

Allein berechtigte deutsche Ausgabe.

424 Seiten, 8°, elegant brochirt 3 M. Preis hochelegant gebunden 4,50 M.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden.